Gensingen 1924

Gustav Freytag

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Gustav Freytag

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

II BAND

Vom Mittelalter zur Neuzeit

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Die Ausgabe erscheint im Einvernehmen mit den Freytagschen Erben und dem Verlage S. Hirzel, Leipzig; sie wurde von Dr. G. A. E. Bogeng, Bad Harzburg, besorgt. Die Einführung und die ergänzenden Anmerkungen dieses Bandes verfaßte Geh. Hofrat Prof. Dr. G. v. Below, Freiburg i. Br. Einband und Textvignetten zeichnete Professor Georg Belwe, Leipzig, der auch die gesamte Buchausstattung leitete.

Druck und Bindearbeit wurde in den Spamerschen Offizinen hergestellt; die Firma Dr. Trenkler & Co. führte die Vierfarbendrucke aus, H. H. Ullstein lieferte das Papier. Sämtlich in Leipzig.

Inhaltsübersicht.

II. Vom Mittelalter zur Neuzeit.

Seite

Einführung von G. v. Below XIII

Einleitung. Die innere Einheit des Zeitabschnitts von den Hohenstaufen bis zum Dreißigjährigen Kriege 1

I. **Das Rittertum im dreizehnten Jahrhundert.** Das Rittertum als persönliche Ehre der gepanzerten Reiter; Edle, Dienstmannen. Die Ritter als Dienende. Das Kind und seine höfische Zucht. Ritterschlag und Recht ihn zu erteilen. Vorrechte des Ritters. Seine Rüstung. Turnierwaffen. Die Waffenübungen: die Tjost, das Forestieren, Tafelrunde und Artushöfe, der Buhurt, der Turney, und Schilderung, Zahl der Kämpfer, Bedeutung der Spiele. Die Trägen, das Unpraktische der Ritterspiele. Verwilderung der Ritter. Die Gefangennahme Ulrichs von Liechtenstein durch seinen eigenen Lehnsmann, nach dem „Frauendienst". Änderungen in der Bewaffnung und Verfall im nächsten Jahrhundert. Die Rittermäßigen. Das Rittertum nach dem Ritterspiegel des Johannes Rothe um 1400 4

II. **Aus deutschen Dörfern** (1200—1500). Ritter und Bauer. Zustände des Landvolks, Schilderung des Dorflebens zur Zeit des Neidhart von Reuenthal. Streben des Landmanns nach dem Ritterschild. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre und Erzählung vom Bauer, der ein Ritter werden wollte. Ehen zwischen Rittern und Bauern. Die freien Bauern. Der Landmann im 15. Jahrhundert. Sein Verhältnis zu der gelehrten Bildung 50

III. **Aus der Heimat der Habsburger.** Kaisermacht und Papstmacht. Das Reich um 1273. Charakteristik Rudolfs von Habsburg. Seine Wahl, Kämpfe mit Ottokar, bedrängte Stellung im Reich, Familieninteresse, Urteil über seine Bedeutung. Bericht über den Elsaß und über Rudolf nach den Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar. Habsburger und Luxemburger 90

IV. **Auf den Straßen einer Stadt** (nach 1300). Eigentümliches des 14. Jahrhunderts. Das Leben in der Genossenschaft, Wachstum der Städte, Ritterbürtige und

Seite

Kaufleute. Handwerker und Innungen. Das Aussehen einer größeren Stadt um 1300. Umgebung. Das Stadtvieh. Das Pflaster, Wasser, die Straßen, Kirchen, Schulen und Rathaus, Glocken und Uhren. Ein Markttag. Die Arbeit der Handwerker. Frachtwagen. Gäste und Gastspenden. Die Bäder. Die Ritterbürtigen vom Lande. Das Leben im Hause, Kleidung, Speise und Trank. Der Abend auf den Gassen. Neues und Merkwürdiges. Die Wirtshäuser. Die Nacht. Größe der Städte. Tüchtigkeit des Handwerkers, Gebräuche des Handwerks. Die Vorsage der Schmiedegesellen. Der wandernde Handwerker als Kolonist 114

V. Besiedelung des Ostens. Schlesien. Kämpfe der Deutschen und Slawen. Fortdauernder Zug nach dem Osten. Die slawische Einwanderung im Osten der Elbe, unsichere Spuren germanischer Ureinwohner. Das slawische Schlesien unter den Piasten. Deutsche Mönche. Anlage deutscher Dörfer und Städte. Eigenart der deutschen Schlesier. Ihr Schicksal unter den Luxemburgern; in der Hussitenzeit; im Dreißigjährigen Kriege 195

VI. Besiedelung des Ostens. Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politischen Genossenschaft. Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause. Ihre älteste Regel und Zusätze. Der Orden bis zu seinem Verfall kein adliger Orden. Seine Gebietiger, Priester, Ritter, Sarjanten, Techniker, dienenden Brüder; Zahlenverhältnis der Ritter und Nichtritter. Hermann von Salza und das Streben nach Landerwerb. Die heidnischen Preußen. Kolonisation in Livland. Das Verfahren, Preußen zu besiedeln. Die ersten Kreuzfahrten. Ebben und Fluten der Erfolge. Heldenzeit des Ordens. Begeisterung. Wildheit. Die Sagen und Martin von Golin. Das 14. Jahrhundert des Ordens. Gute Verwaltung. Inneres Siechtum. Die Preußenzüge des Adels. Die Reisen nach Litauen und Grenzerleben. Kriegsbrauch des Ordens. Unrühmliche Beutefahrten. Der Zug Herzog Albrechts von Österreich im Jahre 1377, nach Peter Suchenwirt. Schneller Verfall des Ordens 212

VII. Besiedelung des Ostens. Vom Bord der Hansen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel des Oberdeutschen und Niederdeutschen. Verschiedenheit der Geldwährung. Die Hansa. Lockerer Zusammenhang der Städte. Die Osterlinge. Der Fischfang und der Hering. Der Hanse in der Heimat. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. Verkehr in der Baye. Niederlassungen und Höfe des Hansen. Schoonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hansen nach niederdeutschen Chroniken. Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. Schiffe von Wismar im Eise 1394. Die Schlacht im Norsund 1427. In der Baye 1443. Paul Beneke von Danzig 1473. Verfall der Hansa. Die Neuzeit 246

VIII. Krieg und Fehde im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volkstümliche Auffassung des Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwischen Dorf und Stadt. Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorsichtsmaßregeln, Rüstungen.

Seite

Außenhäuser. Polizei. Absage. Beutezüge. Verteilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geschütze. Batterien. Städtebünde und ungünstige Stellung der Städte beim Vergleich. Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeschäfte. Haß gegen die Städter. Gesellschaften der Rittermäßigen. Die Gesellen des Fehders. Die Reisen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache . . 282

IX. **Aus den Hussitenkriegen.** Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Universität Prag. Das wissenschaftliche Denken. Freude an den Naturwissenschaften. Öffentliche Lehre. Verfall der Kirche. Unwissenheit der Laien und Geistlichen in Glaubenssachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderschaften. Wirkung der Predigt. Die Mystiker. Verlauf der hussitischen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Huß. Bericht des Martin von Bolkenhain 319

X. **Eine deutsche Frau am Fürstenhofe** (um 1440). Entwicklung des Volksgemüts zur Hussitenzeit. Leben an den Höfen. Die letzten Luxemburger. Die ungarische Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewissenskämpfe im 15. Jahrhundert 366

XI. **In den Turnierschranken** (um 1480). Verfall der höfischen Zucht. Allmähliche Erhebung des niederen Adels. Die Ritterwürde. Ritterschlag am Heiligen Grabe. Erziehung des adligen Knaben am Fürstenhofe. Reise in die Fremde. Frauendienst. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Gesellschaften. Die Schauenburge im Itztal. Bericht des Wilibald von Schauenburg über seine ritterlichen Fahrten 383

XII. **Die frommen Landsknechte** (um 1492). Nicht durch Maximilian geschaffen, früheres Vorkommen. Besserung der Wehrkraft im Reiche. Genossenschaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältnis zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerspenstigkeit. Die Lage der Befehlshaber. Der niederländische Krieg. Bericht des Landsknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urteil darüber. Kaiser Maximilian 430

XIII. **Die fahrenden Leute.** Ihre Herkunft aus dem römischen und germanischen Heidentum. Ihre Tätigkeit im Mittelalter. Vollark und der Teufel. Allmähliche Versöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geistlichen Spiele. Fahrende Schüler. Zigeuner und ihre Sprache. Rotwelsch und die Bettler. Schluß 482

Anmerkungen 521

Einführung.

Den zweiten Band leitet Freytag mit einer Erörterung über die zweckmäßigste Einteilung der deutschen Geschichte ein. Nachdem er anerkannt hat, daß namhafte Gründe für die Festhaltung der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit am Anfang des 16. Jahrhunderts sprechen, macht er geltend, daß man bei näherem Zusehen doch stillwirkende Kräfte wahrnehme, die lange schon geschäftig gewesen seien, die entsprechenden großen Ereignisse hervorzubringen, die am Anfang des 16. Jahrhunderts zutage treten. Von solchem Gesichtspunkt aus entscheidet er sich dafür, statt des üblichen Einschnitts am Anfang des 16. Jahrhunderts den Einschnitt schon im 13., 1254, zu machen und von da eine Periode bis 1648 laufen zu lassen. Der Anfang der Neuzeit ist ihm „die vertragsmäßige Sicherung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staats", die Zeit seit 1254 bis dahin eine Übergangszeit zur Neuzeit hin.

In der jüngsten Zeit ist die Frage der Periodisierung der Geschichte mit großem Eifer verhandelt worden, und es ist dabei auch Freytags Einteilung von neuem begründet worden. Uns scheinen freilich nach wie vor die Tatsachen, die für den üblichen Einschnitt am Anfang des 16. Jahrhunderts angeführt werden, ausschlaggebend zu sein (siehe die zusammenfassende Würdigung bei G. v. Below, „Die Ursachen der Reformation", S. 108 ff.). Und wir möchten uns gerade auch auf Freytags Praxis berufen, die wieder, im Gegensatz zu seiner These, den Einschnitt am Anfang des 16. Jahrhunderts als unentbehrlich erweist: seinen zweiten Band schließt er mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, mit einem Hinweis auf Luther, und beginnt den nächsten frisch energisch mit Humanismus und Reformation. Und nicht nur, daß uns hier sehr merkbar der Hauch einer neuen Zeit entgegenweht, Freytag kommt auch mit seiner Ansetzung eines neuen Zeitbeginns um 1254 in Schwierigkeiten. Den ersten Band schloß er mit einer Schilderung des Rittertums;

den zweiten beginnt er mit der Fortsetzung dazu, der genauern Darlegung der Einrichtungen des Rittertums. Vom städtischen Bürgertum berichtet er im ersten mehr nur nebenbei; die breitere Ausführung über dieses enthält erst der zweite Band. Und doch stellt das Städtewesen vor 1254 schon etwas recht Kräftiges dar. Dies führt uns zu einem größeren inneren Gegensatz der Auffassung. Angesehene Forscher (so O. v. Gierke) sind geneigt, in den Städten etwas an sich Neuzeitliches zu sehen. In Wahrheit ist die mittelalterliche Stadt mit ihrer politischen Selbständigkeit, mit der grundlegenden Zunftverfassung, mit allen stadtwirtschaftlichen Einrichtungen ein echtes Erzeugnis und Kennzeichen des Mittelalters. Wir haben zwischen mittelalterlicher und moderner Stadt zu unterscheiden. Die Neuzeit beseitigt die Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Stadt und hat in ihrem Beginn gegen diese sogar einen regelrechten Kampf geführt. Wenn man die Stadt aus dem Mittelalter herausnehmen will, beraubt man es eines wesentlichen Stücks. Wenn man die Stadt von ihrer ersten großen Zeit an zur Neuzeit rechnet, bringt man in den Begriff der Neuzeit etwas Widerspruchsvolles hinein. Ich habe mich über diesen Gegensatz der Auffassung in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters", Bd. I (1914), in dem ich das Wesen der mittelalterlichen Verfassung zu bestimmen unternehme, ausführlich geäußert.

Wir dürfen aber auch hier wiederum hervorheben, daß Freytags Darstellung Bestand behält, insofern er ja in der Praxis wesentlich der richtigen Anschauung von den Dingen gefolgt ist. Nicht unerwähnt wollen wir ferner lassen, daß er die Jahrhunderte von 1254 bis zum Auftreten Luthers als echt mittelalterlich schildert, indem er auf die Gebundenheit des einzelnen in der Gemeinschaft, auf das geschlossene Leben innerhalb der Genossenschaft hinweist.

Echt historischen Blick hat Freytag bewährt, indem er der Besiedelung des Ostens im zweiten Band außerordentliche Aufmerksamkeit schenkt, ihr drei ganze Kapitel widmet. Sie ist ja in der Tat, zum mindesten was die äußere Volksgeschichte betrifft, aber auch darüber hinaus, das wichtigste Ereignis aus der deutschen Geschichte. Übrigens zeigt sich hierbei von neuem die Undurchführbarkeit des Einschnitts von 1254: Kolonisierung und Germanisierung des Ostens beginnen seit etwa dem 11. Jahrhundert, im Südosten sogar noch viel früher.

Freytag schildert ergiebig beide Seiten der Besiedlung des Ostens mit Deutschen, die ländliche wie die städtische, welche letztere mit der hansischen Geschichte nicht zusammenfällt, aber in ihr einen Gipfelpunkt erreicht. Das ertragreiche Arbeitsfeld der Kolonisierung und Germanisierung des Ostens ist auch wissenschaftlich sehr erfolgreich angebaut worden. Die ländliche Kolonisationsgeschichte ist überwiegend in eindringenden Einzeluntersuchungen behandelt worden. Von zusammenfassenden Darstellungen sei das mit Kenntnis, Urteil und Geschmack geschriebene Bändchen K. Hampe, „Der Zug nach dem Osten", erwähnt. Die hansische Geschichte hat neben zahllosen Einzeluntersuchungen auch eine hübsche Zahl guter zusammenfassender Darstellungen aufzuweisen. Eingehend behandeln das Thema Dietrich Schäfer, „Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark" (hansische Geschichte bis 1376) und, ihn fortsetzend, Ernst Dänell, „Die Blütezeit der deutschen Hanse" (von der zweiten Hälfte des 14. bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts), in mehr oder weniger kürzerer Form Th. Lindner, D. Schäfer, W. Vogel.

So sehr es berechtigt ist, die Geschichte des deutschen Ostens als etwas der besondern Aufmerksamkeit Würdiges herauszuheben, so hat die gesonderte Schilderung von Land und Stadt des Ostens doch den Nachteil, daß der Zusammenhang der Kolonisationsgeschichte mit Vorgängen in Altdeutschland nicht genügend hervortritt. In Wahrheit bedeutet die Arbeit im Osten eine Fortsetzung einer in Altdeutschland lange im Gang befindlichen. Nachdem die Deutschen am Rhein und an der Donau die Gebiete gewonnen hatten, die ihnen dann dauernd blieben, wurde der innere Ausbau des Landes fortgesetzt vermehrt. Die karolingische Zeit besitzt mehr Ortschaften und ausgedehnteres Ackerland als die merowingische, die ottonische mehr als die karolingische, und jedes Jahrhundert fügt zu dem Bestand des vorigen Neues hinzu. Besondere Formen für die Urbarmachung des Landes und die Anlage von Ortschaften bilden sich aus einerseits im bergigen Waldland, andererseits in den feuchten Niederungen. Im 13. Jahrhundert ist das Höchstmaß der Ortschaften in Altdeutschland erreicht; bis zum 19. hat sich ihre Zahl kaum vermehrt. In dem gleichen 13. Jahrhundert aber geht mit voller Kraft die Kolonisation im Osten vor sich, nachdem sie in der Zeit vorher schon einen verheißungsvollen Anfang genommen hatte. Es handelt sich eben, wie angedeutet, um eine natürliche Fortsetzung der Arbeit aus dem allmählich weniger Raum gewährenden Altdeutschland nach dem Osten, den die Slawen nur spärlich und dürftig besiedelt hatten. Und so gelangen denn auch die in der alten Heimat geschaffenen Formen für Urbarmachung und Ortschaftsanlage im Osten zur Anwendung, in der Gestalt, daß die jüngern Bildungen der Heimat hier die Grundlagen der Besiedlung werden. Ebenso wie die ländliche Kolonisation setzt die Begründung von Städten im Osten die altdeutsche Arbeit fort. Nachdem sich in Altdeutschland eine bestimmte Stadtverfassung allmählich gebildet hatte, erfolgte vom 11. und 12. Jahrhundert ab die Gründung von Städten durch einmaligen Akt in beständig steigender Zahl. Auch hier nehmen wir ein Überspringen nach dem Osten wahr. Die Gründungsstädte breiten sich von Altdeutschland nach dem kolonialen aus, und der Stadtplan wird hier von dort übernommen. Der Unterschied ist (abgesehen von dem Vorkommen landschaftlicher Besonderheiten wie des schlesischen „Rings" als Marktplatz) nur der, daß dort die Gründungsstädte sich neben die allmählich entstandenen stellen, während hier die Gründungsstädte die Regel bilden.

Die neuerdings übliche Anwendung der Ausdrücke „Altdeutschland" und „Koloniales Deutschland" ist insofern nicht ganz zutreffend, als sie nicht der Tatsache Rechnung trägt, daß das „koloniale" Deutschland in Wahrheit altes echtes Germanenland war. Im Gebiet der Elbe und Oder bis zur Weichsel und weit über sie hinaus haben die Germanen jahrhundertelang ihre Sitze gehabt. Die Slawen, die im 5. Jahrhundert etwa hier vordrangen, haben diese östlichen Landschaften im Verhältnis dazu nur kurze Zeit beherrscht, wenn wir erwägen, daß im 11. und 12. Jahrhundert schon die Rückgewinnung durch die Deutschen einsetzt. In welchem Umfang in den von den Slawen eingenommenen Gebieten Germanen sitzengeblieben waren und die spätere Wiedereindeutschung erleichtert haben, ist schwer auszumachen. In erheblichem Maße kommt etwas Derartiges kaum in Frage. Denn wir sehen, wie die wieder vordringenden Deutschen dem Slawenlande eine neue Kultur, d. h. die Altdeutschlands, bringen. Erst durch sie wird der Acker-

bau in großem Stil im Osten begründet. Das Städtewesen aber ist im ganzen slawischen Gebiet das deutsche: die Slawen haben kein eigenes Stadtrecht hervorgebracht. Auch jenseits der Grenzen des deutschen Reichs herrschte das deutsche Stadtrecht.

Wir wollen nicht versäumen, zu erwähnen, daß es Freytag am Herzen lag, zu betonen, es sei nur altes Germanenland gewesen, in das die Deutschen in jener großen Kolonisationszeit wieder einzogen.

G. v. Below.

Einleitung.

Man ist gewöhnt, das ganze Jahrtausend deutscher Geschichte, welches zwischen dem Untergang des weströmischen Kaiserreichs und der deutschen Kirchenreformation liegt, als medium aevum, Mittelalter, von dem Altertum und der Neuzeit zu scheiden.

Es ist wahr, am Aufgange des 16. Jahrhunderts stehen eine Anzahl großer Ereignisse nebeneinander, welche nicht nur den Deutschen, sondern allen Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerikas, Reform der Kirche. Außerdem fast in jedem Staate Europas die wichtigsten politischen Umbildungen, in Deutschland die Herrschaft der burgundischen Habsburger. Aber sieht man näher zu, so sind stillwirkende Kräfte lange geschäftig gewesen, diese großen Ereignisse hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen sind nichts Zufälliges, sondern Ergebnis mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, ist zugleich höchstes Resultat lebenwirkender Ideen und längst vorhandener Sehnsucht und Arbeit.

Von solchem Gesichtspunkt wird uns die Zeit zwischen den Hohenstaufen und dem Dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geschlossener Zeitraum der deutschen Geschichte, welcher sich von der Vorzeit und Folge stark abhebt, in dem wir einen innerlich fest zusammenhängenden, tragischen Verlauf des nationalen Schicksals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaisertum und Papsttum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieses Zeitabschnittes lehnt sich der deutsche Geist gegen die Kirche des Statthalters

Christi auf, der Unwille über die gemütlose Herrschaft der römischen Klerisei führt zum Abfall einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Mehrzahl des Volks. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Mystikern steigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weise Einheit des kirchlichen Bekenntnisses unter Autorität der Schrift, sie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewissenskämpfen und ihrem dogmatischen Streit, aber sie vermag die Freiheit der Forschung, welche sie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beschränken. Auch die Herrschaft der neuen Kirche endet mit dem Dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit ist das Aufleben freier Wissenschaft.

Im Staat beginnt diese zweite Periode mit dem Aufsteigen neuer Fürstengeschlechter in Deutschland, alle großen Häuser erheben sich in dem zerfallenen Reiche fast zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es ist die Zeit seines Wachstums, seiner Familienverbindungen und Erbschaften, der Siege seines Hausinteresses und seiner Versuche, die Kraft des Reiches undeutscher Fürstenpolitik dienstbar zu machen. Höhenpunkt seiner Macht ist die Zeit Karls V. Die gewalttätige Aufnahme seiner Pläne durch Ferdinand II. führt zu einem tödlichen Kampf, in welchem die Volkskraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbständigkeit der Teile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit ist die vertragsmäßige Sicherstellung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staates.

Im Anfange dieses Zeitalters haben die Rechte der Personen, die Rechte und Lasten des Besitzes zahllose Abstufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtlose Wildfänge stoßen überall in Stadt und Land aneinander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herrisch den Innungsgenossen, der neben ihm dieselbe Stadtmauer verteidigt, und der Schildbürtige lehnt sich trotzig gegen seinen edlen Herrn auf. Diese zweite Periode der deutschen Geschichte gliedert das gesamte Volk in wenige Stände, sie gleicht in langen Kämpfen die Unterschiede innerhalb der Stände aus, die einen heraufhebend, die andern herabdrückend, und sie unterwirft schließlich alle Stände dem Staat der Fürsten.

Es ist die Zeit der härtesten selbstsüchtigen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zusammenhanges und Pflichttreue gegen das Reich sind fast geschwunden, Faust erhebt sich gegen Faust, Stand gegen Stand. Aber dennoch erstarken die Deutschen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, sie breiten ihre Herrschaft über weite Länder des Ostens, ihre Flotten beherrschen die Nordmeere. Und jeder der großen politischen Vereine und Stände vollendet in demselben Zeitraume seine abgeschlossene Geschichte, er wächst herauf unter dem Schutze seiner Privilegien, er schafft ureigenes Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieselben Vorrechte, die ihn zuerst erhoben, beschränkt wird und durch das bessere Recht anderer widerlegt. Die Ritter wandeln sich in raublustige Junker, diese in Gutsherren ihres gnädigen Fürsten. Die Städte werden, auch wenn sie nicht reichsfrei sind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des

15. Jahrhunderts stehen sie auf dem Höhenpunkt des Gedeihens, welches bevorrechteter Arbeit vergönnt ist. Sie vertreten das beste Recht des Volkes, wenn sie für Sicherheit der Landstraße gegen räuberische Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn sie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren. Aber sie vertreten nicht mehr den Vorteil des Volkes, wenn sie fremde Waren und fremde Erfindung von sich ausschließen, wenn sie sich den Leistungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall selbst befinden wollen, ob sie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer Genossenschaften überlebt sich. Die Welt wird größer, seit der Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt ist, andere Völker bringen neue Waren an unsere Küsten, neue Erfindungen fordern sich freien Verkehr. Alle Genossenschaften überwindet der fürstliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die selbstsüchtigen Anforderungen der Ritterschaften, Städte, Hansa, Innungen, sondern nach einem großen, mörderischen Kriege, der in Deutschland fast alles selbstkräftige Leben zerbricht.

Es ist die Zeit aufsteigender Volkskraft bis zu Luther, welche in diesem Teile nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt werden soll, eine Zeit, in welcher das Leben des einzelnen sich in der Genossenschaft birgt, welcher er angehört. Die Schilderungen aus dieser Periode haben deshalb vor allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgesellschaften darzustellen, welche dem Deutschen das Privatleben einschließen, den Staat ersetzen. Dabei wird nur selten die innere Bewegung eines Menschenherzens sichtbar. Zumeist in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vorteil, fast unablässig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkstätten und Kontore; auch von diesen Bildern war es nicht fernzuhalten.

Aber überall rührt sich erfindend und erobernd die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und starkem Willen.

I.
Das Rittertum im 13. Jahrhundert.

Wie die Genossenschaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der sich zwischen dem Adel und den Bauern erhob, wie sich daraus im 15. Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im 16. Jahrhundert dem fürstlichen Staat eingefügt wurden, soll in diesen und späteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächst Sitte und Brauch des Rittertums unter den Hohenstaufen. Es wird hier von deutschen Verhältnissen die Rede sein, von fremder Hofzucht nur so weit, als sie bei uns das Bürgerrecht gewonnen[1].

Die Ritterwürde war seit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, welcher zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn sein Herr mit einem Lehngut begabt hatte oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienst stand. Es war eine persönliche Ehre, welche jedem einzelnen erteilt werden mußte; sie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben seinem Herrn in gleicher Rüstung zu kämpfen, und sie machte ihn für Lager, Waffenspiel und Hofgeselligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur seines Volkes, sondern der gesamten Christenheit.

Der deutsche Adel bestand von den Sachsenkaisern bis nach 1400 — abgesehen von den geistlichen Reichsfürsten — nur aus den Familien der Fürsten, Grafen und Freien, welche Reichslehen besessen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geschlecht der Fürsten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergestellt. Nur sie sind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt[2], sie sind die Hofbesitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch sie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber stehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadliche, auch sie mit sehr verschiedenen politischen Rechten und Ansprüchen. Denn sie sind nicht einmal sämtlich freie Leute. Zwar der größere Teil derselben

stammt entweder aus freiem Bauerngeschlecht oder doch von Freigelassenen. Aber die Dienstmannen oder Ministerialen, welche Haus- und Hofdiener eines Edlen sind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, sind Hörige; sie können von ihrem Herrn mit dem Grund und Boden, den sie besitzen, verkauft, vertauscht, verschenkt werden, zuweilen sogar sie allein ohne den Grund; sie dürfen außerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Herrn nur mit seiner Erlaubnis heiraten, dürfen nicht im Gericht Urteil finden gegen freigeborne Leute usw. Doch solche Überreste alter Unfreiheit verhindern nicht, daß sie in allem Rittertum den freien Rittern, ja den Edlen gleichstehen. Und merkwürdig, gerade diese Dienstmannen, welche durch Hofgunst in der Hörigkeit heraufgekommen sind, bilden bereits um 1200 eine bevorzugte und anspruchsvolle Klasse der Ritter. Vor andern diejenigen Ministerialen, welche dem Reich oder den Fürsten die obersten Ämter ihres Edelhofes verwalteten: das Amt des Truchsessen, der die Speisen auffetzt und an Stelle des früheren Seneschalls, des Altknechts, getreten ist, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und seinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marschalls, des Roßknechts, der über die Ställe gesetzt ist und dem Tische der reisigen Knappen vorsitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Tresor behütet. Diese alten Ämter des Reiches und der Fürstenhöfe hatten sehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Besitzer waren vornehme Männer in ihren Landschaften. Aber auch die übrigen Dienstmannen ohne bestimmtes Hofamt beanspruchten mehr zu sein als die einfachen Ritter. Und diese rittermäßigen Unfreien waren in Deutschland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und sogar Freie, hielten für ihren Hof Dienstmannen, die sie des eigenen Ansehens wegen mit Landlehen ausgestattet hatten[3]. Es war natürlich, daß diese emporstrebende Klasse höriger Ritter viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmut, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber sie gingen im Range überall der Masse gewöhnlicher Ritter vor, und die Reihenfolge der Ehren ist stets: Fürsten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, edle Knechte.

Die Ritter aber bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, sie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienstmannen und spielten im 13. Jahrhundert als Chor mit. Ein tüchtiger Mann unter ihnen konnte in seiner Landschaft ebenfalls Ansehen gewinnen als geschickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im ganzen war noch lange nach 1200 ihre Teilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber bescheiden. Bei dem zahlreichen Rittersport, welchen der Liechtensteiner veranlaßt, sind die Edlen und Dienstmannen seiner Landschaft im Einzelkampf immer die Hauptthelden; denn Turnierschmuck, Rosse und Waffen kosteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter waren den Rittern oft karg zugemessen, sie waren begünstigt, wenn sie ein festes Haus zu Lehen hatten, oft saßen mehrere derselben in demselbem Bau, oder sie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herrn Schwert und Gewand, bildeten im Turnier seine Schar und hatten wohl auch die Turnierbeute mit ihm zu teilen. Auch

1

2

3

4

5

Scheere zum Beschneiden der Nägel
Würfel offen
Würfel halb geknotet
Würfel ganz geknotet
Longe
Longe

6

Falkenbeize. (Federzeichnungen aus der Pariser Handschrift [Bibliothèque Nationale] des Werkes von Kaiser Friedrich II. „de arte venandi cum avibus" nach A. Schultz.)

7

1. Das Tragen des Falken. 2. Die Pertica (Falkenständer). 3. Das Tragen des Falken. 4. Der Malleolus (Sack zur Falkenzähmung). 5. Halten des Falken beim Besteigen des Pferdes. 6 Falknereigerät. 7. Siegel der Gräfin Hedwig von Ravensberg (1270—1315). (Das Pferd ist mit einem „Satelkleit", einer Schabracke, zum Kleiderschutz bedeckt.)

solche fehlten nicht, welche besitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn suchten, dem sie um Kost und Gewand dienen wollten; oder sie bettelten gar als „elende (fremde), arme, nothafte Ritterschaft" bei Vornehmen um eine Beisteuer[4].

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landschaft, stolz und mißgünstig blickten sie auf die reichen Bauernhöfe, sie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herren des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Masse des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürstin des Landes ihren Ritterdienst zu weihen, im Turnier Könige vom Rosse zu stechen und ihnen Pferd und Rüstung zu pfänden. Sie saßen in allen Landschaften, einzelne Gegenden des altsächsischen Bodens ausgenommen, so zahlreich und trotz aller Fehden so eng miteinander verbunden, daß ihr Gebaren sehr oft das Geschick der Landschaft bestimmte. Auf ihre Menge und das Zahlenverhältnis zu den Edlen kann man aus einzelnen Angaben schließen. Als Kaiser Friedrich Rotbart im Jahre 1184 zu Mainz seinen Sohn Heinrich mit dem Ritterschwert begabte, waren 70 große Fürsten und an 70000 Edle, Ritter und rittermäßige Knechte versammelt. Im Jahre 1222 waren bei der Hochzeit, welche Leopold von Österreich seiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienstmannen zusammengeströmt. Zwei Jahre darauf ritten bei einem Sühneversuch zu Friesach in Österreich außer Fürsten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienstmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adligen und Dienstmannen werden von dem Berichterstatter sämtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradschaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß sie sich eifrig nach seinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, sich beim Becher höfisch zu verhalten war ihr Stolz, gern legten sie ihrem Schildamt das Beiwort edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in seiner Familie durch das Hofrecht des Herrn beengt wurde, blieb abhängig von Gunst und Milde des Lehnsherrn. Der Lehnsmann mochte sich einmal trotzig gegen seinen Herrn auflehnen, im ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und nicht das Behagen in seinem Hause. Der Hof des Edlen oder Fürsten wurde der Ort, von dem er die meisten guten Erfolge erwartete, dort drängten und stießen sich rücksichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine huldvolle Gabe. Der so hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein schwacher Höfling; das wird bald eine Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterspielen ist die ideale Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geschah wohl nicht erst im 16. Jahrhundert, daß sich der Hofmeister eines Fürsten freiwillig vom Pferde warf, wenn er seinen gnädigen Herrn abgestochen hatte.

Dieses Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunst wurde bezeichnend für diesen ganzen Zeitraum deutscher Geschichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer

zum Ritter werden wollte, so der Ritter zum Adligen; Unzufriedenheit mit der einhegenden Schranke, ein rastloses Drängen in höher berechtigte Genossenschaft wurde seit der Hohenstaufenzeit dem ganzen Abendlande eigentümlich. Wohl lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinschaft, welche den Herrn mit seinem Mann, den Edlen mit dem reisigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterstolz, durch solche Bundesbrüderschaft genährt, ein Quell sittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberische Leben vor völliger Verwüstung bewahrte; mit besonderer Freude heben die ritterlichen Sänger diese Poesie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menschenkraft aus dem Stillstand ererbter Zustände wurde das Aufstreben der Ritter eine wichtige Hilfe. Es war unzweifelhaft ein Kulturfortschritt, aber er wurde teuer erkauft durch die Nichtachtung, welcher die ländliche Arbeit verfiel, und durch kunstvolle Ausbildung der Standesvorrechte und Vorurteile.

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfischen Mann von dem bäurischen unterschied. Hier tat er als Kind Pagendienst, bildete einen Teil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer, und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geschenk gab[5].

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen aneinander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbnis und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel, erhielten zusammen ihren Trunk und schliefen oft auf demselben Bett.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Teil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt[6]. Die „Tischzuchten" z. B. befahlen: man soll hübsch die Nägel beschneiden — was auch deshalb wünschenswert war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ", soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brot angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen

Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere Dinge als Speisen soll man während des Essens nicht mit der bloßen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen, nicht in den Trunk blasen, während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den Trachten trinken, man soll nicht essen, während der Geselle trinkt, man soll beim Essen gegen seinen „Gemaßen" billig sein und ihm nicht seinen Anteil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

War das Kind im Edeldienst herangewachsen, so wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demselben Hofe, wo der Glanz und Müßiggang vornehmen Dienstes verweichlichte, sondern bei einem festen und erprobten Lehrmeister. Jetzt ward der Knappe[7] im Reiterhandwerk unterwiesen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinstoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfischer Tanz und ritterlicher Dienst bei Frauen durch Liederdichtung und Gesang. Der junge Knecht nahm teil an den Fahrten seines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es scheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von seinen Gesellen gerufen wurde; wenigstens sind in den höfischen Kreisen kennzeichnende Beinamen sehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als haftende Bezeichnungen den wirklichen Namen ihres Besitzers verstecken. Der junge Knecht turnierte eifrig mit seinen Gefährten, die Ritterschaft zu lernen um besondere Knechtspreise.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht sind überall die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit weihendem Zeremoniell umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt, stammte er von einem Vater, welcher selbst den Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders wert geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmählich dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Witwen und Waisen zu schirmen. Diese Zeremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geistlichen Orden und in späterer Zeit feierlicher.

Um 1200 durfte das Ritterschwert erteilen, wer selbst Ritter war und das Recht hatte, Lehnsgüter zu verleihen, also wer ein adliger Herr war. Da aber die Ritter das reisige Gefolge jedes ansehnlichen Gutsbesitzers bildeten, so nahm sich auch der Dienstmann die Freiheit, den Ritterschild an sein Gefolge auszuteilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward schon im 13. Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr sich einmal mit großem Gefolge am Fürstenhofe zeigen wollte[8]. Für ehrenvoll galt es, von dem höchsten Fürsten des Landes das Ritterschwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem Hoffest vielen höfischen Knechten die Ehre zu erteilen. Bei jener österreichischen Vermählung im Jahre 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch rühmlicher war die Erteilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der ersten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter andern auch hundert Züricher Bürgersöhnen das Ritterschwert gab und die Züricher für seine besten Kämpfer erklärte.

Schon um 1200 bestand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächste Recht zum Schildamt sollte haben, wer aus dem „Geschlecht der Tjoste" stammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufstrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des 13. Jahrhunderts, der von seinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder dessen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn gesessen hatten, sorgte selbst dafür, daß er vom Ritterschild nicht ausgeschlossen wurde. Auch er stand in einem Gegensatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landschaften der reichere, bald auch der gebildetere; er vertrat als Mitregierer seiner Stadt große politische Interessen, beeinflußte die Waffenmacht seiner Bürgerschaft und konnte den Fürsten sehr gefährlich und sehr nützlich sein. Er war stolz auf seinen Ritterschild und seine Armstärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er sich auch für den besseren Mann hielt, schon unter den Hohenstaufen war für seine Geltung unbequem, daß er oft Kaufmannschaft trieb und sein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerstolz der Germanen bestand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen Mann Kriegstat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenstaufen die Würden der Männer aufgezählt sind, steht der reiche Kaufmann stets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen ist, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Gesell und Du. Er hat das Recht, ein Wappen auf dem Holzschild zu tragen und sich von dem Knecht aufwarten zu lassen. Es war nicht unnatürlich, daß um diese äußeren Vorrechte des Ritterstandes gerade solche tödlichen Streit erregten, welche sich davon erhielten, dem Bauer die Rinder zu stehlen; schon um 1290 ist es gefährlich, solchen Raufbold du zu nennen oder ein Schildzeichen zu

1

2

3

Beispiele der Entwicklung der ritterlichen Rüstung. (Nach A. Schultz.)

1. Grabplatte des Sire Johan d'Aubernoun in der Kirche von Stoke d'Abernon (Surrey). 1277. (Beinrüstung mit Kniescheibe.) — 2. Grabmal des William Longuespée, Earl of Salisbury († 1226), in der Kirche zu Salisbury. (Kinnzipfel — finteile — der Rüstungskappe — hersenier — vorgebunden.) — 3. Englische Miniatur. (Kinnzipfel zurückgeschlagen.)

4

4. Siegel des Königs Richard I. Löwenherz. (Ältere Art des Unterkleides unter der Rüstung, Waffenhemd.)

5. Der hl. Moritz, aus einer Handschrift des Klosters Muri, nach Essenwein. (Neuere Art des Waffenrocks über der Rüstung — kursit —, seit etwa 1200.)

5

6

7

8

9

10

11

6. Siegel des Grafen Philipp von Namur. 1210. (Lanze mit Schmuckbanner.)
7. Siegel des Jean Payebien. 1256. (Lanzenschaft mit lanzettförmigem Speereisen.)
8. Ritterschwerter nach Siegeln des Raoul de Fougères (1163), des Gautier de Rinel (1225), des Jean de Corbeil (1196), des Henri d'Avangour (1231).
9. Siegel des Raoul de Garlande. 1160. (Alte Helmform mit Nasenband.)
10. Siegel des Thibaud, Grafen von der Champagne. 1198.
11. Siegel des Philipp von Elsaß, Grafen von Flandern. 1181. (Alte Helmformen mit abgeflachtem Oberteil.)

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

12. Siegel Arthurs, Herzogs der Bretagne. 1202.
13. Siegel des Louis, Grafen von Blois. 1201. (Alte Helmformen mit Gesichtsschirmen — barbieren.)
14. Siegel des Amauri de Craon. 1223. (Alte Helmform mit tieferreichendem Nackenschutz.)
15. und 16. Siegel des Prinzen Louis, des Sohnes von Philipp August. 1214.
17. Siegel des Gaucher de Joigny. 1211. (Alte Helmformen mit bis über die Augen reichenden Stirnteilen und losen Barbieren.)
18. Siegel des Guillaume de Chauvigny. 1217. (Topfhelm.)
19. Siegel des Robert d'Artois. 1237. (Alte Helmform mit losem Barbier.)
20. Siegel des Jean de Brienne. 1288. (Topfhelm.)
21. Siegel des Pierre, Grafen von Alençon. 1271. (Topfhelm mit gebogenem, verjüngtem Oberteil zu besserem Hiebschutz.)
22. Siegel des Matthieu de Montmorency. 1224. (Helmzierat — zimier.)
23. Siegel des Matthieu de Beauvoir. 1260. (Helmzierat — zimier.)
24. Siegel des Guillaume de Nevers. 1140. (Sporen.)
25. Siegel des Herzogs von Österreich, Leopold des Glorreichen. 1208/27. (Topfhelm.)
26. Siegel des Jean de Beaumont. 1217. (Sporen.)
27. Siegel des Königs Richard I. Löwenherz. (Helmzierat — zimier.)

28

28. Siegel des Königs Ottokar von Böhmen. (Helmzierat — zimier: Federbusch.)
29. Siegel des Robert de Vitré. 1158/61.
30. Siegel der Stadt Soissons. 12. Jahrhundert. (Eisenbänder als Schildschmuck und -schutz — schiltgespenge.)
31. Siegel Johanns, Königs von England. reg. 1199—1216. (Schildband — schiltvezzel.)

29

30

31

32

33

34

32. Federzeichnung aus der Berliner „Eneit“-Handschrift. (Schildhalteriemen — armgestelle.)

33. Siegel des Raoul de Fougères. 1162. (Schiltvezzel und Armgestelle.)

34. Siegel des Thibaud, Grafen von Blois. 1213. (Oben abgerundete, verkürzte Schildform.)

35. Siegel Leopolds des Glorreichen, Herzogs von Österreich. 1198—1230. (Gleichseitige Dreieckschildform.)

35

36

37

38

36. Siegel des Savary de Mauléon. 1225. (Gewölbte Schildform.)
37. Siegel des Raymond, Vicomte de Turenne. 1211. (Gleichseitige Dreieckschildform.)
38. Siegel des Eudes de Bourgogne, Grafen von Nevers. 1254. (Schildwappen — erbezeichen.)

39

40

41

42

43

39. Siegel Raymonds VII., Grafen von Toulouse. 1228. (Roßdecke mit Wappenbildern.)
40. Siegel des Roger-Bernard, Grafen von Foix. 1276.
41. Siegel des Pierre, Grafen von Alençon. 1271. (Kopfschmuck des Rosses — gügerel.)
42. Siegel des Prinzen Philipp von Frankreich. 1267. (Höfischer Ritter. Übereinstimmung der gestickten Roßdecke mit dem gestickten ärmellosen Rocke und der Schildbemalung. Ringpanzer. Topfhelm.)
43. Siegel Ottokars, Königs von Böhmen. 1269. (Pferdedecke.)

führen, welches dem seinen gleich ist[9]. Das Vorrecht, Schmuck und kostbares Gewand des Adligen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, scheint der Ritter später gewonnen zu haben als wertvolleres. Denn noch um 1400 war heraldische Überlieferung, daß Gold im Schilde edler sei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldschmuck bald sogar von den ritterbürtigen Knappen beansprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren solle man vergoldeten Schmuck nicht wehren[10].

Und es ist bezeichnend für die allmähliche Umwandlung des Rittertums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigner Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte" von anderen Aufwartenden unterschieden werden. Und bereits nach 1200 ist für ritterlichen Grundbesitz und Geltung in der höfischen Genossenschaft die Ritterwürde nicht unbedingt notwendig.

Die Rüstung des schwerbewaffneten Reisigen sucht seit Friedrich Rotbart den Leib besser zu schützen und dem Ritter den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf Arten der Schutzrüstung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eisenschuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eisenringe und gerundete Schienen, sind sämtlich bereits in der letzten Römerzeit vorhanden, sie haben sich nebeneinander erhalten und werden bis in das 17. Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfnis aufgenommen. Nach langen Zwischenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf[11].

Um 1200 war die Schutzrüstung noch verhältnismäßig einfach. Der Harnasch, d. h. die Rüstung des Leibes, bestand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Ärmeln, Handschuhen und einer Kapuze, welche zurückgeschlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Gesicht freiließ. Über dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einsätze, erweitert war, wurde bei ernstem Kampfe zuweilen die Brünne, der ältere Brustpanzer, gelegt. Aber im 13. Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, nicht immer legte man eine Eisenplatte über den Halsberg, erst im 14. schnallte man den Schienenharnisch regelmäßig über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerstrümpfe, die Eisenhosen, geschützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im 10. Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe gewesen, hatte im 11. durch einen vorragenden Eisenstreif die Nase gedeckt und im 12. oft konische Form gehabt. Gerade in der Zeit des höfischen Minnedienstes ward er in Deutschland häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgestürzten Topf ähnlich. Er deckte, auf den Schultern sitzend, das ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenster, und wurde über der Panzerkappe mit seidenen Schnüren festgebunden. Neben ihm dauerte der Eisenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krempe. — Der Ritterschild, im 10. Jahrhundert oft rund, im 12. dreieckig, sehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zwei-

schneidige Ritterschwert ist länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eschenholz, in den Gedichten auch von spanischem Rohr, mit kurzer Eisenspitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Über die Rüstung wirft der Ritter seinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kursit als Staatskleid; die Sporen werden angeschnallt, sie sind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adligen werden einigemal goldene Sporen erwähnt. Das Roß ist noch gar nicht mit Eisenplatten bedeckt[12]. Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters sichern Widerhalt gibt, auf der rechten Seite des Sattels ist eine eiserne Gabel zum Auflegen des Speers angebracht, der Reiter steckt den Speer noch nicht in das starke Gerüst mit Kerbeisen, welches in späterer Zeit hinter seiner Hüfte ragt. Der Zaum ist eine einfache Trense.

Es war ein zweifelhafter Fortschritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man, das Zimier, den Helmschmuck, auf den Scheitel des Helms zu setzen; er besteht zunächst als Schmuck der Vornehmen aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Busch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, bunt gemalt, mit Pfauenfedern und Tuchstreifen geschmückt. Allmählich werden phantastische Formen aufgesetzt, Figuren von Menschen und Tieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen seltsame Erfindungen, in ansehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachsenzeit einen Strohhut über die Eisenkappe gesetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen lassen, erst am Ende des 13. Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Teil des Wappenschmucks.

Die Außenseite des hölzernen Schildes, nicht selten mit Pelzwerk überzogen, zeigt das Wappen des Besitzers, das auf Leinwand gemalt ist. Eigene Wappenzeichen scheinen ursprünglich ein Vorrecht der edlen Lehnsherren gewesen zu sein, und die Lehnsleute und vollends die Dienstmannen nur das Zeichen ihrer Herren geführt zu haben, zuweilen mit einem unterscheidenden Merkmal; um 1200 tragen auch manche einfache Ritter ihr besondres Wappenbild, aber die Bilder und Farben werden frei behandelt, und die Nachkommen ändern sorglos daran. Grün ist in dieser Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei Metalle übereinander gesetzt. — Das Roß wird mit einer langen Decke geschmückt, welche vom Hals bis über den Schweif fast zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecke haben häufig dieselbe Farbe, der bunte und kostbare Stoff ist durch eingesetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze muß an der kurzen Spitze ein Quereisen gehabt haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die spätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenster und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers sind geschützt und die Wunden können nicht tief gewesen sein. Der Speer wird farbig bemalt, wohl auch mit Blumen und Flitterschmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geschlossene Helm, der bemalte Schild, das Ritter-

schwert, der Gürtel, der Waffenrock sind die unterscheidenden Zeichen des Ritters, der Knappe reitet in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung erhielten dem Ritter seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Waffenübungen, welche ein Vorrecht seines Standes geworden waren. Sie wurden in der Hauptsache zuverlässig schon während der Wanderzeit eingerichtet, seit den Kreuzzügen mit den Spielgesetzen, welche die Romanen allmählich erdacht hatten, zu einer Reihe von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der höfische, d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von diesen Übungen war die häufigste, Grundlage der übrigen, die Tjost, der Speerstich zweier gerüsteter Ritter gegeneinander[13]. Zweck dieses Kampfes war, den Gegner im scharfen Anritt mit dem Speer so zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde oder der Speer in die Rüstung des Reiters drang und von dem Stoß zersplitterte. Zu solchem Kampf wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Örtlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß", wobei das Roß mit gesteigerter Schnelligkeit so zu leiten war, daß es die größte Kraft im Augenblick des Stoßes gab[14]. Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs" — im Schritt oder Trab —, es gehörte Kunst dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Karriere oder, wie man damals sagte, aus dem „Walap in die Rabbine" zu treiben. Der Anlauf war „kurz" oder „lang", der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Rosses und Speers, aber er war natürlich wirksamer; es ist charakteristisch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der schweren Rüstung für unbequem. Es war Spielregel, bei diesem Rennen den „Hurt", das Zusammenprallen der Reiter und der Rosse, zu vermeiden, und der Reiter mußte verstehen, nach dem „Stich" mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Absicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichtesten geschah, wenn er schräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjost" aber war, daß man in gerader Linie Front gegen Front aufeinander stieß, in diesem Fall traf der Speer die Schildseite des anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, so kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig so nah, daß Schild an Schild stieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirksamer, aber schwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er sich mit dem Helm berührte, oder den Helm selbst, galt für den besten Stoß[15]; das ungepanzerte Roß zu treffen war große Ungeschicklichkeit. Wer dem Gegner besondere Artigkeit erweisen wollte, hob beim Rennen seinen Speer aus der Auflage und schlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der andere dadurch, daß er das gleiche tat, oder mit größerem Selbstgefühl, wenn er seinen Speer auf dem Schenkel hoch hielt und gar nicht gegenstach. Es scheint, daß im Anfang des 13. Jahrhunderts die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeschrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf sich bereit erklärte, band den Helm auf dem Haupte fest und senkte den Speer, wer den Helm abband, schied aus dem Spiel.

Dieser Einzelkampf war die häufigste Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampflustigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffest. Als im Jahre 1224 Leopold von Österreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Friesach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Liechtensteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen Ritterschaft zu prüfen, und forderten zur Tjost in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt alles auf das Feld, um zu stechen, und vergaß tagelang die Verhandlungen, bis die Bischöfe sich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er selbst ein großes Turnier ansagte, wo die Versammelten einander in Masse zerstechen konnten.

Die höfischen Dichter erklären gern, daß die leidenschaftliche Freude an der Tjost durch Ehrgefühl und Frauendienst aufgeregt sei; in Wahrheit spielen aber auch hier die Preise und Wetten eine große Rolle. Ulrich von Liechtenstein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der seiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Rosse, die er mit sich führt. Und ebenso setzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germanischem Blut die Franzosen gründlich besiegt, ein Edler zu einer Tjost ein Roß und hundert Mark Silber aus und verliert diesen Preis.

Das Speerstechen war in den altheimischen Volksspielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahres Sommer und Winter verkleidet miteinander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit seinem reisigen Gefolge in das Dorf einritt. Über das 13. Jahrhundert hinaus blieb der Mai und Pfingsten die lustige Festzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt sich, daß die herausfordernde Partei in der Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, sich rüstete und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Vorhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetisches Lager und Versteck des Auftauchenden in Ehren gehalten. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Überraschung beabsichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubversteck; er sandte einen Knappen heraus, welcher ihn artig mit den Worten anmeldete: „Mein Herr begehret Ritterschaft an euch"; kam die Antwort: „Sie wird ihm gewährt, wie er sie auch begehrt", so tauchte der Ritter selbst, in seinem schönen Waffenkleide, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme sämtlicher Beteiligten durchaus unkenntlich; er zerstach seine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verschwinde. Deshalb nannte man in der Rittersprache von dem romanisierten Worte „Forest", Hain, alles Verkleiden oder Veranstalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennspiele „forestieren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Es lag nahe, in diesen Verkleidungen Heldengestalten der Sage und der Rittergedichte nachzubilden. Zumal wenn sich ganze Gesellschaften für ritterliches Spiel zusammentaten, erschienen die Helden Karls des Großen, die Mannen Siegfrieds und Dietrichs von Bern und die Gralritter in phantastischem Schmuck. Von

1

2

3

1. Ansprengender Ritter. (Nach einer Bodenfliese. 13. Jahrhundert. Germanisches Museum, Nürnberg.) 2. Turniergetümmel. (Miniatur aus der Heidelberger Handschrift des „Welschen Gastes". Nach A. Schultz.) 3. Tjost. (Nach einer unvollendeten Miniatur der Kasseler Handschrift des „Wilhelm von Oranse". 1334.)

4

5

4. Schwerterkampf. (Miniatur nach Hewitt, Roy. MS.) 5. Speerkampf. (Nach einer Miniatur der Berliner „Eneit“-Handschrift. 12. Jahrhundert.)

vielen Maskenscherzen und Erfindungen der Rennbahn, durch welche man der Tjost höhern Reiz zu geben suchte, hat einer in unseren Ostseestädten Erinnerungen hinterlassen, welche bis zur Gegenwart dauern, die Tafelrunde des König Artus. Ein Zelt, Pavillon, Turm wurden inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäste oder nahmen bewährte Ritter in ihre Gesellschaft auf, zuletzt schmausten die Genossen an rundem Tisch, froh der Verkleidung und des poetischen Schimmers, in dem sie einander sahen. In Österreich richtete Ulrich von Liechtenstein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde, von vier Bannern umsteckt, im weiten Ring herum eine schöne seidene Schnur, gelb und blau geflochten, durch zweihundert Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Tore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen sie wurde das Zelt von den Artusrittern verteidigt. Und im Jahr 1285 führten die Magdeburger diese Erfindung noch schöner aus. Dort standen damals den Pfingstspielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genossenschaft der Konstabler bildeten. Sie hatten mehrere ritterliche Spielweisen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten sie einen gelehrten Genossen, Bruno von Sconenbecke, er möge ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralspiel und dichtete höfische Briefe dazu. Diese wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten gesandt, und die Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine schöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis sein für den Sieger[16]. Alle Jünglinge der Städte rührten sich; die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre besonderen Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man sie nicht mit einer Tjost empfange. So wurden sie von zwei Konstablern bestanden. Auf der Marsch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeschlagen und ein Baum aufgepflanzt, daran hingen die Schilde der Konstabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäste Messe und aßen, dann zogen sie aus, den Gral zu beschauen, und es war gesetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, so trat der Besitzer desselben heraus und bestand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee; er nahm sie mit sich, verheiratete sie und gab ihr so viel als Ausstattung, daß sie ihrem wilden Leben entsagen konnte.

Dieselbe Idee wurde in preußische Städte und nach Stralsund verpflanzt, dort entstanden unter den rittermäßigen Familien im 14. Jahrhundert Artusbrüderschaften und Artushöfe, stehende Genossenschaften mit eigenen Klubhäusern. Die englischen und französischen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimischen Ritterbrauch und gastliche Aufnahme.

Ein Haufenspiel zu Roß war der Buhurt[17], wahrscheinlich die älteste der ritterlichen Übungen. Die Reitenden teilten sich in Parteien und zogen sich in schnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunst und im Vorbeifliegen der Zu-

sammenstoß der Schilde und das geräuschvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptsache; er wurde deshalb wohl auch mit Stäben geritten. Das behende Wenden im engen Raum und das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteristisch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegerischer Freude, Begrüßung eines geehrten Gastes auch in den Stadtgassen und im geschlossenen Hof, er erhielt sich aber nicht über die erste Hälfte des Jahrhunderts, später werden beim Empfang ritterlicher Gäste nur einige Tjoste geritten.

Das größte Ritterfest war der Turney, ein Massenkampf in abgestecktem Raum, die Teilnehmer immer in zwei Parteien geteilt, diese wieder in verschiedene Haufen, welche einander unterstützten. Aufgabe der Haufen war, die Schar der Gegner zu durchreiten und die einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffesten angestellt, auch von den Rittern einer Landschaft, es waren Spielkämpfe, welche das Rittertum in seinem höchsten Glanze zeigten. In der Stadt, welche dem Turnierplatz nahe lag — und man hatte Ursache, volkreiche Städte mit kunstfertigem Handwerk zu wählen —, war in den Wochen vor dem Turnier geräuschvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandschneider, Goldschläger, Maler, Federschmücker waren in angestrengter Tätigkeit, die Herbergen füllten sich, auch Privathäuser nahmen Einquartierung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog stattlich ein und wandte leicht mehr Geld und Kredit auf sich und sein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienstmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Rossen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Fest wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, welche des Abends einander besuchten, ließen sich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdes hatte, wer das Turnier ausgeschrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu bestimmen; wurde er Führer einer Partei, so trug wenigstens die Schar, mit welcher er einritt, seinen Schild, und war er nicht der Landesherr selbst, so hatte er vornehme und erprobte Ritter um diese Gunst zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter seinem Schilde in das Turnier zu führen. Draußen aber auf der staublosen Grasebene wurden weite Schranken abgesteckt, Zelte und Buden errichtet, und um diese Gerüste sammelten sich wie Zugvögel Schwärme des fahrenden Volkes: Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtlosen Kinder der Landstraße mit ihren Weibern, sie, die unentbehrlichen Lustigmacher bei jedem Feste des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerst die Messe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Teilung in Scharen. Diese Vorbereitung war in späterer Zeit ein ernstes Geschäft, die Wappenschau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanstandet wurde, der kam nicht in die Teilung; um 1200 scheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht stattgefunden zu haben, die Prüfung der Wappen

Kämpfende Ritter. 13. Jahrhundert.
(Miniatur. Kestner-Museum, Hannover.)

Rittertracht. Um 1300.
(Miniatur aus dem Breviarium des Königs Philipp IV. von Frankreich, des Schönen.
Bibliothèque Nationale, Paris.)

besteht aber bereits unter Rudolf von Habsburg[18]. — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) schrien durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt stolzen Mut und ziehet freudig aufs Feld, erweiset eure Ritterkraft und dienet schönen Frauen." Die Haufen sammelten sich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Posauner bliesen eine Reisenote, in froher Erwartung erhoben sich Rosse und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten sich die Scharen, unter lauter Kriegsmusik ritten sie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erst allein in einer Tjost gegeneinander, in diesem Fall war es Höflichkeit, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuschneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schar einer Partei in starkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenstich auf die gegenüberstehende traf, welche den Anprall durch Gegenstoß abzuwehren hatte. Taten die Angreifer ihre Pflicht, so drängten sie, nachdem ihre erste Reihe die Speere gebrochen, im Ansturm geschlossen durch die Schar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten sie vor den Schranken schwenken und, die Gegner umreitend, ihre erste Stellung wiedergewinnen. Und diese Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schar der Gegner, wenn sie durch den Ansturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Teil der Angreifer abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, so wurden sie ihrerseits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, womöglich durchbrochen, und ihnen blieb überlassen, einzelne von dieser Schar der Gegner bei deren Rückwendung abzufassen. Darauf trat wieder als Ablösung und Hilfe die nächste Schar ihrer Partei in das Spiel, und so fort, bis alle Scharen in den Kampf geritten waren[19].

Den weiteren gesetzlichen Verlauf dieser Quadrillen vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Scharen wogen auf der weiten Ebene hin und her, bald sind Tjoste einzelner, also freier Raum und Anlauf, möglich, Einspringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen sich die Genossen zum Durchbruch oder zur Verteidigung eng aneinander. — In diesem ersten Teil des Turniers führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der einzelne war, sobald er den Speer verstochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgesetzt, er mußte sich schleunig in den Haufen der Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war also Aufgabe der Freunde, den Schutzlosen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Scharen der Gegner durch Abfangen einzelner so zu schwächen, daß sie den Widerstand aufgeben mußten; es scheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erschöpfung und Gefangennahme der schwächeren Partei durchgeführt wurde.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenschaften als die regelrechte Tjost. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Rosses — oder, wie man damals sagte, die Stiche —

waren verschieden, je nachdem man in anreitender Schar einen Angriff mit langem Anrennen machte (Stich zem punei), oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich ze triviers, à travers), ob man stillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenstoß gegen die Angreifer tat (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenstoß; muoti ist das altdeutsche Wort für das spätere tjost), oder ob beide Teile mit Anlauf, Front gegen Front, aufeinander kamen (der gute Stich ze rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge)[20].

Dem einzelnen wurde während dieses Kampfes, der viele Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, sich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechseln und sich zu erfrischen. Dafür hatte jeder ansehnliche Mann seinen besonderen Platz außerhalb der Schranken, am liebsten unter einem schattigen und aus der Ferne sichtbaren Baum.

Durch Tamburieren, Flötieren und Pfeifen wurde der zweite Teil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grund für weniger vornehm und wurde bei Turnieren der Frauenritter wohl ganz weggelassen. Aber er war belustigend für starke Fäuste, und den Beutesuchenden die beste Zeit, ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es, nur Gefangene zu gewinnen. Die Scharen ordneten sich dazu aufs neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierschwert ohne Spitze in die Hand, und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Rosse im Getümmel war nicht geeignet, besondere Kunst zu zeigen; man suchte den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf desselben durch Schwertschläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupte zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des einen gegen einen, man suchte in Masse zu umdrängen und die Opfer abzuschneiden. Der Waffenlose wurde, während er mit Armen und Beinen um sich schlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer so „gezäumt" war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er sein mochte, von dem Sieger und dem Knappen desselben starke Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber schon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr besonderes Recht, den Gezäumten mit seinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben[21]. Die Freunde des Gezäumten durften ihn innerhalb der Schranken, wahrscheinlich nur solange er den Helm trug, wieder befreien, wo also nicht schneller Zwang entführte, erhob sich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieser Kampf um die Gefangenen ballte große Haufen zusammen und schuf das wildeste Drängen, Geschrei und Kampfwut.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dann wurde der Dank an die verteilt, welche sich nach Meinung von Preisrichtern am besten gehalten; der Ruhm wurde gemessen nach der Zahl der Durchritte, der verstochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, schlich traurig zu den Juden, denn

Roß und Rüstung waren seinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck versetzen und Bürgen stellen, um die Auslösungssumme zu erhalten. Zuweilen löste der Veranstalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Dem Vornehmen geziemte, seine Gefangenen niedrig zu schätzen, er entließ den armen Landfahrer, der sich durch seinen Schild ernährte, wohl ganz ohne Lösegeld oder schenkte gar alles Lösegeld dem armen Groiern. Das tat die fürstliche Milde des Richard Löwenherz, und diese Großmut erhob den Ruhm dieses seligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Rosse und Rüstungen schlug er aus einem Turnier heraus, und alles überließ er den Rufern und Wappenschauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

Leider war dieser ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja, es ist ersichtlich, daß die Turniere auch deshalb so massenhafte Teilnahme fanden, weil sie von Habgierigen als ein Gewerbe behandelt wurden. Und man sah im Turnierkampf sehr wohl, wohin das Trachten des einzelnen ging, und unterschied solche, die um Ehre und Lob kämpften, und andere, die als Dienstmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter", sich erweisen wollten; diese trugen gern ein Zeichen geheimer Huld an Helm oder Rüstung: Schleier, Band, Fessel, sie waren zumeist Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen stachen und schlugen harte Gesellen, welche, ihrer Faust und der Stärke ihrer Pferde vertrauend, in das Turnier nur wegen der Beute zogen; und solchen war die eiserne Strenge heilsam, mit welcher der Turnierbrauch aufrechterhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen sehr groß gewesen sein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, welches am 31. Mai 1227 von Ulrich von Liechtenstein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Scharen aufgeteilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beschreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engelhard des Konrad von Würzburg 2000 Ritter, und diese Anzahl scheint im 13. Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht selten gewesen zu sein. Noch zum Jahr 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anwesende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf[22] usw. Zuweilen turnierte im 12. Jahrhundert der höchste Adel allein an besonderem Tage, so 1184 bei dem erwähnten Fest Friedrich Rotbarts zu Mainz, überhaupt dem größten Fest, welches in Deutschland jemals gefeiert wurde. Dies vornehme Turnier hatte nur 20 Teilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein solcher Massenkampf phantastisch geschmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerstich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben und schwer übersehbar gewesen sein. Er versammelte eine ungeheure Menschenmenge und regte den leidenschaftlichen Anteil der Zeitgenossen auf, wie kein anderes Ereignis, mehr als eine Schlacht. Immer wurden der Frühlingsglanz des Mai, das frische Grün des Grundes, die Blüten am Baum und auf der Wiese als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und

Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Rosse, welche die Aufregung der Reiter teilten, die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — sperâ sper, wîcha wîch, hurtâ hurt, slahâ slach, stich und stich, jarâ! urra burra, wurrawei! (Speer her, weiche, drauf, schlage, stich, hurra!) — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Gestalten und Rüstungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landschaft, die Tribüne mit geschmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindungen an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zusammengelaufenen Volks — es waren sinnbetörende Bilder für Kämpfende und Zuschauer. Und es wird berichtet, daß solche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehrere Tage hintereinander.

Sämtliche Ritterspiele forderten große Kraft und Übung. Die Ausdauer, welche Geübte dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Liechtensteiner verstach einmal an einem Tage in der Tjost fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meisten litten Hände und Arme, sie waren am Abend von den Stößen und der Erschütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilde geschwollen, blau und mit Blut unterlaufen, ebenso die Knie übel zerstoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjost nicht häufiger verwundet und vom Rosse gesetzt werden. Durch etwa 300 Speere, welche der Liechtensteiner in vier Wochen verstischt, werden sechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er selbst erhält nur zweimal leichte Verletzungen. Unsere Herrenreiten mit Hindernissen geben fast mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher, im Gewühl vom Roß zu stürzen brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechtum, und kaum ein Turnier mag ohne mehrere schwere Unfälle vergangen sein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürst war.

Diese Spiele blieben seit den Kreuzzügen die vornehme Leidenschaft des Standes. Wer irgend auf höfische Sitte Anspruch machte, hatte Kenntnis davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigstens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor andern der wandernde Spielmann, der darin so gut Bescheid wissen mußte wie der Knappe eines Edlen.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge", welche sich verlagen und ein ruhmloses Leben in Ruhe allem Tjostieren vorzogen. Selten aus frommer Beschaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutschen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speise und Trunk. Die höfische Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laster der Deutschen, wenigstens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnesängerzeit sangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an starken Schwelgen und Schlunden, die sich gegen die Vorwürfe höfischer Genossen behaglich entschuldigten. „Ich streite nicht

um eure Zucht, ihr tut ganz recht, sie ist stattlich und ehrenvoll; aber mein Leben ist auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Windspiele und Falken, ich habe auch nicht so viel Rosse, daß ich zum Turnier und Ritterstreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne sehen wollten, ich habe auch kein so schönes Ritterkleid, daß ich damit durchs Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es ist wahr, mein Leben ist arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rausch trinke, macht mir die allergrößte Freude." Diese Art von Käuzen hat keiner Periode unserer Vergangenheit gefehlt, sie saßen als tatlose Zänker unter den Bauern und Bürgern und schnallten die rostige Rüstung nur an, um einmal der zornigen Hauswirtin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu schaffen. Ihre ausgebildete Trinklust galt in der guten Zeit des Rittertums für eine veraltete Unart. Aber sie erlebten die Freude, daß bald anspruchsvolle Standesgenossen in wüstem Becherturnier eine Ehre suchten, welche das Knie weniger scheuerte als die Ehren des Turnierplatzes.

Doch auch auf die höfischen Turniergenossen legte sich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine besondere Strafe, daß dieser Fluch sie zuerst gerade da schlug, wo sie am stolzesten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reisigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptsache wird, ist seine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieselbe Zeit, welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre und Poesie umgibt, die ihn hoch über seinen Ahnherrn, den Bauer, ja über seinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken seine Haufen, bald schwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach siegreich seine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmische Landmann seine Holzkeule. Wir sehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierspiele unpraktischer. Erst unmittelbar vor der Schlacht konnte er seine schwere Rüstung anlegen, auch seine Rosse mußten bis zum Kampfe sorglich geschont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günstige Entscheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geschulter höfischer Schar zusammenstieß. Es war unbehilflich gegenüber einem Kriegsvolk, welches behendere Bewaffnung hatte und nicht besondere Ehre darin fand, in rechter Tjost oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Übungen mit dem Speer und Turnierschwert an einen Kampf mit gewissen Rücksichten gewöhnten, sie machten freien Raum für den Anlauf nötig oder ein langes Schlagen auf die eiserne Rüstung und ein Ringen mit dem Feinde, sie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Aussuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjost und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verstechen, ihren Haufen im übermütigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu fassen und Roß und Rüstung sorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Haupt-

sache. Friedrich von Österreich wurde im Jahre 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er sie wie eine feindliche Turnierschar ansah, die erst auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdes vor der Front seinen Haufen sorglos ermahnte[23]. Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehreren Kriegern zu Fuß überlegen, aber seine ganze kriegerische Ausbildung war auf die Fertigkeiten des Einzelkampfes berechnet, je stärker die Massenwirkung des Krieges, desto geringer wurde seine eigne Leistung. Nicht die Erfindung der gegossenen Büchse und des Handrohrs hat die schwere Reiterei des Mittelalters überwunden, sie ist gerade durch ihre eigentümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei Schweizern noch bei Dithmarsen war es das Pulver, welches die stolze Schar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Gesinnung, welche in den Kämpfern leben sollte, vermochte sich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und schon in der Zeit Wolframs von Eschenbach machte ein Teil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben verlief in ganz anderen Anforderungen und Bedürfnissen. Selbsthilfe und Gewalttat waren allgemein, und Raub auf der Landstraße, das alte Laster der reisigen Dienstleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Künste so arg wie nur je. Seit den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts werden die gemeinschädlichen Laster der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmsten galten nur zu oft für die Beschützer dieses Unwesens. Wer eine Fehde ansagte und seine Forderung durch Krieg durchsetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigene Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch; aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückischem Überfall wurde allgemein, und derselbe Ritter, der geladen von seinem Herrn stattlich zum Turnier zog und am Hofe desselben höfisch zu tanzen und zu essen wußte, lebte oft auf seiner Burg mit harten Speergesellen als Räuber und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reisende zu lauern, ja, er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Herden weg, tötete und verstümmelte die Bewohner.

Dies war die Kehrseite der stolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, welche ihre Befriedigung nur im Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings suchte. Mancher hochgesinnte Minnesänger fühlte vor seinem Ende die Schwere des Fluches, der sich auf das Leben seines Standes gelegt hatte, und er sah noch, wie der üble Teufel viele in das Höllenfeuer riß, welche er selbst für die Lieblinge der hohen Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte sich so behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Rosengarten umgeträumt, der mit seidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Liechtenstein. Er hatte sein Sommerleben verstochen und versungen; auch nachdem er seine vornehme Herrin wegen schnöder Behandlung, die sie ihm zugeteilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die gefälliger war, und er besang ihren Mund und weißen Leib als Sachverständiger, während er bei seiner Hausfrau saß und seine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch

auch er sollte gewalttätig an den deutschen Winter gemahnt werden, und da sein Leben in die Jahre fällt, wo sich alte und neue Zeit feindlich scheiden, so darf hier aus demselben Buch, aus welchem früher seine ritterliche Huldigung mitgeteilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verschwiegen werden, welche weit andere Zustände seiner späteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider ist sein Bericht gerade für das, was wir darin suchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in seinem „Frauendienst" (nach Lachmann, S. 537) folgendes:

„In dieser Zeit — es war am 26. August 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien, die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbsasse, der hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hause in seiner Gesellschaft froh gewesen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, sein Leib war ungestalt, sein Mund voran mit schlauen Reden, aber sein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen diese zwei nach Frauenburg an mein Tor. Mein Gesinde hieß sie Gott willkommen; sie dankten artig mit freundlicher Gebärde und Herr Pilgerin sprach: ‚Sagt an, was schafft mein Herr?' Die Meinen versetzten: ‚Der Herr hat sich schlafen gelegt.' Er sprach: ‚Das ist große Trägheit, geht zu ihm, bittet ihn aufzustehen, ich wünsche ihn bald zu sprechen.' Mein Kämmerer kam zu mir und sagte mir das, ich stand willig auf, ging zu ihnen und empfing sie herzlich, hatte mir Hosen, leinenes Unterkleid, Kürse (Pelzweste) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und sprach: ‚Vielliebe Freunde, seid mir Gott willkommen', nahm sie bei der Hand und führte sie auf eine schöne Bank unter einem Söller. Mich freundlich zu erweisen, ließ ich zu trinken hinbringen und fragte: ‚Wollt ihr etwas essen?' ‚Wer fragt, der will nichts geben', versetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speise, Met und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: ‚Herr, wollt ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?' ‚Nein, ich will es diesmal wegen des Bades lassen.' Da sprach der ungetreue Mann: ‚Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde euch dafür verbunden sein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen.' Da sprach ich: ‚Freund, geschieht euch mit dem Falken ein Gefallen, so reite ich sogleich mit euch.' Ich ließ also meinen Leuten kundtun, daß sie Vogelhunde und Federspiele auf das Feld führten. So sandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch diese trieb Herr Pilgerin fast alle fort, sandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen saß, da winkte er seinen Knappen, von denen zwei bereitstanden und zu meinem Turm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren auf, zückten Messer, fielen beide auf mich und stachen mir mit den Messern drei Wunden. Die Kürse und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Turm. Ich rief kläglich laut: ‚O weh, o weh, was hab' ich euch getan? Um Gott, laßt mich am Leben!'

Es hatten diese zwei Männer ihre Knechte beim Tor gelassen, jetzt unterstanden sie sich, in das Haus zu dringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und schrie: ‚O weh, was soll das sein?‘ Die zwei ungetreuen Männer sprachen: ‚Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, so geht sogleich vor das Tor, dort findet ihr eure Leute, und macht euch fort von uns. Wir wollen ihn und all sein Gut haben, oder es muß sein letzter Tag sein.‘ Die Gute sah mich mit Tränen an; ich sprach: ‚Geht schnell hinaus, wenn euch eure Ehre lieb ist, und bleibt nicht länger bei mir.‘ Da ging sie mit meinen Kindern auf das Tor zu. ‚Frau, laßt uns euren Sohn hier‘, sprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand, und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden sah, das nahm er ihnen alles, gegen Rittersitte, und trieb sie so vor das Tor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Gesinde schieden gezwungen, sie fuhren im Jammer dahin den geraden Weg nach Liechtenstein. Schnell wurde die Märe überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in kurzem wohl drittehalb hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren schnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich sah es ungern, denn es schaffte mir fast den Tod. Da sie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und sprach: ‚Wollt ihr das Leben behalten, so heißt diese von hinnen fahren‘; er band mir ein Seil um den Hals und rief: ‚Ich hänge euch sogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit sie die Lust zu stürmen verlieren. Ich fürchte sie alle nicht mehr als ein Ei.‘ Kläglich laut schrie ich den Bekannten zu: ‚Was wollt ihr? Ihr seid töricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlösen von diesem großen Unglück. Kommt ihr näher, so bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts schaden.‘ So drohte ich, so bat ich, bis sie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der Tat litt ich große Not, man drohte mir oft, ich müßte sterben, sobald es Tag würde. Als der nächste Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich suchte nach, ob in dem Turm, wo ich gefangen lag, etwas von Brot zu finden wäre; ich fand ein Brosamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen sieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brot als seinen Leib, wie Brauch ist, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüstet, mich zu töten. ‚Und wollt ihr länger atmen, so sagt, was ihr uns geben wollt.‘ Ich sprach: ‚Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag.‘ — Wie feindselig mir der Treulose war, die Lösung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme sein Gut und tue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl, mich an eine unmäßig große Kette zu schmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieser Not riet mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu singen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues sang, während ich in solchen Nöten lag, ich aber wollte die nicht vergessen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erschlagen, mit Messer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenschaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg geritten, er machte mich ledig, ich mußte als Pfand des Vertrages dortlassen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löste ich meine Burg wieder ein, mit welchen Kosten, das will ich verschweigen und lieber von Fröhlichem sprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder, wie ich früher gewesen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohsinn zurück. Ich sang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Österreich, alle lebten traurig, die Reichen waren schlecht gesinnt, sie taten einander Leides und dachten nur an Raub, der Frauendienst lag danieder, auch die Jungen verschwendeten lästerlich ihr Gut, Rauben war ihre stete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel."

Soweit der Bericht des Liechtensteiners. Er sagt leider nicht, was seinen untreuen Mann zu der Missetat gestachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrichs, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Übeltäter eine starke Abfindungssumme gewährt, so möchte man meinen, daß die Gefangenschaft Ulrichs noch einen andern Grund hatte als die Raubsucht seines treulosen Vasallen und einiger Spießgesellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verstehen ausbündig die Kunst, das zu verschweigen, was ihnen ungemütlich ist. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker seines eigenen Turmes, in Eisen geschmiedet, an seine vertraute Herrin dichtet, während sein Sohn in den Händen des Todfeindes ist und sein Weib mit den übrigen Kindern bei seiner Sippe das Flüchtlingsbrot verzehren muß. Er blieb der höfische Frauenritter bis zu seinem Ende. Der tieferen Natur Walthers von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erspart, daß ihm sein früheres Leben schal und inhaltslos erschien.

Unter den ersten Habsburgern, unter Ludwig dem Bayer und den Luxemburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten vieles von der höfischen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäurischer und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien vertat sich ihr kriegerischer Mut. Öfter muß im folgenden die Rede sein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landschaften der Deutschen ausübten.

In Rüstung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüstung wurde massiger, einzeln erscheinen die Schienen. Schon Ulrich von Liechtenstein hatte in späteren Jahren eine Brustplatte über sein Eisenhemd gelegt, gegen Mitte des Jahrhunderts fing man an, auch das Ritterroß mit Eisen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eisenhauben modisch, und 1389 warfen die Ritter gar auf kurze Zeit ihren Schild beiseite[24]. — Bei Tjost und Turnier häuften sich in der zweiten Hälfte des

13. Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte sich die Kirche, die Turniere zu verbieten; damals scheint der Gebrauch einer Speerspitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu sein. Diese Unsitte blieb deutsche Eigentümlichkeit[25], auch der furiöse Anlauf in gestrecktem Galopp galt bis ans Ende des 15. Jahrhunderts als deutscher Brauch.

Die Ritterwürde selbst verlor schnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgeteilt, von König Rudolf und Ludwig dem Bayer gern an Städter; auch Bischöfe schlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Bischof von Straßburg, und sein Ritterschlag erschien besonders ansprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von kostbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolfs und des Bischofs von Basel wurde mit dem Schwertgurt geschmückt und stolzierte als Ritter Konrad im Gesinde. Der Hohenstaufe Friedrich II. hatte zuerst einmal durch Brief den Rittergurt erteilt, unter den Luxemburgern geschah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Vorrechte der Ritterschaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten des 12. Jahrhunderts eine persönliche Ehre des schwergepanzerten Reiters, welche Freigeborenen wie Unfreien erteilt wurde, wenn letztere durch die Gunst ihres Herrn instand gesetzt waren, mit Reiterschild zu dienen. Damals war es eine aristokratische Bestimmung in der Ordensregel der Templer und hundert Jahre später der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geistlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — der Bestimmung nach — nicht die freien Stadtbewohner, wohl aber die meisten Dienstmannen und ihre Söhne ausgeschlossen. Die herkömmliche Ausstattung des Reiters für den Kriegsdienst aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in den Stand setzte, Roß und Knecht zu halten. Diese Lehngüter wurden allmählich erblicher Besitz der begabten Familien. Da geschah es, daß Ritterwürde und Lehnbesitz sich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Rittertum im 12. Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt lag es im Vorteil der Könige und Edlen, die Zahl der Ritter zu steigern, es entstand ein Ritterproletariat, welches den Kaisern, die selbst Ehre der Ritterschaft hochhielten, ebenso lästig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern saßen auch Träge und Rohe, welche Rittersitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Versuchung, dasselbe an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten sich die Hohenstaufen, zuerst Pfaffen- und Bauernsöhne von Ritterschaften auszuschließen (1187), dann, unter Friedrich II., die Erteilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

Diese Bestimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgesetze. Aber sie drückten ein Bestreben aus, welches im Rittertum bereits vorhanden war, und sie beförderten deshalb etwas anderes, als die Gesetzgeber wahrscheinlich beabsichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die gepanzerten Heergesellen wurden dadurch gehoben, sondern die Familien mit rittermäßigen Vorfahren. Als

das Rittertum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaisern achtlos verliehen wurde, da suchten viele, welche durch ihren Lehnbesitz zum gepanzerten Felddienst verpflichtet waren, nicht mehr die Ritterwürde, aber sie führten den Ritterschild mit dem Wappen der Vorfahren und beanspruchten die wesentlichen Ehrenrechte des Rittertums als erblichen Vorzug. So hörten allmählich im 14. Jahrhundert diese Rechte: Wappenschild, Rüstung und Turnierteilung, auf, ein persönlicher Vorzug zu sein, welcher nur durch Verleihung des Rittergurtes erworben wurde, sie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbesitz waren, auch ihrer besitzlosen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deshalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird wertvoller als die Ritterwürde selbst, obgleich diese einzelnen Ritterbürtigen noch erteilt wird und außerdem immer neue Familien mit den Privilegien des Ritterstandes versieht, den älteren Besitzern der Vorrechte nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete sich und war bemüht, sich in Ehe und Geselligkeit vom Bauer und Bürger zu scheiden. Aber er hatte keinen Namen. Die meisten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß sie nicht vom Adel waren; das alte Wort Degen, welches einst die reisigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfischen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze 14. Jahrhundert schwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entschied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen und der Umstand, daß dem Volke die Achtung vor adligem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenstaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienst lernten, wie diese „edle Knechte" genannt, um sie von anderen Reisigen zu unterscheiden; am Ende des 14. Jahrhunderts gewöhnte sich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüberzusetzen.

Und merkwürdig ist, wie zäh und treu die Familien der reisigen Lehnsleute die Überlieferungen des Rittertums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rotbarts überkommen waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde fast vergessen, wurden doch immer wieder an den Fürstenhöfen in Übung gebracht; wenn in Deutschland ritterliches Spiel daniederlag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, welche normännische und flandrische Herren nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefrischt.

In dieser Zeit des absterbenden Rittertums schrieb etwa um 1400 ein wackerer Thüringer, der Chronist Johannes Rothe aus Kreuzburg, in poetischer Form ein Büchlein, „Ritterspiegel", worin er Brauch und Recht des Rittertums schildert, und einer schlechten Gegenwart die Auffassung gegenüberstellt, wie sie in den Besseren seiner Zeit lebte. Sein Gedicht ist für Kenntnis dieser Verhältnisse sehr wertvoll und nicht zur Genüge gewürdigt[26]. Aus ihm wird hier im Auszuge mitgeteilt, was damals unter Ritterschaft verstanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte sind im Dienst der Edlen, man gibt ihnen nicht den Beinamen edel, sondern gestrenge. Wer von seinen Eltern wacker und ehelich geboren ist und selbst nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürst gibt, zum Ritterschild kommen, wenn ihm sein Herr oder Fürst den verleihen will.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Wert genommen, auch sind viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Messe in den Orden aufgenommen von einem Priester, der ihm sein Schwert, seinen Ritterschmuck und Sporen segnete, dabei schwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Christenheit sein wolle, das Reich nach geschriebenem Kaiserrecht vor Schaden behüten, Witwen und Waisen beschirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden schädlich sein. Darum legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht gesetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand sollte nach Recht zum Ritter schlagen, als wer selbst ein Edler ist, von dem man Lehn empfangen darf, und selbst ein frommer Ritter. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre gibt; diese trauen sich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt gibt es dreierlei Ritter, erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwohl ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, sind Kuhritter und entehren Klosternonnen. Kommen sie zu einem Turnier gezogen, so werden sie vielleicht sehr geschlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Klostertaten gehört haben. Sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich ihrer schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub teilen. Auch wenn sie jemandem eine Fehde vorher ansagen, so rennen sie schon in das Feld, während der Brief noch unterwegs ist, und bevor der andere den Fehdebrief gelesen hat, haben sie schon die Kuh gegessen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum Heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in saurer Arbeit.

Zur Ritterschaft gehören sieben besondere Ehren. Zuerst das Schwert, welches durch Ritterschlag zugeteilt wird; zweitens ein goldner Fingerring mit einem Edelstein, der an den Goldfinger gesteckt wird; drittens ein frommer Knecht, der dem Ritter beständig aufwartet und ihm sein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht, das Schwert selbst zu tragen wie ein Büttel. Viertens ist sein Recht, Gold an

seinem Leibe und eine goldene Spange an seinem Gewand zu tragen; fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechstens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht seiner Herkunft verdankt (nicht von sîme geslechte), sondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tische Wasser über seine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenschild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weisen; fehlt eines der beiden, so ist es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als silbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild; je mehr ein Schild Farben hat, desto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darinstehen, desto adliger ist es usw.

Ein Ritter soll sich begnügen an den Einnahmen, die ihm sein Erbe bringt, und was ihm Gott beschert im Dienst oder an Sold und Gold, Silber und Geschenken. Wird ihm das zu wenig, so darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürstenamt erhalten. Da ist ihm erlaubt, sich mit einem andern zu gesellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt; in diesen Gütern soll er seinen Anteil am Geschäft nehmen, soweit er sie im Hause gebraucht. Ferner darf er Pferdehandel und -zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wohl seine Pferde beschlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbansen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf seinem Rosse eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, sein Geschütz zurechtmachen und Büchsen gießen. Auch um seine Viehzucht darf er sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter seinem Feinde Schaden tun, so soll er offen zu Werke gehen und seine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er seines Feindes Erbe in Besitz genommen und ihn gefangen, so soll er ihn nicht in Grund verderben, sondern er soll ihn so schatzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; ist er ehrbar, so entlasse er den Gefangenen gegen Gelöbnis. Niemanden soll man so schatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das tut, wird ehrlos und einem Räuber gleichgeachtet.

Einem guten Ritter steht es wohl an, wenn er lesen und schreiben kann; ist er gelehrt und kunstvoll, so wird es sein Glück.

Ein vollkommener Mann soll siebenerlei Behendigkeit haben. Er soll verstehen reiten, schnell auf- und absitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten soll er schwimmen und tauchen, zum dritten schießen mit Armbrust, Büchse und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, stechen und tjostieren, zum sechsten ringen, parieren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit springen, zum siebenten wohl aufwarten bei Tische, tanzen und hofieren und das Brettspiel verstehen.

Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet, ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer,

stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Kost von Wasser und Brot, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen.

Denn Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren, er steigt auf und fällt. Der eigne Mann kann durch die Hand des Herrn freigegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnet sie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Besitzer zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn. Und halten sich wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird er ein wohlhabender und fester Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und selbst rittermäßige Leute halten; entziehen diese sich nicht ihrem Dienste und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnet ihn der König damit, so wird er gefürstet, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheren, daß er an seiner Statt geküret wird. Manneswert und Kraft gewinnt, sorgloses Vergeuden wirft nieder."

So frei und groß war noch um das Jahr 1400 die Ansicht über die Bewegung deutscher Volkskraft im Staate!

Schwertleite.

II. Aus deutschen Dörfern.

1200–1500. Es war ein alter Zwiespalt zwischen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutsche als emsiger Hauswirt schaffte und doch nicht seine beste Ehre fand, und zwischen der wilden Arbeit des Krieges, welche Geschaffenes zerstörte und doch durch die begeisterte Poesie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieser feindselige Gegensatz zweier großer Kreise von idealen Empfindungen war seit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, dort Bürger und Bauern, hier die Ritter und ihre reisigen Knechte. Durch die gesamte Geschichte unserer Nation zieht sich von da ab der Streit zwischen Arbeitenden und Beutesuchenden; erst die Neuzeit hat dafür Versöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reisigen Minnegesangs die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch; die Ritter sahen aus ihrer Trinklaube hochmütig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindselig auf die gepanzerte Schar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet, den Stolz des Landmanns zu verringern; nicht nur wer den Ritterschild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte sich in besserem Recht und höherer Kunst als der Bauer. Uns ist möglich, Einblick in das Gemüt des Landvolkes und in viele Einzelheiten seines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts haben die Handschriften manchen unschätzbaren Zug aus dem Leben des Bauern überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Teil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte später.

Der Leibeigene[26a] zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit besserem Recht unter einem Herrn saß, fühlte sich mit Recht als Bewahrer der heimischen Sitte, das Schwert an der Seite schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf

drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürstengeblüt. Gerade nach 1200 fing der Bauer an seinen Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinerer Gartenbau, schon wurden die Weinberge[26b] eifrig gepflegt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirtschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Auswanderer dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Wohlhäbig steht der größere Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger. Zwar ist der Titel Herr nach höfischem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von seinen Knechten, ebenso von den Hofleuten; „stolz" ist ehrendes Beiwort der Burggenossen, aber auch das Bauermädchen wird als „stolze Magd" von dem Ritter gerühmt. Unvermindert ist die alte Freude des Landvolkes an dem Erwachen der Natur, ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt, und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das früheste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von jung und alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er liebhat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie, bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierat an der Seite, mit ihren Gespielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reihen versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wams mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, welche eine Zeitlang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind; die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reihen getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reihens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute. Auf einleitende Strophen, welche in zahllosen Variationen das Aufgehen

Pflügende Bauern. — Mähender Bauer und rechende Bäuerin.
(Aus einem deutschen Kalendarium, geschrieben zu Passau 1445. Landesbibliothek Kassel.
Nach A. Schultz.)

Sämann. 15. Jahrhundert.
(Nach den „Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums".)

Unterschlächtige Wassermühle. 12. Jahrhundert.
(Aus dem „Hortus deliciarum“.)

Niederdeutscher Ackermann mit Sichel, Spaten und Hirtenstab. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Stephanus, Boek van den Schakspele. Lübeck.)

Jäger.
(Holzschnitt [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Pflügende Bauern.
(Holzschnitt aus Thomas Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm 1486. Bär und Ochse im Joch. Darstellung aus dem Leben des hl. Lucius, der einen Bären, weil er ihm einen Zugochsen getötet hatte, bannt, daß jener an des Ochsen statt zieht.)

M S

Müller mit Esel. 15. Jahrhundert. (Kupferstich von Martin Schongauer.)

Bauern. 15. Jahrhundert. (Kupferstiche des „Meisters von 1480".)

Bauern auf dem Wege zum Markt. 15. Jahrhundert. (Kupferstich von Martin Schongauer.)

Fischfang.
(Holzschnitt aus dem „Äsop", deutsch von Steinhövel. Ulm, u. 1477.)

Fischfang mit Netzen.
(Holzschnitt aus dem „Buch der Weisheit". Ulm, 1484.)

Strohgeflochtene Bienenkörbe. (Holzschnitt aus der „Ars memorativa". Augsburg, u. 1480.) — Hölzerner Bienenstock. (Holzschnitt aus dem „Tierbuch Alberti Magni, durch Waltherum Ryff verteutscht". Frankfurt, 1545.)

Imker. (Holzschnitt aus dem „Vergil". Straßburg, 1502.)

des Frühjahres rühmen, folgen andere, zum Teil in lockerem Zusammenhange wie im Augenblick erfunden, den Schnaderhüpfeln ähnlich, welche sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geschildert und verhöhnt wird. Denn leicht bilden sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist, sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reihen folgen die Trinkgelage mit lauter und übermütiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische hinausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reihen und Tänze, altertümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reihen in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, welche wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slawische Reidawac genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist, über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge ihrer Zunge. Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn schnell von dem Greifenden zurück, setzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und schleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut sich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin, sich auf schnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben suchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

So sieht das Dorfleben in den Liedern Neidharts von Reuenthal aus, des geistvollsten und launigsten aller ritterlichen Sänger im 13. Jahrhundert. Seine ganze Poesie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Teil seines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbstgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er ist trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vorteil. Ein Bauerbursch, Engelmar, hat ihm das größte Leid seines Lebens bereitet, es scheint, daß er ihm seine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abspenstig gemacht hat, der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, solange er lebte; aber auch bei späteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern sehr zu fürchten, und nicht selten quält ihn bittere Eifersucht.

Und dies Verhältnis des Ritters Neidhart zu den Landleuten war im Anfang des 13. Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete sich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer schnell zu einem ausschließenden Standesbewußtsein[27].

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der es ihm in Kleidern und Waffen gleichtun wollte und seinen Einbrüchen in die Gemeindeherde den gepanzerten Fausthandschuh entgegenhielt. Im Jahre 1244 verbot Herzog Otto von Bayern in seinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eisenhut oder Halsberge, lateinische Messer oder andere Stahlwaffen in ihrem Dorfe zu tragen; nur den Reutel, den Stab, der zum Säubern des Pflugbrettes diente, sollten sie führen. Ein ähnliches Verbot erging in Österreich. Aber es wurde nicht beachtet. Kurz darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen Ritterkleidern prangen, seidene Stoffe, Kettenpanzer führen und mit dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in wilder Zeit die Versuchung nahe, selbst Rechte und Vorzüge des Ritterstandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm höfische Sitte kund wurde, sie übte doch ihren modischen Zauber aus. Das Schönste, was ihm der Spielmann sang, das Glanzvollste, was seine Augen erblickten, war Werben um kriegerischen Preis im Kampf und Turnier. Wer ungenügsam sich in seiner Kraft fühlte, der strebte aus dem Bann des Zaunes und der heimischen Feldmark, um lieber andere zu schlagen, als selbst geschlagen zu sein. Auch der Sohn des Bauern zog als reisiger Knecht in die Burg und dachte darauf, den Rittergurt umzuschnallen. Dies Aufstreben in den Ritterstand erregte wieder Zorn und Spottlust der Edlen und ihrer Vasallen, es verdarb das Selbstgefühl des Landmanns, es stand ohne Zweifel den Begehrlichen sehr oft übel an und machte viele ruchlos und schlecht. Es fand unter den Bauern selbst, welche friedlich über ihre Scholle schritten, herbe Beurteilung, nicht mildere bei ernsthaften Dichtern und Volkspredigern: es war doch ein nicht aufzuhaltender Vorgang.

Eine der merkwürdigsten Überlieferungen aus dem 13. Jahrhundert wirft ein scharfes Licht auf diese Verhältnisse. Es ist eine wahre Geschichte, welche sich auf altbayrischem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Österreichs, da, wo die Salzach mit dem Inn zusammenfließt, ereignet hat. Wer bei Burghausen die Salzach überschreitet und auf der alten Harterstraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen ist, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der sieht, kurz nachdem er den Wald verlassen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erstere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er ist alten Leuten noch unter diesem Namen bekannt. Der Hof war einst größer, einer der ansehnlichsten Meierhöfe der Landschaft. Dieser Hof ist Mittelpunkt der Geschichte, welche hier erzählt werden soll. Sie ist uns in poetischer Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchstem Wert ist, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der diese Dorfgeschichte zwischen den Jahren 1234 und 1250 niederschrieb, nennt sich selbst Wernher der Gartenäre.

Sein Gedicht „Helmbrecht" wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handschriften herausgegeben in Band IV der Zeitschrift für deutsches Altertum; später hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und seine Heimat", aus den Ortsangaben des Gedichtes die Lokalität nachgewiesen und die Erinnerungen daran, welche noch in der Gegend leben, gesammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zusammengefaßt werden; auch aus dieser unvollkommenen Form wird man den Wert, welchen die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

„Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel, er steckte sie in eine schöne seidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Diese Haube hatte eine Nonne gestickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebschaft entronnen war, wie das so mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrechts Schwester Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, sie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käse und Eier. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwams und Schwert, mit Tasche und Gewand und einem schönen Überrock von blauem Tuch mit goldenen, silbernen und kristallnen Knöpfen verziert, sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen besetzt, so oft er im Reihen sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: ‚Jetzt will ich zu Hofe gehen, gib auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe.' Der Vater erwiderte: ‚Wohl könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über Zaun und Graben springt; aber, lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch ist hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt ist. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir sein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott der rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleichzutun, und wieder gerade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben.' Der Sohn aber sprach: ‚Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen, meinen langen krausen Locken, meinem schönen Rock und meiner gestickten Haube stände das übel an, nicht will ich durch ein Weib tatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir.' Da kaufte der Vater den Hengst und sprach: ‚O weh, verlornes Gut!' Der Knabe aber schüttelte das Haupt, sah sich auf seine beiden Achselbeine und rief: ‚Ich bisse wohl durch

einen Stein, so wild ist mein Mut, ich wollte Eisen fressen. Über Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz.' Und beim Scheiden sprach der Vater: ,Ich kann dich nicht halten, ich lasse dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du schöner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vöglein und wahre dein langes Lockenhaar, du gehst unter solche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich sah dich gehen an einem Stocke mit ausgestochenen Augen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wohl anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig saßen ein Rabe und eine Krähe, verworren war dein krauses Haar, zur Rechten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe.' Der Sohn aber rief: ,Ich lasse nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder.'

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienste taten. Dort ging der Knappe unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Reiter. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein anderer liegen ließ, stopfte er alles in seinen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segelwinden floß sein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: ,Sei willkommen, Helmbrecht!' Das war ihnen widerraten, sie sprachen: ,Mein junger Herr, seid Gott willkommen!' Er antwortete: ,Kindeken, ik wunsch üch ein gud Leven[28].' Die Schwester lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da sprach er zur Schwester: ,Gratia vestra!' Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: ,Dieu vous salue!' und zur Mutter sprach er böhmisch: ,Dobra ytra!' Vater und Mutter sahen einander an; die Mutter sprach zu ihrem Mann: ,Herr Wirt, uns sind die Sinne verstört, es ist nicht unser beider Kind, es ist ein Böhme oder Wende.' Der Vater rief: ,Es ist ein Welscher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er ist es nicht, so ähnlich er ihm sieht', und seine Schwester Gotelind sprach: ,Es ist nicht euer Sohn, zu mir redete er lateinisch, es muß wohl ein Pfaffe sein', und der Knecht meinte: ,Was ich von ihm vernommen habe, danach ist er in Sachsen oder Brabant zu Hause, er sprach ik und Kindeken, er wird sicher ein Sachse sein.'

Da rief der Wirt mit schlichter Rede: ,Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, sprich ein Wort Deutsch, und ich selbst will dir deinen Hengst abwischen, ich und nicht mein Knecht.' ,,Ei wat segget ihr Gebureken, min Parit[29], minen klaren Lif sall kein Burenmann nimmer angripen.' Da erschrak der Wirt gar sehr und sprach wieder: ,Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt ihr euer Mahl mit euch führen, von mir erhaltet ihr

nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Met noch Wein, den müßt ihr bei den Herren suchen!'

Nun war es spät geworden und kein Wirt in der Nähe, der den Knaben behalten hätte; so überlegte er und sprach: ‚Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich euer Sohn und Knecht.' Der Vater sprach: ‚Ihr seid es nicht.' — ‚Ich bin es doch.' — ‚So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen.' Da nannte der Sohn die vier Namen: ‚Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Tor aufschließen.' Der Vater rief: ‚Tür und Tor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir alles offen sein.'

So ward der Sohn wohlempfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: ‚Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen.' Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, kleingeschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie eine Trappe, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach: ‚Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; so aber trink, lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß.'

Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: ‚Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute nacht Ruhe not.' Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem seine Schwester Gotelind ein neugewaschenes Hemd ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater sieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. ‚Auch ich', sprach er, ‚ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernst hieß[30]. Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die einen schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürschen, der Schlechteste von damals wäre jetzt wohl der Allerbeste. Denn jetzt wird wert gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür sind andere im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, ver-

Schafschur. 15. Jahrhundert.

(Flämische Miniatur aus dem Breviarium des Kardinals Grimani. Bibliothek von San Marco, Venedig. — Nach der Ausgabe von A. W. Sijthoff und Karl W. Hiersemann.)

Bauernkalender. 14. Jahrhundert.

(Originalgröße. Handschrift mit schwarzer und roter Schreibfarbe auf Pergamentstreifen. Germanisches National-Museum, Nürnberg.)

Die Buchstaben a—g im Kalendarium, mit dem Sonntage a beginnend, bezeichnen die sieben Wochentage. Die figürlichen Darstellungen geben die Heiligen an, deren Fest auf den Tag fällt, mit dem sie durch eine Linie verbunden sind, oder zeigen Gegenstände, die die Benennung der betreffenden Tage versinnbildlichen. Die runenartigen Zeichen unter den Buchstaben verweisen auf Bauern-, Gesundheits- und Wetterregeln, auf landwirtschaftliche Arbeiten und sonstige Geschäfte und Verrichtungen, die an den bestimmten Tagen auszuführen oder zu unterlassen sind. Auch die bäuerlichen Hauptarbeiten in den einzelnen Monaten und der Sonnen- und Mondauf- und -untergang in diesen sind, dem Kalendarium vorangehend, bezeichnet. Ähnliche Kalender waren in den deutschen Alpengegenden noch im neunzehnten Jahrhundert im Gebrauch, nur daß allmählich die runenartigen Zeichen durch andere, neuere ersetzt waren.

ef abcdefgabcdefgabcdefgab

defgabcdefgabc gabcdefgabcdef

gabcdefgabcdefga bcdefgabcdefga

philli & jacobi ... Johis paulus ... urbani

bcdefgabcdefgab ... defgabcdefgabc

efgabcdefgabcdefgabcdefgabcdef

... abcdefgabcdefgabcd ... a ... a

[illegible] bartholomei [illegible]

cdefga b c d e f g a b c d e f g a b c d e f g a b c d e

[illegible]

a b c d e f g a b c d a [illegible] f g a b c d e f

[illegible]

a b c d e f g a b c d e f g a b c d e f g a b c d e f g a b c

Calendarium Idioticum

viii · Mayus · xvi

· Junius · xviii

viii · Julius · xvi

stümmle den, schlag' mir dem den Fuß ab, hau' diesem die Hände ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war es, denke ich, früher besser als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte.'

‚Das will ich tun. Jetzt ist der Hofbrauch: Trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, so trink' ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott.'

‚Sohn,' sprach der Vater, ‚laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen.'

‚Vater,' sprach der Junge, ‚ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh' der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid getan: über die Saat meines Paten, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's teuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Paten von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der tat mir auch schweres Leid: er aß Brot zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt als irgendein anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn betete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau wert sein. Man hört in kurzem Kunde von Helmbrecht.'

Der Vater sprach: ‚Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehrt haben einen reichen Mann zu berauben, wenn er Krapfen und Brot zusammen ißt!' Da nannte der Sohn seine Gesellen: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm[31] — diesem gab seinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia —, das sind meine Schulmeister.'

Der Vater sprach: ‚Und wie nennen sie dich?'

‚Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen Wasserbrei essen, was die Bauern haben, das ist mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide.'

Da brach der Vater los: ‚Sohn, die du da nennst und rühmst, wie hitzig sie auch sind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge sie faßt und von seiner Leiter hinabstößt.'

‚Vater, Gänse und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt tue ich's nimmermehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre

frommer Gesellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm hätte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns gesprochen.' Und seine Schwester Gotelind nahm er beiseite und sagte ihr heimlich: ‚Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu ihm: Du wirst gut mit ihr fahren; nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegscheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und hast du das Glück, nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeschlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brot bis an dein Ende. Da sprach Lämmerschling zu mir: Ich habe drei volle Säcke, schwerer als Blei, mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel, ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegst du an dem Herzen eines Unedlen. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater ist er nicht. Ich bin sicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geschlichen ist, von ihm habe ich den hohen Mut.'

Und die törichte Schwester sagte: ‚Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heiratet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte.' Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder beriet heimlich mit der Schwester. ‚Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirt hier gilt mir so wenig als ich ihm. Mutter, Gott segne dich.' So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freuden die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind herweht.

Manche Witwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerschling und sein Gemahl Gotelind auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschlings Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: ‚Willkommen, Dame Gotelind.' ‚Gott lohne euch, Herr Lämmerschling.' So begrüßten sie einander freundlich, und ein alter Mann, weise in Worten, stand auf und stellte beide in einen Ring, und fragte dreimal den Mann und die Magd: ‚Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, so sprechet Ja.' So gab er sie zusammen. Alle sangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß[32]. Darauf wurde das Hochzeitsmahl bereitet. Aber seltsam war es, vor den Knaben schwand die Speise, als wenn sie ein Wind vom Tische wehte, sie aßen unendlich, was ihnen der Truchseß von der Küche auftrug, und es blieb nicht so viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man sagt, jedem Menschen, der so unmäßig ist, dem naht sein Ende[33]. Der Braut Gotelind begann zu grausen und sie

klagte: ‚Wehe! Uns naht ein Unheil, mir ist das Herz so schwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlassen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, diese Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle.‘

Noch eine Weile saßen sie nach dem Essen, schon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da sah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen siegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch sei, und schlüge er auch ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber schlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer sonst nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht, und dieser Zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: ‚Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch säumt, so lasse ich euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt euch weg von der Tür.‘

‚Herr, ich bin's, euer Kind.‘

‚Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eisen aßet, als ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder.‘

Und wieder sprach der Blinde: ‚Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hause kriechen, wie ihr mit armen Kranken tut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig seid.‘

Dem Wirt bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: ‚Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß' den Riegel vor, ich will heut nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den sonst nie mein Auge sah, ehe ich euch ein halbes Brot gäbe.‘ Und er schlug den Knecht des Blinden. ‚Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt; ich täte so deinem Meister, nur daß ich mich schäme, einen Blinden zu schlagen.‘ So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brot in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Not. Einst, an einem Morgen früh, ging er durch den Wald, um Brot zu betteln, da sahen ihn Bauern, welche Holz lasen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die siebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: ‚Ich töte ihn wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es gestorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam.' Alle wandten sich gegen Helmbrecht: ‚Jetzt hüte deine Haube.' Die Stickerei, welche einst der Henker unberührt gelassen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit seinem Haar. Seine Beichte ließen sie den Elenden sprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab diesen dem ehrenwerten Mann in die Hand als Torgeld für das Höllenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterlustige Kinder bei Vater oder Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrechts Geschick."

So endet die Geschichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut wissen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernsohn zu erzählen, der unter die Räuber ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, steht eine Kapelle, dort, sagen die Leute, sei ein Soldat gehenkt worden, der seinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieses Bild, welches mit erschütternder Wahrheit ein wirkliches Ereignis schildert, für Überlieferung eines Ausnahmefalles halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenossen lehren, daß im 13. Jahrhundert ähnlicher Übergang in den Ritterstand sehr häufig war. Er gelang in anderen Fällen besser und vollzog sich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein großer Dienstmann brauchte Geld, der Bauernsohn, welcher als reisiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut seines Vaters aus der Not; oder der Herr sollte zum Fürstenhof reiten, und sein Stolz machte ihm wünschenswert, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien seiner Lehnsherrschaft schienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverlässig: in diesen und ähnlichen Lagen gab er Ritterschwert und Lehngut dem rüstigen Landmann. Auch die Ehe half diesen Übergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu verheiraten, dann erinnerte er sich wohl einer reichen Bauernfamilie im Dorfe, die ihm selbst verschwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebaren anzugeben, mit denen er um 1300 einen Bauer in seine Verwandtschaft suchte[34]. Er ritt vor das Bauernhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabst du dich?" — „Gut, lieber Herr." — „Kennst du mich noch?" — „Nein, lieber Herr." — „Ich bin es ja, dein Oheim; sage mir, lebt noch deine Schwester, meine Muhme Hedwig?" — „Ja, Herr, erst gestern sah ich sie." — „Nun, wie geht's deinem Sohn Ruprecht?" — „Ei, Herr, das ist ein tüchtiger Gesell, er ist heuer älter, als er vordem war, er trägt sein erstes Schwert, hohen Hut und zwei

Eisenhandschuh, er ist den Mädchen Vorsänger beim Reihen und Liebling der Nachbarn." — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, sie war ihrem Vater und mir sehr lieb und oft hat man uns um sie gebeten, sie ist von Gott euch aufbewahrt. Die sollten wir deinem Sohn zum Weibe geben." — „Gott helfe mir, Herr; wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um so reicher ausstatten." — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gib meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächstens zu mir, dann laß uns das mit der Maid besprechen." Darauf füttert er, reitet von dannen in sein leeres Haus, und die Ehe wird geschlossen.

Auch der Ritter verschmähte nicht, seine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und sie zu rechter Ehe empfing. — Die Kinder aus allen solchen Verbindungen wurden von höfischen Dichtern gern mit der Elster verglichen, deren Gefieder aus Weiß und Schwarz bunt gemengt ist. Wenn sie Söhne von Bauern waren, wurden sie Ritter „mit einem Schild", und diesen Neuen ward gern Arges nachgesagt, auch daß gerade sie die ärgsten Landplacker wären. — Lange hat sich in einzelnen Landschaften solcher Übergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. taten es noch zu Luthers Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermütig und streitlustig, und die beklagenswerten Ehen waren nicht selten.

Aber sogar der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schild ging, wurde Nebenbuhler der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigentümer seines Grundes war oder mit gutem Dienstrecht auf dem Erbgut saß. Er verglich sein altes Recht mit dem der Dienstmannen und der freien Vasallen des Adels, und er fand, daß er das bessere Recht hatte. Diese freien Bauern saßen nach 1200 ungleich verteilt auf deutschem Boden, sie fehlten aber in keiner Landschaft, sie stellten in einigen den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkischen Gebiet freilich, welches unter Merowingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reisigen Franken als Edle und Reichsritterschaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in diesem Teil Deutschlands, der die größte Zersplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkischer Landsiedler niedergedrückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günstig. Auch in Thüringen und einem Teil des Sachsengebietes war viel Land durch Besitznahme und Landanweisungen mit fremden Ansiedlern besetzt. In sehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm einzelnen seiner Krieger die Dorffluren zu Eigen gegeben, welche seitdem die Endung -leben führen. Dazwischen hatten fränkische Lehnsleute ihre Höfe mit -heim und -hausen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slawen, dazwischen kräftige Bauerdörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienstpflicht. Auch in Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Teilung des Herzogtums unter kleine Gebieter seit Rudolf von Habsburg schlechter.

(Holzschnitte, nach Angaben von Sebastian Brant, aus dem „Vergil“. Straßburg, 1502.)

Feldarbeiten und bäuerliches Leben um 1500.

(Holzschnitte nach Angaben von Sebastian Brant, aus dem „Vergil". Straßburg, 1502.)

Feldarbeiten und bäuerliches Leben um 1500.

(Holzschnitte nach Angaben von Sebastian Brant, aus dem „Vergil". Straßburg, 1502.)

Feldarbeiten und bäuerliches Leben um 1500.

(Holzschnitte nach Angaben von Sebastian Brant, aus dem „Vergil". Straßburg, 1502.)

Drei Winzermesser aus den Funden von Cobern an der Mosel. 2. Jahrhundert n. Chr.
(Nach M. Heyne.)

Grab- und Hauarbeit im Weinberge. 15. Jahrhundert.
(Nach den „Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums".)

Schafhirt. 15. Jahrhundert. (Nach dem „Anzeiger des germanischen Nationalmuseums".)

Schafhirt. 15. Jahrhundert. (Holzschnitt [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Pflügen und Eggen.

Schnitter und Schnitterinnen.

Ritter im Dorf. (Taubenschlag, Bienenstand, Hühnerstall.)
(Holzschnitte von Hans Weidlitz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1532.)

Dorfwirtshaus mit Strohdach und ausgestecktem Kranz. 16. Jahrhundert. Seitlich Ziehbrunnen mit Schwengel und Seil.
(Nach M. Heyne aus dem Kupferstich eines unbekannten Meisters: Die Kirchweih zu Mögeldorf.)

Dörfliches Fest. 16. Jahrhundert.
(Kupferstich von Daniel Hopfer.)

Der Nasentanz zu Gimpelsbrunn. 16. Jahrhundert.

(Holzschnitt von Nicolaus Meldemann.)

Bauerntanz unter der Linde.
(Holzschnitt von D. Kandel aus H. Bock, Kräuterbuch. Straßburg, 1546.)

Linde zu Michelstadt im Odenwalde mit Untermauerung und Leitung.

Deutsches Dorf. 16. Jahrhundert.
(Nach einem Holzschnitt von Hans Schäuffelin.)

Aber in der Schweiz, im südlichen Alemannien, in Oberschwaben, vor andern in Bayern, in dem altfränkischen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landstrichen der Sachsen, bei Friesen und den Nordalbingen der Westsee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hier und da der einzige Herr des Bodens.

In besonderer Lage waren Österreich, Salzburg, Steier, Kärnten. Dort in der Ostmark waren die Awaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachsenkaisern erschlagen, das Land durch bayrische Kolonisten besiedelt worden, auch die friedlichen Slowenen waren unter günstigen Bedingungen dem Reiche angeschlossen, der Bauer in Österreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Dasselbe Selbstgefühl erhob von 1200—1400 die deutschen Ansiedler in Schlesien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landschaften der untern Oder, in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germanisierung nicht durch friedliche Bauersiedlung, sondern entweder durch kriegerische Bewältigung der Slawen oder durch Belehnung deutscher Ritterfamilien erfolgt. Dort saßen die räuberischen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch seine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge geritten — wenigstens werden von den Geschichtschreibern dieser Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermassen erwähnt —, er hatte am Giebel seines Hauses ähnliche Geschlechterzeichen, wie sie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Diese alten Freisassen wurden überall dem Lehnswesen unbequem. Sie schienen weder Bauern noch Ritter, saßen stolz zu Roß und setzten ihre Hausmarken oder ein Tierbild auf ein dreieckig Brettlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch sie nahmen zuweilen die herrschenden Laster des Ritterstandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht[35].

Noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterschieden, aber im Tagesverkehr hier und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reisigen Ansprüche der freien Landleute fort. Und man sagte manchen der Fürsten nach, daß sie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vasallen, diesen Schildbauern aber, daß sie unzuverlässig im Kampfe wären und nur die Vorrechte, nicht die Lasten des Ritterstandes tragen wollten. Und man wußte über sie ein bedenkliches Gleichnis zu erzählen. Die Vögel hatten einst Krieg, luden dazu und sandten auch zu der Fledermaus. Diese sprach, man möge ihr den Zug freundlich erlassen, denn sie sei eine Maus. Da mutete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuse in Zwist. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder sprach sie: „Was geht's mich an? Seht ihr nicht, daß ich Flügel habe? Ich stehe in Pflicht bei den Vögeln." So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürst in Landesnot alle aufbietet, die in

reisigem Dienst stehen, so gehen sie an die Arbeit, denn sie haben kein Ritterlehn. Der Fürst läßt sie also zu Hause, und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder sagen sie: „Wir sind zu gut, um mit den Bauern zu zinsen, wir müssen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unsere Haut, darum sind wir steuerfrei." Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem sagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, so käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Gesell die 10 Mark gab, erklärte er, er sei keines von beiden, sondern er sei ein Edelknecht[36].

Für den fleißigen Landmann kam seit Kaiser Friedrich II. eine harte Zeit. Die wilden Gewalttaten und der Druck des räuberischen Adels treiben viele Hilfesuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer ist Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slawen, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Osten der Elbe öffnen sich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutschen Landmanns. Auch in den Geistern arbeitet eine Aufregung. Die neue strengere Herrschaft der römischen Päpste und der fanatischen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niedersachsen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zusammensitzen und durch die Natur ihres Landes begünstigt werden, erheben sie sich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Tälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, untüchtiger, roher; immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt sich, im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte, den Landmann zu verhöhnen, seine ungeschlachte Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Fastnachtspielen.

Und doch war dem Landmann noch im 15. Jahrhundert viel von gutem altem Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch und ist geneigt, mit Laune das unstete Treiben der andern zu betrachten. Von drei Schwestern heiratet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte." Und am Ende des 15. Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzszene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidharts, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern, bewaffnet mit Hellebarden und Spießen, unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden- und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der

Mütze; aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rotes lundisches Tuch gekleidet, mit gelbem Wams und Hosen. Eine schmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: so kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit so nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er sich den wilden Gesellen durch schnöde Flucht entzieht[37].

Und ist nun Tanz und Zank zu Ende, dann setzen sich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben stehen. Hat man ausgeruht, dann tritt die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Alle fassen einander bei den Händen, singen im Wechsel und gesellen die Paare, welche den Reihen springen[38].

Der Spielmann, welcher mit seiner Geige in das Dorf kam oder sich unter den Bauern niedergelassen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrat heimischen Liederstoffes: die letzten Trümmer der alten Heldensage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu singen wußte, dann solche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnstube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Gesang der Stubenvögel, die Zucht seiner Tiere waren dem Bauer regelmäßige Hausfreude; noch zu Luthers Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht zitiert und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deshalb die Faust gegen die Pfaffen[39].

Der Bauer fühlte sich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde schutzlos dem Überfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schar der Dorfgenossen wußte er seine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Teile Deutschlands, wo die Häuser des Dorfes in Gassen aneinanderlagen, war sein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Tor geschützt, und vor den Toren standen mitunter auch Blockhäuser, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren versuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zur Verteidigung eingerichtet, zuweilen mit Türmen besetzt, und wenn das Dorf angesengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und stand in Krebs und Eisenkappe hinter der Mauer, sein Liebstes zu verteidigen, während die Sturmglocke den Überfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorftore reich an Festen und poetischen Bräuchen, sein Recht, so es nicht durch Gewalttat gekreuzt wurde, war ihm sicher und wert, und jede Tätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch würdige Darstellung seiner Person und feierliches Zusammenwirken mit den Dorfgenossen befestigt.

Und doch erhob sich eine neue Gefahr für sein Behagen, für die Ehre und Geltung seines Berufes, größer als die Raubsucht der Edelleute und der Lands-

knechte, eine Gefahr, welche keine menschliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm heraufstieg aus den unverständlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstisch stiller Gelehrten und den engen Stuben lateinischer Schulmeister. Und was den Landmann zunächst herabdrücken sollte, das war ein neuer großer Fortschritt der gesamten Nation, es war die lateinische Schule und der neue Stand von Gebildeten, den diese schuf. Durch die Humanisten kamen den Deutschen die Anfänge einer Gelehrsamkeit und Kultur, an welcher die andern Stände sämtlich eher teilhatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langsam, spät, auf weitem Umwege den Segen gönnen sollte, den sie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutsche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht feind sein, ja, sie kämpfte auch für seines Lebens Heil, wenn sie den Papst befehdete und dem Knaben Beispiele von Männergröße und Edelmut aus der Römerzeit in das Herz legte; aber sie schied doch alle, die an ihr teilhatten, von der Masse des Volkes, sie warf allmählich die Schranke, welche die übrigen Stände voneinander trennte, nieder, aber sie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwischen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die andern, und deshalb drückte sie zunächst den Landmann herab. Zwischen dem Urteil des Junkers und seines Bauern war im Anfang des 15. Jahrhunderts der Unterschied, welcher zufällig zwischen den Rechten des „Hauses" und des Meierhofes bestand, beide sprachen dieselbe Mundart, sangen dieselben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurteilen und Ansprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen sollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig Lateinisch sprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Tristan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte, neuem Recht, neuer Poesie und Kunst, zuletzt an einem neuen Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann er sich gewalttätig gegen seine Herren zu erheben.

III. Aus der Heimat der Habsburger.

Die großen Herrengeschlechter der Sachsen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von starken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampfe gerungen, die alte Idee der römischen Weltherrschaft von deutschem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängnis geworden, daß sie dem Zuge einer Idee folgten, welche nicht politisch, sondern poetisch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrschte. Jetzt war das Traumbild der Deutschen verdämmert. Die früheren Kaiser hatten ihr Kaiseramt hoch gefaßt, ihr Stolz war gewesen als weltliche Gebieter der römischen Christenheit zu herrschen, die eigene Hausmacht, welche jeder von ihnen zu verstärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchste Erdenamt gegen die Fürsten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie sie selbst die Oberhoheit im römischen Reiche beanspruchte.

Im Jahre 1273 war die Frage: ob Kaisermacht oder Papstmacht die höchste auf Erden sei, und ob der Kaiser oder die Landesfürsten auf deutschem Boden die Herrengewalt besitzen, zum Nachteil für die Kaiserwürde entschieden. Die Reichsfürsten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutschlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten. Fortan wurde auf Jahrhunderte der Grundsatz der wählenden Reichsfürsten, die Abzeichen der römischen Königsmacht einem Fürsten zu geben, der nicht so mächtig war, die Gewalt seiner Mitfürsten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu bestehen, und daß er mit allen Mitteln danach ringen würde, diese Hausmacht zu vergrößern, sie hatten deshalb zu sorgen, daß die Krone nicht in seinem Hause blieb.

Nach volksmäßiger Auffassung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich gewesen, und einigemal hatten die Fürsten das Heraufkommen eines mächtigen Geschlechtes zu verhindern gesucht und wenigstens verzögert; aber so groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit gewesen, den ein Landesherr durch

die Kaiserkrone erhielt, daß die Vererbung derselben an seine Söhne und nächsten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutschland bis zur Schlacht am Weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte sich Schritt für Schritt in einen lockern Bundesstaat, in welchem sieben der vornehmsten Fürsten die Wahl eines höchsten Vertreters vollzogen.

Doch der geistliche Oberherr Deutschlands war geblieben. Er versuchte, auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, dessen Zusammenhang er verdorben, zu schalten. Er hatte den Fürsten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römischen König zu machen; er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, sonst werde er das mit seinen Kardinälen selbst besorgen. Aber die Macht des Papstes, welche so gebieterisch heischte, war in ihren politischen Grundlagen fast ebenso unterwühlt als die der kaiserlichen Würde.

Und gerade deshalb, weil sie das Kaisertum so klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vorteil des Landesfürsten dem Papste verbündet gewesen; seit die Fürsten sich gegen einen Kaiser stark fühlten, wurden sie lau, der undeutschen ränkevollen Politik des römischen Stuhls zu dienen. Zwar arbeitete das Interesse der hunderttausend, welche dem Stellvertreter Christi Gehorsam gelobt hatten, die deutsche Christenheit in treuer Vasallenschaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papst nicht mehr als Herr die Seelen der Deutschen. Wer eigene Gedanken hatte, wer sich als Deutscher empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde ersehnte, der sah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmütigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerverdammungen in das Land fielen, das Geld der Deutschen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrlosesten schien gegen die Befehle des Papstes, kümmerten die deutschen Fürsten sich sehr wenig um seinen Bannstrahl, und fahrende Schüler sangen an den Höfen geistlicher Herren die keckſten Spottlieder auf die Simonie und die sittenlose Wirtschaft des römischen Hofes, der schwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzerische Lehren zu verkünden; auch die sich mit der Geißel schlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes suchten, achteten Papst und Geistlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienst. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Not zur Beichte, aber sie schlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geistlichen; der Bauer, dem sein Geistlicher die Sakramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott"[40], und als des Papstes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erschlug das Volk den finstern Mann.

Im Jahre 1273 war der Zustand des Reiches für alle Teile unleidlich geworden, für den Papst, die Fürsten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, steuerte und zinste, die Einnahmen der Kirchen wurden gering, die Reisigen zwackten dem Kirchengut ab, die geistlichen Herren wehklagten oder ritten selbst im Harnisch. Un=

endlich war Zwist, Fehde, Sorge um die Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältnis im ganzen Reiche drohte unsicher zu werden. Der Kaiser war Erteiler und Bestätiger aller Vergünstigungen und Rechte, was sich Fürsten und Städte errafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe seines Insiegels und seines Gerichtes. Und jeder der Besseren fühlte, daß ein Mann fehlte, dem sein Amt gebot, den gemeinen Nutzen zu vertreten. Keiner gedachte, die eigenen Ansprüche aufzugeben, jeder wollte die der andern gebändigt sehen, jeder war für seine Person mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht, aber wahrscheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das deutsche Reich aus der Verwüstung wieder auferstehen müsse und gegen die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welschen, seine alte Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte aber nicht nur um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eigene Dauer zu sorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der Verwirrung übermächtig geworden, und sie durften fragen, ob er überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit des Reiches stand ein König, der seine Königskrone in einem Volke trug, das seit vielen Jahrhunderten in Deutschland gelagert, nicht mit deutscher Zunge sprach. Die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen reichte vom Meißner Land über die Alpen bis zum Mittelländischen Meere, von der Thaja bis über einen Teil Bayerns. Die Bischöfe von Freising und Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Bayern suchten im Anschluß oder Widerstand gegen ihn ihre Rettung; er regierte mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof, und weit reichte sein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Mann, für sich die Herrschaft im Reiche zu begehren, obgleich er bei dieser Königswahl aus Gründen, die wir nicht übersehen, sich zurückhielt. Ihn zum König machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Ostens zu Gebietern Deutschlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der tätigste Werber für seinen Verwandten, einen elsässischen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elsaß. Mit Hilfe des Erzbischofs von Mainz wurde bei den Fürsten, die in Frankfurt versammelt waren, durchgesetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wohl zum König wählen wolle, wenn er sich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Er war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit besonders geeignet, das verzweifelte Wagnis der Königskrone auf sein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahre alt. Er war sein Lebtag einer der unruhigsten unter den kleinen Herren gewesen, welche in ihren Landschaften Gewalttat übten, um ihre Herrschaft zu vergrößern, so rastlos und frei von Bedenken, daß er sogar damals auffiel, der Schrecken seiner Nachbarn und Verwandten. Einen nach dem andern hatte er sie überzogen und aus ihrem Besitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, sondern, was bei den deutschen Herren nicht gewöhnliche Eigenschaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Überlegung. Er war

ein bewährter Kriegsmann. Man kannte schwerlich die ganze Tüchtigkeit seiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran im Kampf und in Ertragung von Reiterbeschwerden, als Führer von schnellem Entschluß und eisenfestem Griff, als durchaus und in allen Lagen mutig.

Rudolf verdankte einen Teil seiner Erfolge der besonderen Stellung, in welcher er, wie vor ihm sein Vater, zu den Bürgern der größten Stadt des Elsasses stand. Seit er die reisigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen den Bischof derselben durchgeführt und war bei den Bürgern ein beliebter Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er stand gleichgültiger als vielleicht irgendein Landherr seiner Zeit zu dem spielenden Idealismus des Rittertums, ein nüchterner, praktischer Geschäftsmann. Seine Stellung als Hauptmann einer Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben, den Wert bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beschützen. Seit er sich in Besitz der Kyburgischen Erbschaft gesetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Warentransporte, welche sein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberischen Adel zu sichern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, welches er einmal dem Erzbischof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die persönliche Neigung und die Wahlstimme des geistlichen Fürsten gewonnen hat.

Die rastlose Rührigkeit, mit der er seine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unsicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf besaß noch andere Eigenschaften, die ihn seinen Zeitgenossen wert machten. Er war seinen untergebenen Freunden zuverlässig, ein bequemer und billiger Mann, wo ihn nicht sein eigener Vorteil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn seine Hand war meistens leer und seine Eigensucht entbehrte den Schimmer höfischer Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunst und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verstand, leutselig zu sein, unterzog sich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Notfall Rüben vom Felde und flickte selbst sein gescheuertes Wams. Wie er sein Leben lang arm an Würde und frei von Bedenken blieb, wo es seinen Nutzen galt, so war er auch merkwürdig frei von Vorurteilen bei Schätzung einer Menschenkraft. Und er besaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbstsucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, damals unter Deutschen nicht die letzte Eigenschaft, volkstümlich zu werden.

Er hatte zur Hohenstaufenpartei gehört; man erzählte später, daß Kaiser Friedrich II. bei seiner Taufe Pate gewesen sei. Noch im Jahre 1267 hatte der Vorsichtige sich von dem armen Konradin das zweifelhafte Recht seiner Kyburger Lehne bestätigen lassen für den Fall, daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf sich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann getan worden, das letztemal, weil er mit seinen Spießgesellen das Magdalenen-

Berthold von Regensburg, predigend.
(Aus der Wiener Handschrift.)

Geißlerzug. 1349.
(Miniatur einer Brüsseler Handschrift.)

kloster zu Basel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm seine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte sich seine Stellung zum Papst geändert. Um Konradin hatte seine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie sorglich auch dieser um die Freundschaft des Papstes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte die geistlichen Fürsten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenstaufenpartei, in denen die Überlieferungen der deutschen Reichsherrlichkeit noch am lebendigsten waren, dem Papst eher als Verbündete wie als Gegner erscheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigsten, aber er war gegen die großen Reichsfürsten doch nur ein kleiner Herr, und er sollte den Mangel an eigener Hausmacht, solange er lebte, empfinden. Es gehört zu seinen besten Eigenschaften, daß ihn die Enge seiner Mittel und die Leere seiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat, das Höchste zu wagen.

Selbst von dem kleinen Landgebieter forderten die deutschen Fürsten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig von Bayern, derselbe, welcher in früheren Jahren sein unschuldiges Weib in einem Anfalle eifersüchtiger Wut getötet hatte, versicherten sich seiner guten Dienste dadurch, daß sie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürsten wurden durch Geldsummen und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte widerrechtliche Besitznahmen und Rechte bestätigte oder neue Rechte verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürsten stellten den neuen König völlig unter ihre Vormundschaft, indem sie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher von der Beistimmung des Reichstages, sondern von ihrer, der Wahlfürsten, schriftlichen Beistimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Daß Rudolf für sein Haus einen Landbesitz brauchte, um sich in dieser demütigen Königstellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Solche Ausstattung war aber nur in dem süddeutschen Erwerb König Ottokars zu finden, und diesen konnte der König erst im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutschen Fürsten tatlos anzusehen geneigt war.

Es waren also in Wahrheit verzweifelte Verhältnisse, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk sammelte sich in endloser Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausstattung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zufuhren, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römischen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, sich aus solcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürstlichem Sinn, welchem Demütigungen unerträglich sind, er war sein Lebtag ein wagelustiger Spieler gewesen, hatte mit nichts angefangen und vieles durchgesetzt, und war geneigt, seinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchstens einige hundert Ritterpferde und als König auf sehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber

er hatte zehn Kinder, und er fand als König in vier Söhnen und sechs Töchtern ein reiches Kapital, das er zu großen Familienverbindungen umsichtig verwandte. Und er hat durch diese Politik sein Geschlecht groß gemacht und von dem deutschen Reiche in seinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er sich mit dem Papst stellen. Er warb demütig um die römische Gunst und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Im Jahre 1275 ging er nach Lausanne, wohin der Papst über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Christi jede wünschenswerte Demut, leistete den Eid des Gehorsams und empfing die Bestätigung der Königskrone. Er ließ sich das Kreuz anheften und gelobte, nebst vielen Fürsten und Edlen, nach dem Morgenlande zu ziehen, was er schon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Aussicht gestellt hatte, als seine Fürsten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerksam machten. Aber im Ernst dachte er so wenig daran, unter dem Kreuz dahinzufahren, als die Mehrzahl seiner Fürsten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächsten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er versprach dem Papst, nach Rom zu kommen und dort die Kaiserkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, seine Getreuen auf die Fußspuren, welche nach der Löwenhöhle führten. Solange er lebte, war er an der Reise verhindert. Er bestätigte auch dem Papste alle alten Landansprüche in Italien, außerdem Sardinien und Korsika und einen großen Kreuzzehnten in Deutschland, diesen sollte sein Vertrauter, der neue Bischof von Basel, erheben und ihm zur Romfahrt 10000 Mark abgeben. Endlich scheint er, was für Deutschland wichtiger war, für uns aber nur aus den Folgen erkennbar ist, sich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutschland verpflichtet und in diesem Punkte sein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieselbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch später gegen Rom, er enthielt sich ernstlicher Einmischung in die italienischen Geschäfte mit Recht, war immer unterwürfig gegen die kirchliche Gewalt, und als einst ein widerwärtiger Legat des Papstes durch schamlose Habsucht und Wucher so laute Zornesausbrüche der deutschen Fürsten erregte, daß der König den Erschreckten bei der Hand aus der Versammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf seiner eigenen Partei, daß er teil habe an den unwürdigen Geldgeschäften des päpstlichen Legaten.

Erst nach großen Verlusten an königlichem Ansehen konnte er den Feldzug gegen Ottokar beginnen, der bis dahin in hochmütigen und fruchtlosen Verhandlungen seinem tätigen Gegner Zeit gelassen hatte. Rudolf wußte sich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutschen Verbündeten Ottokars, Herzog Heinrich von Bayern, durch einen Sonderfrieden auf seine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel, den wetterwendischen Fürsten an seine Partei zu fesseln. Der König hütete sich, Böhmen zu betreten, brachte, sehr ungenügend von deutschen Fürsten unterstützt, durch eine schnelle Anstrengung Österreich und die Nebenländer in seine Hand, erhielt Neustadt durch Überraschung

und Wien, welches Ottokar nicht zu entsetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürsten vermittelten Frieden mit Ottokar, welcher Österreich, Steier, Kärnten, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolfs ließ und die Bestätigung seines Königreichs Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieses Friedens, wieder Familienheiraten und daran geknüpfte Aussicht für den Böhmenkönig, einen Teil des verlorenen deutschen Gebietes zurück zu gewinnen, wurden von beiden Teilen nicht gehalten.

Es ist bezeichnend, daß durch diese Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolfs nicht befestigt, eher verschlechtert wurde. Ein Teil seiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und seine Schwiegersöhne hatten ihm im Jahre 1276 Zuzug geleistet, so lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Besitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er sie für seine Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört, übermächtig zu sein. Rudolf vermochte den begehrlichen Fürsten nichts Neues zu bieten, seine Versuche, Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Übergriffen entgegenzutreten, erregten Gegner, Ottokars Gold tat das übrige. So geschah es, daß im Jahre 1278, als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hilflos war; die Ritterschaft Österreichs, verwildert und unzuverlässig, bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft, Heinrich von Bayern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elsaß rührten sich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen schwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus standen bei ihm, ein Teil der kriegerischen Kumanen auf böhmischer Seite. Hier aber bewährte der sechzigjährige König glänzend seine kriegerische Tüchtigkeit, mit schwachem Zuzug aus seiner Heimat wagte er die entscheidende Schlacht bei Wien, welche König Ottokar in Siegeshoffnung ersehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor sein Leben.

Diese Schlacht auf dem Marchfelde ist nicht nur ein politischer Glanzpunkt in Rudolfs Leben, sie ist auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es war die letzte deutsche Ritterschlacht, in welcher die alte Turnierweise einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegeneinander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten fast nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht selbst wurde entschieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutschen und böhmischen Ritter Ottokars etwa 900, die ungarischen und deutschen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieses Schlachtturniers wurde Rudolf vom Rosse geworfen, Ottokar „gezäumt“ und im Getümmel getötet. Rudolf entschied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erst durch diese Schlacht wurde die Wahl des Habsburgers bestätigt. Seinem Hause waren jetzt die österreichischen Landschaften nicht zu nehmen. Er hütete sich, mehr zu begehren, bestätigte den Nachfolger Ottokars in Böhmen und verwandte wieder eine seiner Töchter, um Böhmen mit seiner Familie zu befreunden.

Er hatte sich als König durchgesetzt. Doch er wurde für Deutschland kein Schirmer, wie die stärkeren unter den alten Königen hatten sein können. Er zerstörte eine Anzahl Raubburgen und verkündigte wiederholt seinen Landfrieden, er vermochte nirgend, durchgreifend und dauerhaft zu helfen; aber er machte für den Südwesten Deutschlands seine Regierungsjahre zu einer besseren Zeit als die Jahrzehnte vorher und nachher gewesen, und diesem Segen seiner Herrschaft bewahrte das Volk ein treues Gedächtnis. Für seinen guten Willen lohnten die Städte dadurch, daß sie ihm in seinen endlosen Geldverlegenheiten Darlehne schafften, er war gern bereit, den Städten größere Rechte einzuräumen und sich dafür von ihnen bezahlen zu lassen, und er sorgte dafür, daß die Begnadigungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulden deckten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dieselben Geldquellen hatten auch die stolzesten Kaiser der Hohenstaufen benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen und größere Rücksicht darauf nehmen mußte, seine Schulden zu tilgen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmangel zu Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erregten. Wir sind darüber ungenügend unterrichtet, aber der Ton, in dem sein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im Jahre 1286 seine Begünstigung der Wuchergeschäfte des Legaten Johannes Tusculanus hervorhebt, und jener Zwischenfall auf dem Konvent von Würzburg lassen schließen, daß die Sache arg war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn seine Kinder viel Geld kosteten.

Seit der König die böhmischen Angelegenheiten geordnet, war sein unablässiges Bestreben, für seine Familie neue Besitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin nicht das Glück seiner ersten Regierungsjahre.

Seine Anstrengung, ein Herzogtum Schwaben für einen seiner Söhne aufzurichten, scheiterte an dem Widerstand der schwäbischen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwist geriet und seine königliche Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie sie einst dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorsicht nicht, welche ihn abhielt, bei seinen Landgeschäften zu viel auf das Spiel zu setzen, und nicht die alte eisenfeste Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harnisch trug, war er den andern wie der Jüngste voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elsaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverständnis mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leisten. Als sein Heer in einer Burgunderfehde auf steiler Höhe über dem Doubs lag, von welcher kein Roßpfad zu den Feinden im Flußtal führte, unterwarfen sich diese dennoch und sagten: „Wir kennen diesen König, er klettert auf Händen und Füßen herab, um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend, den Schatten einer Reichspflicht wieder herzustellen, längs

dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger, Burgund an sein Haus zu fesseln, obgleich er hier wieder sein Hausmittel, eine Heirat, versuchte. Diesmal war er selbst fröhlicher Bräutigam.

Auch andere Pläne, die er still gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne starben vor ihm dahin bis auf den hochfahrenden Albrecht, den Herzog des Ostreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römische Königskrone und die Nachfolge im Reiche zu sichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl der Fürsten war diesmal für die Staatskunst des Greises unzugänglich. Auch sein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungarische Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte seinem Sohn Albrecht schon die Lehnbriefe des Reichs für Ungarn ausgestellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand, und der Papst erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiserliches, sondern für päpstliches Lehn. Rudolf hinterließ seinem Hause nur die großen Entwürfe, für welche er als Kaiser gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Ansprüche in Ungarn und den Wunsch, Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgesonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächsten Jahrhunderten erreicht, und es wurde erreicht genau mit denselben Mitteln, die er angegeben, durch eine Reihe von Heiraten und Verschwägerungen und durch Fügsamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgültigkeit gegen die deutschen Interessen des Reichs und trotz aller Geldbedrängnisse. Mehr als einer der Nachkommen hat dieselben tiefen Demütigungen erfahren, denen der Alte sich fügen mußte, Kaiser Friedrich III. fuhr auf einem Ochsenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max steckten seine eigenen Landsknechte einen Strohwisch an die Tore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolfs sein Geschlecht das erste und stolzeste Herrengeschlecht von Europa. Die Erfolge und die welthistorische Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantasie der Geschichtschreiber mit fremden Zügen versehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht ebensogroß ist er für uns Deutsche. Und wir haben für seine Beurteilung bei der Mangelhaftigkeit der Quellen einen zwar in Einzelheiten versagenden, aber im ganzen untrüglichen Maßstab.

Zu dem Wesen des alten Reiches gehörte, daß es nach keiner Seite feste Grenzen hatte, sie verliefen allmählich in Unbotmäßigkeit und fremder Herrschaft. Es hatte auch keine Hauptstadt und festen Mittelpunkt, wo sich die Lebenskraft der Nation am stärksten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort; immer in dem Stamm, dessen Herrengeschlecht gerade die Kaiserkrone trug. In der Sachsenzeit griff der deutsche Norden erobernd über Skandinavier und Slawen, unter den Schwaben war die schaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein starker Fürst trieb das Lebensblut bis in die entferntesten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorsam schwören. Darum messen wir die segensvolle Wir-

kung eines Königslebens danach, ob ihm gelang, den ganzen Leib des Reiches in Gehorsam zu vereinen und die Außenländer wenigstens in Scheu und Frieden zu erhalten. Da König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum deutschen Reich, und im Osten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schlesiens fast ebenso zweifelhaft. Als Rudolf die böhmische Macht brach und Österreich, Steier, Krain für seinen Sohn erwarb, und als er später die Verbindung Schlesiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsschenkenamt und Wahlstimme von neuem in das Reich fügte, da tat er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber den Westgrenzen ist er ein Wiederhersteller nicht geworden. Er vermochte nicht, sich im Elsaß eine Hausmacht zu gründen, welche den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nötigsten war, an den Rhein; einige Jahre nach seinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Täler, in denen er seine treueste Mannschaft gefunden hatte, den siegreichen Freiheitskampf gegen seine Nachkommen. Auch im innern Deutschland blieb seine Tätigkeit für das Reich in so engen Grenzen, daß man kaum sagen darf, Rudolf habe über dem deutschen Reiche als König gewaltet. Erst zwei Jahre vor seinem Tode hatte er Zeit und Willen, die kaiserliche Macht bis nach Thüringen auszudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Über Thüringen hinaus ist er nie persönlich gereist, in ganz Norddeutschland war sein Regiment und Einfluß nicht der Rede wert. Wie wenig er sich um die Hälfte des deutschen Bodens gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkunden und landesherrlichen Verfügungen seiner Kanzlei. Die norddeutschen Städte suchten in dieser Zeit der Königslosigkeit sich selbst zu helfen, sie zogen die Bande alter Handelsgenossenschaft enger, in denen allmählich die Hansa zusammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf seinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein vierzehnjähriges Kind, die schöne Isabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten spöttisch, wenn er seine junge Frau oder, nach dem Rat gefälliger Ärzte, auch andere Frauen vor aller Augen liebkoste. Aber der an seinem Hofe so würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gasse lief, blieb zu Rosse ein Feldherr, im Rat der kluge Geschäftsmann bis an sein Ende. Als ihm der Arzt meldete, daß seine Lebenskraft zu Ende gehe — wie erzählt wird, während er neben seiner jungen Gemahlin am Schachbrett saß —, da fügte er sich vorsichtig und geschäftsmäßig in das Unvermeidliche, wie er sich als König dem übermächtigen Willen des Papstes und seiner Fürsten gefügt hatte, und er eilte, sich beizeiten das letzte zu sichern, was ihm übrigblieb, ein Kaisergrab zu Speier. Wohl hatte er sich in Kampf und klugem Rat ein Recht erworben, neben den ältern Kaisern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familienverbindungen und Verträge mit den Fürsten die Grundlagen eines neuen Reichslebens geschaffen, das, wie ungenügend immer, dem deutschen Volke die Möglichkeit gab, selbständig zu dauern, bis die Arbeit von Millionen Kleiner sich

in der Kraft eines Mannes zusammenschloß, welcher Reformator und Bildner des deutschen Lebens werden sollte; aber dieser eine war kein Habsburger und kein König, sondern ein thüringischer Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk seiner Zeit angesehen wurde, soll der folgende Bericht deutlich machen. Es sind seine treuen Landsleute im Elsaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für seine Geschichte haben zwei aus seinem Heimatland hier besonderes Interesse. Die eine ist die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorsteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, die andere sind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateinisch geschrieben. Die letzteren sind hier zugrundegelegt, aus der gebildeteren Chronik Ellenhards nur wenige Sätze zur Vervollständigung des Zusammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, welche unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beschreibung des Elsasses" von Jaffé[41] herausgegeben sind, wurden nicht deshalb gewählt, weil sie die Geschichte König Rudolfs am besten erzählen, sondern weil sie in naiver Weise eine volksmäßige Behandlung der Geschichte zeigen, welche seit den Hohenstaufen in lateinisch und bald in deutsch geschriebenen Städtechroniken in den Vordergrund tritt. Es sind nicht mehr die vornehmen Benediktiner, welche schreiben, sondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtschreiber und ehrliche Bürger, welche aus dem Gesichtskreise ihrer Mauern die Weltereignisse beurteilen. Ihre Handschriften geben uns das Kleinleben der Geschichtschreibung, eine Auffassung, welche geneigt ist, den historischen Stoff in Anekdoten umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welche das Volk sich große Ereignisse verständlich macht. Aber diese Erzählung ist doch nicht mehr die alte epische, es ist bereits viel von dem guten Gedächtnis und der scharfen Beobachtung der Einzelheiten darin, welche der nüchterne Realismus des letzten Mittelalters nirgend verleugnet. Die „Beschreibung des Elsasses" und die „Chronik von Kolmar" erzählen folgendes:

„Es gibt eine Gegend in deutschen Landen, Elsaß genannt, sie ist vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfernt, so daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kann. Diese Gegend liegt zwischen der Stadt Straßburg und Basel, ist 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechnet. Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit schied der Rhein die Stadt Breisach von dem Elsaß, im Jahre 1295 zog er sich an dieser Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hatte keine Brücke, sondern die Leute setzten auf Schiffen über. Der Fluß Rhein entspringt aber im Süden und fließt gen Norden drei Tagereisen von Kostnitz bis zum Elsaß, und er geht mitten durch Deutschland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Straßburg und Basel gering an Mauern und Kirchen, aber noch geringer an Häusern. Die festen und guten Häuser hatten wenige und kleine Fenster und Mangel an Licht. Kaufleute waren wenig, und fast alle galten für reich. Meister im Handwerk gab es wenige, auch sie wurden unter die Reichen gerechnet. Wenig Wundärzte, noch weniger Ärzte, wenig Juden. Ketzer waren an vielen Orten in Fülle, diese aber rotteten die Brüder

vom Predigerorden mit großer Hilfe der Landesherren ruhmvoll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunst, aber später kamen sie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfern kleine Türme, die sie vor ihresgleichen kaum verteidigen konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kampfspiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht warb um wessen Magd er wollte, und wenn er sie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür besorgte er ihr das nötige Schuhwerk, und so befreite der Liebhaber die Herrin von diesem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

Karren waren wenig, und die Elsässer gebrauchten ihre Wagen ohne Eisen. Mit Eisen beschlagene Wagen kamen später aus Schwaben nach Elsaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber später wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, sehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man sah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechischen Tauben aber, welche gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden später nach dem Elsaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elsaß, welche das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, welche 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuser mit Gips war noch nicht bräuchlich, denn erst viel später, um 1290, wurde in der Stadt Dürkheim von den Einwohnern Gips gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Zement gemacht wird; auch die Erde, welche Mergel heißt und durch welche die Äcker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß wenige Geistliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern, die Messe zu lesen. Viele Geistliche waren in Wissenschaft schwach, weshalb sie nicht klugen Rat geben konnten. Auch hatten die Geistlichen insgemein Beischläferinnen, weil die Bauern sie dazu gewöhnlich anhielten; denn sie sagten: der Pfaff kann nicht enthaltsam sein, deshalb ist besser, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von allen versucht oder erkennt. Die Stiftsherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Bischof von Basel, hinterließ bei seinem Tode 20 Kinder als Waisen der Sorge ihrer Mütter.

Daselbst war Graf Rudolf von Habsburg aus dem Geschlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 seinem Vater, dem Grafen Albrecht von Habsburg, geboren. Dieser war Landgraf in Ober-Elsaß und von Kindheit in reisigem Dienst erzogen, denn er war bei seinen Lebzeiten Hauptmann der Reisigen (und Fähnrich)[42] der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in seiner Stelle und wurde ebenso Hauptmann der Reisigen von Straßburg. Es war dieser Mann lang von Leibe, sieben Fuß groß[43], hager mit kleinem Kopf, bleichem Antlitz und langer Nase, hatte wenig Haare, schmale und lange Hände und Füße. In Speise, Trank und anderen Dingen war er enthaltsam, ein weiser, fürsichtiger Mann, er erwarb die größten Reichtümer und war doch immer in der größten Bedrängnis. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Ver-

mögen und Ehren ausstattete. Da nun Graf Rudolf sah, daß die Grafen, seine Nachbarn, viel Reichtum hatten, er aber gegen andere in Armut und Dürftigkeit steckte, so dachte er darauf, wie er zeitliche Schätze erfassen könnte. Er erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit schnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei sich, daß er seine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen von Tufenstein, und er hatte eine Burg, auf die er sehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte seine Güter gern gehabt, wenn er sie an sich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er, den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falschen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus seinem Gesinde einen Hinterhalt, und diese erschlugen den Jüngling schmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf, den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn seines Oheims, und verwüstete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Ältere von Kyburg hatte sich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt; da er aber sah, daß er von ihr keine Söhne haben könnte, gab er seine Besitzungen dem Herrn Bischof von Straßburg, wie man sagt unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei besitzen sollte, und später sollten die Besitzungen den Nachfolgern der Straßburger Bischöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg gestorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg fast alle Habe und Güter mit Gewalt, obwohl viele sagten, daß er nicht der rechte Erbe sei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verschiedenen Herren Zwist und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard, Bischof von Konstanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Bischof Heinrich, seinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich nahm jeder der Herren vom Reichsgut, was er fassen konnte, in Besitz. Graf Rudolf aber nahm Breisach und behielt es einige Zeit in seiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich, Bischof von Basel, sagte dem Grafen Rudolf: ‚Breisach gehört mir, weil ich es nach Erbrecht besitze.‘ Der Graf Rudolf aber sagte: ‚Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willst, so verspreche ich, Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben.‘ Der Bischof gab ihm 900 Mark und erhielt so die Stadt, die er behielt, bis Rudolf zum römischen König gewählt wurde. Da aber unterdes der Graf Rudolf den Bischof wieder ungebührlich belästigte, lud ihn der Bischof zu sich und sagte: ‚Vetter, höre auf, mich zu quälen, und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben.‘ Der Graf war willig und hielt dieses Jahr Ruhe. Im folgenden Jahr fing der Graf zum zweitenmal an, den Bischof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark, damit er ihn nicht mehr quälen sollte, und wieder gab ihm dieser eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahr forderte der Graf Rudolf von dem Bischof 200 Mark, weil er sie brauche, denn er sei in viele Schulden verstrickt. Da sagte der Bischof: ‚Ich schäme mich, ferner zinspflichtig zu sein, mit 200 Mark will ich mich so umschanzen, daß ich keine Gewalt fürchte.‘ Darauf fing Graf

Rudolf an, seinen Vetter, den Bischof von Basel, nach Kräften zu befehden. Der Bischof aber und die Bürger von Basel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verschanzt war durch Graben und Brustwehr, und verwüsteten alles, was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schwestersöhne des Herrn Bischofs, und bedrängte sie hart, der Bischof dagegen zerstörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Feste Vertenberg, die neu erbaut und schön vollendet war. Darauf nahm der Bischof die Feste Rheinfelden, welche unüberwindlich schien, mit Gewalt ein und zog sie an sich. Da Graf Rudolf sah, daß er mit Gewalt dem Bischof Heinrich nicht widerstehen konnte, so gab und verhieß er Geschenke den Rittern und Bürgern des Bischofs. Die Ritter des Bischofs waren dem Grafen insgeheim günstig und achteten den Bischof nicht. Da der Bischof das merkte, traute er sich nicht, mit seinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, so ging er unbesorgt seine Wege.

([44] Unterdes versammelten sich auf Befehl des Papstes die Fürsten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römischen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verschiedene Handlungen und Versammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und sie brachten einander in das Gedächtnis alle Edlen in allen Kreisen deutschen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß sie unter sich nicht einig werden konnten, mahnte er sie, daß alle übereinkämen, einhellig den Herrn Rudolf, Grafen von Habsburg, zum römischen König zu wählen, der von alters her bewährt sei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtschaffenheit. Sobald die Fürsten, welche gegenwärtig waren, seinen Namen hörten, stimmten sie mit geneigtem Sinne überein und wählten diesen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar, König von Böhmen, nicht, der war nicht zugegen und wollte auch seine Stimme nicht geben zu dieser Wahl. Eiligst sendeten die Fürsten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Bestätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte sich also auf, kam in den oberen Elsaß und fand den Herrn Rudolf vor Basel bei der Belagerung dieser Stadt. Der Burggraf sprach): ‚Die Wahlfürsten tun euch kund: wenn ihr eure Töchter diesen und diesen Herren vermählen wollt, so werden sie euch zum König der Römer wählen.‘ Dieser antwortete: ‚Dies und alles andere werde ich erfüllen.‘ Da zeigte der Bote allen die Wahl und den Bestätigungsbrief. Als der König diese sah, sagte er allen seinen Leuten: ‚Haltet Frieden mit allen und laßt alle Gefangenen frei.‘ Als die Herren dies hörten und sahen, riefen sie: ‚Es lebe der König!‘ und erwiesen ihm königliche Ehre. —

(Als die Mär nach Basel kam, erschrak der Bischof Heinrich so sehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf starb, und er sagte zu denen, die bei ihm waren: ‚Niemand ist ärger als der Arme, wenn er erhöht wird‘, und er murmelte, wandte sich hin und her und sprach: ‚Wenn einem lebenden Menschen

Grabmal
Rudolfs von Habsburg
im Dome zu Speier.

(Mit späteren starken
Ergänzungen.)

Krönungsornat der deutschen Kaiser.
(Nach einem Kupferstich in dem „Diarium von der Erwehlung des Herrn Franciscus zum Römischen König". Frankfurt a. M., 1746.)

Die Kleinodien des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation waren bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts in der Spitalkirche zu Nürnberg aufbewahrt worden und wurden dann in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien gebracht. Das Bild zeigt die dem 9.—10. Jahrhundert entstammende Kaiserkrone (1) — der Bügel ist eine Zutat des 12. Jahrhunderts — aus Gold, mit Edelsteinen und Perlen in Filigranfassung und Emailarbeit verziert, der ursprüngliche Bügel ist achteckig; den Reichsapfel (2), eine deutsche Arbeit des 12. Jahrhunderts, aus Gold, mit Edelsteinen und Perlen sowie Filigranarbeit verziert; das Szepter (3) aus vergoldetem Silber, eine deutsche Arbeit aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; das Schwert des hl. Mauritius (5), das als Zeichen der Macht und Majestät dem zu krönenden Kaiser vorangetragen wurde, der Griff von vergoldetem Silber (die hier nicht sichtbare hölzerne Scheide beiderseits mit je sieben getriebenen Goldblechen, Darstellungen von Königen, bedeckt), aus dem 13. Jahrhundert; das für Kaiser Heinrich VI. (1190—1197) in Palermo angefertigte kaiserliche Zeremonienschwert (7), Griff, Parierstange und die Scheide mit emaillierten Goldblechen verziert, der Knauf eine Zutat des 14. Jahrhunderts; weiterhin eine Anzahl der Gewandstücke. Rechts Kleinodien der ungarischen Königskrone.

möglich wäre, auf Gottes Stuhl zu kommen, so würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden.')

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutschlands gekrönt wurde, erschien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz gestaltet, die später in Blutrot sich umwandelte. Als dies die Fürsten dem Herrn König meldeten, sagte er: ‚Wenn der Herr mir Leben und Glück beschert, so will ich übers Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jesus Christus weihen.'

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte seine Mutter einen Traum, daß sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieser war ein schöner Jüngling von brauner Farbe, mittlerer Größe, breiter Brust, stattlichem Antlitz, tapfer, weise, an Beredsamkeit übertraf er die Weisen und Philosophen. Diesem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich seinen Vater, das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hilfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen, und sie belagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem Vater. Danach vermehrten sich in Böhmen die Deutschen, durch diese erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König gestorben war, bemächtigte sich sein Sohn Ottokar (II.) des Königreiches, er verjagte die Deutschen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, vielen wurde er Feind und treue Diener hatte er wenige. Als seine Frau ohne Kinder starb, erhielt er vom Papst Dispens eine Nonne aus dem Kloster der Predigermönche in Trier zu heiraten, die Schwester Margaretha, welche einst Königin von Deutschland gewesen war[45]. Wenige Jahre darauf erwarb er durch sie Österreich[46]. Da er von dieser keine Kinder hatte, so forderte er von den Bischöfen Erlaubnis, eine andere zu heiraten. Diese antworteten: ‚Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.' Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte sie wie eine Witwe und starb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch seine Frauen hatte er viel Land erworben, und, wie die Leute sagten, besaß er Türme voll Gold und Silber und hatte fast alle seine Feinde besiegt.

Als aber die Edlen, welche unter Herrschaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des Königs Rudolf hörten, freuten sie sich sehr, weil sie hofften, von der Herrschaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie sandten Briefe und Boten zum römischen König und baten demütig, daß er in ihr Land komme, weil sie das Reichsgebiet, welches der Böhmenkönig durch Gewalt

besaß, seiner Herrschaft unterwerfen wollten. — Denn der König von Böhmen besaß Bayerland, Kärnten, Krain, Steier viele Jahre in sicherem Besitz. — Jetzt erschrak er und versammelte einen Rat seiner Fürsten und sagte: ‚Schwöret mir Treue.‘ Da schworen alle. Auch die Bürger aller Städte schworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiseln. — Und der König von Böhmen forschte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und anderen, die er für kundig hielt, nach der Art dieses Königs. Da sagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: ‚Herr König, wenn ihr mir es verstattet und nicht zürnt, so will ich euch die Art seines Landes und seine Art berichten.‘ Darauf sprach der König von Böhmen: ‚Sprich frei, und ich werde dir deshalb nicht feind sein.‘ Da sagte der Bruder Rüdiger: ‚Herr König, Graf Rudolf von Habsburg ist mager, lang, hat eine große Adlernase, ist enthaltsam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun Kinder[47], ward von Jugend auf in große Dürftigkeit gestellt, ist den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er siegt mehr durch klugen Rat als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück gestärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man sagt, und läßt die Seinen keines begehen, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria.‘ Da sprach der König von Böhmen: ‚Gutes und Übles hast du von diesem Grafen gesagt, aber mehr als alles andere müssen seine Feinde fürchten, daß er Glück hat.‘

Als König Rudolf die Botschaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen stracks zu Hilfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlassen. Da er nun in eigener Person nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige derselben selbst nach dem Elsaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufschieben, in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen, und sie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb selbst alle Ritter, welche er werben konnte, und befahl den Seinen allen, in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reisen müsse. Viele versprachen ihm Geld, aber sie konnten es nicht aufbringen.

Der König Rudolf fuhr aus seinem Land mit wenigen, jedoch von Tag zu Tag warb er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, sagte zu ihm der Herr von Klingen: ‚Herr, wer ist der Hüter eures Schatzes?‘ Da antwortete ihm der König: ‚Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in schlechter Münze.‘ Da sagte ihm der Herr von Klingen: ‚Wie wollt ihr dann für euer Heer sorgen?‘ Da antwortete ihm der König: ‚Der Herr hat immer für mich gesorgt, er kann auch auf dieser Fahrt für mich sorgen.‘ Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängnis[48]. —

Der römische König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte sie so stark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand sicher ein- und ausgehen konnte ohne seinen Willen. Die Wiener aber, in der Gefahr, wußten

nicht, was sie tun sollten, endlich hielten sie einen Rat, vertrugen sich mit dem römischen König und ehrten ihn mit großen und schönen Geschenken. Da aber der Böhmenkönig sah, daß er dem römischen König nicht widerstehen konnte, demütigte er sich und übergab sich seiner Gnade. Die Fürsten aber versöhnten die Könige unter diesen Bedingungen: der Böhmenkönig sollte seine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheiraten, sein Königreich, wie es recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Rossen zum Heer des Königs führen, wenn dieser wollte.

Der König von Böhmen bereitete sich sogleich mit vielen Rittern und Rossen, geschmückt mit goldenem Gewand und Edelsteinen, das Königreich Böhmen vom römischen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des Königs Rudolf merkten, berichteten sie es freudig dem Könige und sprachen: ‚Herr, rüstet euch mit köstlichem Gewande, wie einem König ziemt.' Da sprach der König: ‚Der Böhmenkönig hat mein graues Kleid oft verspottet, jetzt aber soll mein graues Kleid ihn verspotten.' Darauf sagte er seinem Schreiber: ‚Gib mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armut lache.' Als der Böhmenkönig herankam, sagte der römische König seinen Rittern: ‚Wappnet euch, rüstet eure Rosse und macht euch so schön ihr könnt, wie zum Kampf, dann stellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt, zeiget den Ruhm deutscher Waffen diesen Barbarenvölkern.' Die Ritter taten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht, fiel dem römischen König zu Füßen und bettelte demütig von ihm die Verleihung seines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig sein Königreich und die Königrechte und rühmte ihn vor allen Umstehenden als seinen lieben Freund. Als der römische König das tat, trug er ein graues Wams, sah gemein und demütig aus und saß auf einem Dreibein.

Nach wenigen Wochen reute den Böhmenkönig, daß er sich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er sah, daß König Rudolf zwar viel Gutes gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängnis war. Darum und wegen anderem machte er seine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des Königs Rudolf zur Ehe versprochen, und weihete sie feierlich in ein Frauenkloster vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch sah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rat und Gewalt zu besiegen war, so wollte er ihn durch Bestechung besiegen. Und er sandte einigen Rittern in Österreich vieles Geld, damit sie im Kampfe den König verließen oder womöglich durch ihren Rat hinderten. Er versprach auch sechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebend oder verwundet oder tot brächten. Er sandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß sie ihn selbst nicht angreifen oder doch nur schwach beunruhigen sollten. Dies erwies später der Ausgang. Er sandte auch und versprach den Herren Bischöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit sie dem König Rudolf nicht zu Hilfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das taten auch einige nach ihren Kräften, und sie hätten es

ärger getan, wenn es der König in etwas versehen hätte. Deshalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hilfe.

Als dies der römische König vernahm, befahl er seinen Fürsten, als dem Ungarkönig, dem Sachsenherzog, dem Bayerherzog, vielen Rittern, dem Bischof von Basel, seinem Sohn, dem Landgrafen von Elsaß, mehreren Bischöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüstung, die sie aufbringen könnten, zu Hilfe zu kommen. Er sagte aber: ‚Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da seid, kann mir der größte Schaden geschehen.' Der Ungarkönig hörte günstig auf den König Rudolf und kam mit 14000 gerüsteten Männern nach Wien. Aus Österreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Rossen gesammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf sie alle verließ sich der König nicht und traute nicht, mit ihnen den Böhmenkönig zu bestehen. Er hoffte nämlich, daß sein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur gesetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römische König unmäßig betrübt, denn er war verlassen und ermangelte des Rats und der Hilfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und sprachen: ‚Herr, die euren haben euch verlassen, und ihr habt keine Mannen, mit denen ihr dem Böhmenkönig widerstehen könnt. Wir bitten euch, wir wollen uns selbst einen Herren wählen, damit wir nicht mit eurem Gesinde umkommen.' Da bat der König sie flehentlich und sagte: ‚Harret nur noch kurze Zeit, damit wir sehen, was sich tun läßt.' Darauf ließ er die Burg sorglich bewachen und befahl seinen Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgendeinem Anlaß trotzig oder verächtlich antworte, ‚denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehen'.

Da König Rudolf so in Gefahr stand, sammelte der Herr Heinrich, Bischof von Basel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiser und vorsichtiger Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elsaß, genannt von Hattstadt, einen Haufen von 200 wohlgerüsteten Rittern mit verdeckten Pferden. Diese beiden vereinigten sich in Basel, zogen zusammen nach Schwaben, dort gesellte sich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Rossen zu ihnen, und sie fuhren zusammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten diese Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehrere Tage ihren schweren Harnisch nicht aus. Da sie nach Wien zum deutschen König kamen, hatte dieser große Freude. Da fragte der König: ‚Weshalb ist mein Sohn nicht in eurer Gesellschaft gekommen?' Da antworteten sie ihm: ‚Euer Sohn rüstet sich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfirt und der Graf von Mömpelgard und die andern sind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt.' Insgeheim aber meldeten sie dem König das Gegenteil von allem und sagten: ‚Herr König, nicht euer Sohn und nicht ein anderer eurer Freunde kann euch alsbald in euren Nöten zu Hilfe eilen, erwägt also, was ihr tut.' Da antwortete er ihnen und sprach: ‚Ich will, daß ihr einen Tag rastet und darauf in die Schlacht zieht, mir ist Genüge, daß ich euch habe, mein Haupt zu beschirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieser Würde auserwählt und

wunderbar in ihr gestärkt hat, ich hoffe, er wird in seiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen.' Dies sagte er, und sie meldeten seine Worte den Ihren: ‚Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müssen tapfer mit dem Gesinde des Königs von Böhmen kämpfen.' Da liefen alle Knechte des Königs Rudolf zu den Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten sich gläubig zur Kommunion. Denn Todesgefahr schien über allen zu schweben. Das ganze Heer des Königs Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutschland stand in größter Sorge um sich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges sicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum sprach er: ‚Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überschritten hat, dem will ich gern 20 Mark spenden.'

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Bischofs von Basel und des Herrn Konrad Wernher von Hattstadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit seinem Heere aus Wien, um dem Könige von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit seinem Heere nahe zur Stadt Wien gekommen. Der Böhmenkönig hatte sein Heer in mehrere Scharen, nämlich in drei, geteilt, denn er hatte viele tausend kumanisches Fußvolk, dann hatte er eine Schar von verschiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schar von verdeckten Rossen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf teilte sein Heer ähnlich in drei Teile. Er hatte den König von Ungarn mit 15000 Ungarn. Dieser König war ein Jüngling von achtzehn Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Bischof von Basel saß auf einem verdeckten Rosse, mit schönen Waffen angetan, und wäre sehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König Rudolf hätte gern gesehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zusammengeschlagen hätten, aber sie wollten diese nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schar, und diese stellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war stärker und zwang sie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken sah, führte er seine dritte Schar, 300 Ritter mit verdeckten Rossen, auf die er sich zumeist verließ, gegen den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen sich ziehen sah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchstach viele; dreißig Ritter, seine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und seiner Waffen beraubt. Und der König wurde so entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: ‚Das ist der König, der meinen Bruder schändlich getötet hat, er büßt die Tat.' Er zog sein Schwert und schlug dem König ins Antlitz eine schwere Wunde. Ein anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, welcher den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte sehr und hätte ihn gern verteidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen seine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und stach nach dem König, aber da er ihn nicht bewältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da stürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden gestreckt ohne jede Hilfe, und legte seinen Schild auf sich, damit er nicht unter den Rosseshufen schmählich umkam. Nachdem die Rosse vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, so gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: ‚Rüstet mir schnell ein Roß.‘ Dies geschah, er stieg sogleich auf und rief stark die Seinen zur Hilfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit diesen brach der König von der Seite in das Heer des Böhmenkönigs und teilte es in zwei Teile und bedrängte stark den hinteren Teil. Der vordere Teil des böhmischen Heeres aber schrie: ‚Sie fliehen, sie fliehen!‘ und wollte das Heer des Königs Rudolf täuschen. Aber je mehr sie schrien, desto mehr stachen die Deutschen in sie. König Rudolf aber jagte den hinteren Teil des Heeres in die Flucht. Da sie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, sie nahmen gefangen, schlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in diesem Treffen 14000 Menschen geblieben sind.“

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elsaß von ihrem königlichen Landsmann, stolz auf ihre deutsche Art und auf die Kriegstaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des sächsischen, fränkischen, schwäbischen Stammes heraufgewachsen; Rudolf stammte vom linken Rheinufer, und die bedeutsamste Tat seines Lebens war, daß er seine Hausmacht vom deutschen Westen in den Osten an die böhmische und ungarische Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmischen Winterkönig bestimmen die Interessen von Österreich und Böhmen die Geschicke Deutschlands.

Es war nicht sein Haus allein, welches aus den Grenzländern Frankreichs nach Osten herübersprang, denselben Weg und dieselben Mittel der Herrschaft suchte, nach ihm das Grafengeschlecht der Luxemburger. Rudolfs Nachkommen wußten dies neuere Königsgeschlecht durch Heirat und Erbschaft in sich aufzunehmen.

Der Fritz Hohenzollern von Nürnberg war es, welcher die Erhebung des Hauses Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaisergeschlecht der Habsburger die Kraft verlor, sein altes Geburtsland, den Elsaß, vor dem Einbruch der Franzosen zu retten, da war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich, der diese Schmach Deutschlands am tiefsten empfand. Seitdem ging allmählich die Leitung der höchsten Interessen Deutschlands von der Ostmark an der Donau über auf die andere Ostmark an der Oder, in welcher die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem Dreißigjährigen Kriege und dem Großen Kurfürsten die neue Geschichte Deutschlands.

Straßburger Münster

IV. Auf den Straßen einer Stadt.

(Nach 1300.)

Zwischen dem Jahrhundert der Hohenstaufen und dem Jahrhundert des ersten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinsicht weniger bekannt ist als die große Zeit vorher. Alles scheint in Auflösung, überall Krieg, Fehde, Zerstörung, und doch wachsen in dieser Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derselben gedeiht reichlicher und kunstvoller; hart ist die Selbstsucht, arm an Zucht und guter Sitte scheint das Leben, und doch weiht dieselbe Zeit fast jedes menschliche Verhältnis durch feste Ordnungen und sinnvollen Brauch, und frommer Tiefsinn ist geschäftig, dem Glauben und Gewissen der Menschen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Überall Zersetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigsten politischen Bildungen, die Germanisierung weiter Landschaften, das Ordensland Preußen, die Hansa. Das Reich war nie machtloser und doch hat es nie einen Zeitabschnitt gegeben, wo die Herrschaft der Deutschen sich so weit über die alten Grenzen nach Norden und Osten ausbreitete.

Noch auffallender werden diese Gegensätze, wenn wir die Menschen nahe betrachten, welche sich in dieser Zeit tummeln. Keine Periode ist so arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wirkungen der tüchtigsten Menschenkraft. In keiner Zeit, seit das deutsche Volk die Erbschaft des Altertums übernommen hat, treten die einzelnen so sehr zurück; es ist auch nicht mehr, wie in der Urzeit, gemeinsames Bedürfnis und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Tätigkeit zutage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise geteilt, deren Ansprüche oft feindlich gegeneinander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die Individuen, nicht das

ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der Mann Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es sind auch andere Schichten des Volkes, welche das neue Leben darstellen. Fürsten, Adel und Ritter haben aufgehört eine freie und edle Bildung zu haben, Bischöfe, Stiftsgeistliche und alte Mönchsorden sind reich und bequem geworden, ja, in wüstes Schwelgen, in Roheit und Unwissenheit zurückgefallen. Es sind jetzt Tausende von Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche den besten Vorteil des Volkes vertreten, indem sie für sich selbst sorgen.

Die Morgensonne, welche seit Karl dem Großen über dem deutschen Volke steht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufsteigenden Tages fällt in die dämmrigen Täler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutschen Lande, überall rührt sich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge sind viele Einzelheiten schwer erkennbar.

Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüt, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vorteil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß scheint eines Teils der Poesie entkleidet, welche der Deutsche sich so leicht um seine Freuden spinnt. Es ist ein Geschlecht, arm an Begeisterung und arm an schöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerstörbar, von großartiger Willenskraft.

Ärmlicher ist der schriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken als in früherer Zeit. Ein Mann der Geschäfte, welcher anderen gebietet, ergreift nur selten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten oder was ihnen sonst als ungewöhnlich auffiel, aber sie haben nicht das Bedürfnis, aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigsten die Ereignisse ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung städtischer Interessen. Längere Zeiträume, große Landschaften, gewaltige Taten fanden unter den Zeitgenossen keinen erträglichen Geschichtschreiber, die norddeutschen Kaufleute und deutschen Kreuzritter haben die großartigsten Erfolge durch sehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und spätere Menschen zu bringen, hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegenteil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des einzelnen zeigt dieselbe Armut. Diese ganze Zeit hat in Deutschland keinen starken Dichter hervorgebracht, nur wenige, welche soviel Originalität haben wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urteil über die Welt gegen das Treiben der andern zu setzen; fast nur in Schwänken und kleinen Geschichten erreicht die gestaltende Kraft wirksame Darstellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutscher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch fast sämtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und gesungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutscher Menschen nicht verleugnen; auch der Sänger ist einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgersohn oder Hand-

Gerichtliche Verhandlungen. (Kaufabschluß und Zeugenverhör etwa, die Bilder deuten noch eine formelhafte Gebärdensprache an. Holzschnitte [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Werkleute beim Bau, links der Baumeister mit dem Zirkelmaß.
(Holzschnitt aus der „Chronik von Köln". Köln, 1499.)

Männer mit Karre und Spaten beim Mauerbau, links der Bauleiter.
(Holzschnitt aus dem „Rudimentum noviciorum". Lübeck, 1475.)

Hausbau.
(Holzschnitt aus Livius, Römische Historien. Mainz, 1526.)

Steinmetzen.
(Holzschnitt von Hans Weiditz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

Beispiele älterer deutscher städtischer Hausbauten.

Haus am Markte zu Köln. 12. Jahrhundert.
Tempelhaus in der Rheingasse zu Köln. 12. Jahrhundert.
(Nach M. Heyne.)

Haus zu Metz. 12. Jahrhundert.
(Nach M. Heyne.)

Frühgotischer Wohnturm zu Regensburg.
(Nach A. Schultz.)

Haus Gürzenich zu Köln.
(Nach Kallenbach.)

Häuser zu Elbing.
(Nach Kallenbach.)

Haus zu Greifswald.
(Nach Rosengarten.)

Mittelalterliches Holzschloß, gesperrt, ohne Schlüssel, Holzriegel unter den drei darüberliegenden Zuhaltungen und, geöffnet, mit dem Schlüssel (swibel) über dem Riegel. (Städtische Altertumssammlung, Göttingen. Nach M. Heyne.)

werksgesell, das sagt er wohl selbst in dem letzten Vers und freut sich, daß es ihm mit dem Liede so wohl gelungen ist.

Wo der Mann sich dem Behagen der Stunde hingibt, liebt er derben und massenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung ist eine grobe Laune getreten, Neigung zu Possen und Eulenspiegeleien; sogar in das Ritual des Glaubens dringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernster und harter Arbeit sucht der Deutsche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutschen Wesens ist in dieser Zeit massiver Menschenverstand und praktische Klugheit.

Überall, in Kampf und Arbeit, in Poesie und Genuß, gilt der einzelne an sich wenig, alles seine freie Bruderschaft, die sich gegen andere abscheidet und bei jeder Macht der Erde Begünstigung sucht gegen die andern. Unter seinen Gesellen reitet und hämmert, singt und zecht der Mann, und einer sieht vielen andern ähnlich.

In dieser Periode sind die Städte Bewahrer der besten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, fast jeder Fortschritt wird durch sie geschaffen oder doch gefestigt.

Unter den Sachsen- und Frankenkaisern hatte der König seine Reichsstadt, der Bischof oder Herzog seine Landstadt unter den Schutz einer Burg gestellt, sein Graf oder Dienstmann führte die Stadtreisigen, erhob Torzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, sein Schultheiß oder Vogt saß den Schöppen der Stadt vor, welche das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt standen obenan die reisigen Burgmannen und freien Kaufleute, sie zumeist bildeten den Reitertrupp der Gemeinde und waren Beisitzer des Schöppengerichts, neben ihnen siedelte die Masse der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, ursprünglich selten Freie, sondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 sämtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geschäftig, ihren geldbedürftigen Herren Besitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt ging auf die reisigen Dienstmannen und Kaufleute über, welche sich zu einer regierenden Aristokratie verbunden hatten. Die reisigen Burgmannen, welche gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein festes Haus zu Lehn besaßen, suchten, wie ihre Genossen auf dem Lande, den Ritterschild, sie waren die Vornehmen in jeder ansehnlichen Stadt, außer wo sie durch Bürgerzwist ausgetrieben waren, wie eine Zeitlang in Köln, oder wo sie sich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch bestand in vielen Städten ein verfassungsmäßiger Unterschied zwischen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelschaft trieb, durfte nach Lübischem Recht nicht Mitglied des Rates werden, und Spuren ähnlicher Zurücksetzung des Kaufmanns finden sich in anderen alten Stadtrechten[48a].

Dafür gab es nach Auffassung jener Zeit einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte seinem Beruf nur in des Königs Frieden nachgehen, er bedurfte den Schutz anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit

seinen Wagen und Knechten auf der Reichsstraße dahinfuhr, sollte er sein Schwert nicht an der Seite tragen, sondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt seine Waren feil, so fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anschauung durch sich selbst in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, dessen Heimwesen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimatlose Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verschlechterte sein Ansehen.

Aber der reisende Kaufmann war auch in seiner Heimat nicht wohlgeeignet, im Rat zu sitzen, denn er war einen großen Teil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erschien nicht seßhaft und bürgerlich, daß er umherschweifte und in der Fremde seine Barschaft mehrte, und man behauptete, daß ihm bei der häufigen Abwesenheit nicht immer die Ordnung seines Hauses gedieh; kam er von weiter Fahrt zurück, so fand er wohl unerwartet einen neuen Inlieger in der Wiege seines Hauses, oder die gestorben, für deren Zukunft er Gut erworben.

Aber derselbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürsten und Bischöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten der fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und unsicheren Rechtsschutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerschrocken. Er wußte in der Fremde mit jedermann zu verkehren, mit dem König und dem wilden Reiter in einsamer Herberge; überlegen wußte er seinen Vorteil zu verfolgen, mit spähem Auge und unablässiger Selbstbeherrschung. Und er brachte heim, was einen Zauber ausübte, wie ihn unsere geldreichere Zeit gar nicht begreift. Die Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren Sehnsucht und Poesie von jedermann, durch ihn kam alles Seltene und ganz Unerhörtes in die Landschaft; er besaß das Geld, womit man die Höchsten der Erde gewinnen konnte, den Papst, daß er Nonnen verheiratete, den Kaiser, daß er ganze Haufen Unedler zu Rittern machte und Pate stand bei den Kindern eines Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunst edler Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufmann verlieh und verschenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn nur brauchte, kaufte Häuser und Güter und machte einen großen Teil der Bürger abhängig von seinem Wohlstand und seinem Geschäft. Seine Erfahrung und seine Geldmittel waren der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder zu machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran setzte, seine Geschäfte zu fördern.

Es war also natürlich, daß er mit dem übrigen aristokratischen Teil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch die Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieben Kaufmannschaft. Der eine Sohn trug den Schild und besaß Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straße; wer nicht selbst reisen wollte, legte einen Teil seines Vermögens in Genossenschaft zum Handel an, oder er ließ seine Söhne, Vettern, Diener reisen und saß als großer Herr im Rat.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterschied zwischen den Familien der großen Geschlechter das 14. Jahrhundert.

Gewerbliche Tätigkeiten.

(Aus dem Codex picturatus des Balthasar Behem, 1505. Bibliothek, Krakau. Nach A. Schultz.)

Kaufmann. Krämer. Goldschmiedewerkstatt. Schneiderwerkstatt. Schusterwerkstatt. Hufschmiede. Glockengießerei. Tischlerei. Malerwerkstatt.

Gewerbliche Tätigkeiten.

Gewerbliche Tätigkeiten.

Gewerbliche Tätigkelten.

Übergang des Stadtregiments zu Augsburg an die Zünfte. 1368.
(Handzeichnung aus „Das Behaim Ehrenbuch der Reichsstadt Augsburg".)

Ratsherren. 15. Jahrhundert.
(Aus dem Privilegienbuche von 1493 im Rathause zu Ingolstadt.)

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute sind eng verschwägert, ihre Blutsfreunde sind in anderen Städten mächtig, sie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, sind einflußreiche Staatsmänner am Kaiserhofe. Auch gesellig schließen sie sich gegen die übrige Bürgerschaft ab. Die Kaufleute haben ihre besondere Innung und ein Heiligtum — schon um das Jahr 1000 ist in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute —, ihre Söhne behaupten Stellen in den geistlichen Stiften der Stadt, sie leben stolz, reichlich, gastfrei in ihren Trinkstuben und Höfen. Durch sie werden die großen Bündnisse der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Städte, der Hansa möglich, sie bilden seit 1300 die Geldmacht Deutschlands.

Neben den Geschlechtern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen, in diesen die Männer des besitzenden Mittelstandes als die Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch sie hatten gemeinsamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenseits zu fördern, und eine Kasse zur Unterstützung für Kranke und Hilflose und zu ehrlichem Begräbnis.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahr als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt, wir finden es aber erst seit dem 13. Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herren gesessen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehrere Meister gesetzt worden[48b]; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meisten Handwerken Meister allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 wohl einer aus den Geschlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Handwerks, oft waren mehrere zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderschaft werden mußte, demnächst, daß eine Aufnahme in die Brüderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, welche sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Dieselben Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet, unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten, die Knechte, wie es scheint, in leichterer Rüstung. Die Bür-

ger auch darin im Gegensatz zu den Geschlechtern, daß sie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten, „Liebe und Leid" miteinander zu tragen, sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbnis verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Selbstgefühl des Wohlstandes und physischer Überlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen, von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rat, oder der Rat, dessen Mitglieder jährlich wenigstens teilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Ratsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Teilnahme der Handwerksmeister am Rat, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patrizischen Wiederkehr. Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Teilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Hauptteil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Übergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichtum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieser Umstand verdarb dem Geschlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahrhunderte die Verbindung mit neu angesammeltem Kapital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in diesem und den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnismäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieser Wechsel wird auffälliger, da die Ehen der Geschlechter, früh geschlossen, bei verhältnismäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erstaunlichen Kinderreichtum zeigen. Es war wohl ein seltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, sein Sohn 15 Kinder, und wieder dessen Sohn 18 Kinder, welche den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich

So ſich ein menſch mit der ſeuchen der peſtilencz beſchwert enpfindt
miteinerley anczeygunge . ader das ym auffgefaren ſey. an welchē
teil des leichnams das ſey . Der ſelbige ſal alſo balde vor dem ſchloffe
vnder xj ſtūdē dy waſſer in ſolcher weiſe gebrauchen alſzo Man ſal
nemē das groſer gleſzelein mit.ſeiwaſer.vn̄ das in einē warmēwaſſer
wermē als warm mā dy hāt dar ā erleidē kā dornoch ſol·man nēmē
das kleiner gleſelein mit ſeim waſſer vnde czu dē āderen waſſer giſſen
vnder einander vermiſcht gar auß trinken vnde ſich zu betthe legen
wamr czudegken.vor ſchloffe enthalden nicht of decken noch entplō
ſſen wann das wer tōlich . vnde ſal ganczer ſtunden drei ſchwitzen
gar auß ko lange d̓ ſchweis fleuſt So man als balde nicht ſchuiczen
kar ſal man mitdem electuario nochfolgen bey eyner halben ſtundē
noch den waſſeren So muk erſchwiczen on czueiffel . Auch ſol man
ſich dy weil d̓ ſchweiß fleuſt von trinken enthalden vnde noch dem
ſchueiß auffſten vnde ſich von ſchloffen enthalden des aller lengiſt ſo
man kan vnde mag bis nach mitternacht . vnde ob mann ſich noch
mer beſwert befindet ſol man vulge thun mit einem trankc als ſich
geburt mit der purgacio vnde pſlaſter . So man aber nicht mer kran
cheit fulet ßo bedarf man des nicht Alßoiſt mā durch dy hulfe gotes
zu neſten vn̄ durch dy craft des edelē waſſers gācz geneſſē inde vale

Arzneizettel gegen die Peſt. Einblattdruck. 15. Jahrhundert.
Gebet zu Minus gegen die Franzoſenkrankheit.
(Flugblatt. Holzſchnitt von W. Hamer aus Nürnberg. U. 1475.)

Almechtiger barmhertziger ewiger got sich uns an mit den augen deiner barmhertzigkeit und verleich uns das wir durch dz furbitten und verdinen des heiligen peinigers sancti Minii vor der sorgklichen kranckheit der blattern barmhertziglich werden be-schirmet durch cristum unseren herren Amen.

Der heilig beichtiger Sanctus Minius wirt in welische lande angerufft und gebetten fur die grausamlich kranckheit der blattern in welisch genant mala franzosa

Wolffgangk Hamer

stark; und es sieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Überfluß an Menschen hervorbrachte, welche zu vielen Tausenden über die Elbe und Oder und talab der Donau ziehen konnten und die ungeheuren Verluste einer Pest in den Jahren 1349 und 1350 ergänzten.

Auf einer fast unabsehbaren Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse regt sich die gestaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, in keiner ist Recht, Entwicklung, Schicksal den Nachbarstädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, hat eigentümlichen Anteil an der großen Entfaltung der Gewerbstätigkeit in den nächsten Jahrhunderten und zeigt dem Beschauer einen eigenartigen Charakter. Zuweilen gliedert sich das Leben einer Landschaft durch zwei Hauptstädte, in Schwaben sind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, welche als Reichsstädte das ältere Bamberg überwachsen, in Bayern das herzogliche München und das freie Regensburg, welches um 1300 neben Erfurt wohl die größte Stadt Deutschlands war, die Mittelpunkte der Landschaften. Dann die beiden Endpunkte des Elsaß, Basel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Köln, daneben die alte Kaiserstadt Aachen, unter allen Reichsstädten am meisten durch kaiserliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, im Gebiet der Saale Halle und Leipzig, an der Nordsee Hamburg und Bremen, an der Ostsee aber die jüngste der Hansaschwestern, welche alle an Macht und Ruhm überwuchs, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem östlichen Deutschland, das fremdem Volkstum abgerungen war oder jetzt kolonisiert wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vieltürmige Prag, welches durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptstadt Deutschlands gelten konnte, und noch weiter im Osten der neue Markt Breslau, erst vor kurzem nach deutschem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorposten deutscher Kultur.

Bei großen Verschiedenheiten ist doch sehr auffallend, wieviel Gemeinsames diese Städte in Aussehen und Wandlungen haben. Nicht nur in den Ordnungen, welche eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, welche ihre Verfassung und ihre Erwerbsverhältnisse erfahren, steht das Gleichartige für uns obenan. Deshalb wird hier der Versuch gemacht, das Tagesleben einer ansehnlichen Stadt im Anfang des 14. Jahrhunderts in kurzem Bilde zu schildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet: uns, den späten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, welcher vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verstehen.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde abzuhalten.

¶ Wie sich der mensch halten sol wider die pestilentz. Vnd auch wie er sich regiren sol wenn sy ist. Vnd den rat soll man dick überlesen. ꝛc.

¶ Item das leben deß menschen ligt an dreien enden. deß ersten in dem hirn. in dem hertzen. vnd in der lebern. Darumb wenn ein mensch innen wirt deß gebresten als pald so sol man ym lassen auff der hant zwischen dem daumen vnd dem zeiger.

¶ Item würden sy dir auff d' schultern oder auff den nack so käm es aber von dē hirn. so laß ym aber auff der hant zwischen dem minsten vinger vnd dem nächsten darbey. das zeücht die gifft da dannen.

¶ Item empfindest du deß gebresten vnder den üchssen od' vnder den armen so kumbt es von dem hertzen. so sol man ym pald lassen auff dem arm auff der median. es sey spat oder frů. er sey iung oder alt. doch vnd'. lxx. iaren. vnd ob den. vj. iaren.

¶ Item wirt es bey den gemechten an den painen. so laß an den füssen inwendigs vor dem knoden an den nechsten zweien adern. so zeücht es das vergifft plůt von der leber. So die leber vergifft wirt so ertzeigt sich der gebrest an den painen nahent bey den gemechten.

¶ Itē ertzeigt sich aber d' schad an den diehen das kumbt von den nieren. so laß bey d' minsten zehen vnd der zehen darbey.

¶ Item an welichen enden sich der gebrest ertzeiget an der selben seitten sol man lassen. Dan̄ ließ man ym an der andern seitten das precht grossen schadē. das gůt plůt würd dem leib entzogen vnd das pöß vergifft plůt kem an sein stat. Vnd als pald ein mensch deß gebresten erst empfindet so sol er vō stund an lassen. Doch verr dannen ist das pest.

¶ Item nym habermel ein hant vol vnd seüd das in essig. also das es in gůter dicke werd. vnd nym ein lot driackers. ein lot zertribnen saffran. vnd rür das vnder einander. mach dar aus ein pflaster auff ein wüllen tůch vn̄ leg das über den gebresten so er das ymmer wermest erleiden mag. vnd laß dar auffligen. vj. stund ee du es ab nemmest.

¶ Item ist d' gebrest vnder dē pflaster weichet. auff od' nider so ist der mensch gesichert das er deß gebresten nit stirbet. so sol man ym ein frisschs pflaster wider dar über legen. als vor stat.

¶ Item man sol ym geben metridat mit essig zůtrincken deß tags zů vier malen. Vnd mag man den metridat nit gehaben so geb man ym triackers mit essig vnd mit safran gemischt das stillet die pösen gifft. Vnd ob der siech hitz het so gib ym das zůtrincken.

¶ Wie sich der mensch regiren sol zů der zeit der pestilentz. ꝛc.

¶ Item die weil der mensch gesund ist so sol er zů vier malen nach einander lassen. Deß ersten so das zeichen ist in der wag so sol man lassen auff dem daumen die haubtader Item so das zeichen ist in dē schützen so laß die median Item so das zeichen ist im wider so laß auff den füssen bey der minsten zehen. Item so das zeichen ist im wasserman so laß dir auff den henden die goldader. Item dis vier lässen solt du in einem monat volbringen.

¶ Item du solt nemmen ymber. langen pfeffer. zimmit; galgan. muscatnuß. yedes ein halb lot. pibenel. rautten. salney. yedes ein lot. matix. kabeblin. pariskörner. cardemoni. yedes ein quintin. wechalderper ein lot. ein halb lot saffran. das alles zu samen temperir mit prantwein.

¶ Item diß vorgeschribē wasser ist gůt für die pestilentz Für alle pöse vergifft. vnd für allen gifftigen lufft. Für allen pösen geschmack vnd tämpff. vnd ist gůt dē haubt vnd krefftiget das hertz. vnd sterckt den magen. Vnd ist gůt für all pöß feücht gebresten. Vnd wenn diß wasser so hitzig ist so bewegt es vnd entzündet die pösen hitz in dem menschen. dauon sol man es all morgen prauchen so vil als in ein nusschal mag.

¶ Item magst du deß wassers nit gehaben so sol du alle morgen. ix. wechalderper nüchter essen. Oder als vil dreiackers als ein pon zertriben in essig.

¶ Item man sol sich vast hůten vor übriger fülle. vor allen pädern. besunder vor padstuben. Vor trůbem lufft als nebel vnd regen. vnd vor nachdüfften. Vor zorn vnd vnmůt. vor pösem geschmack. Vor kaltem wasser vnd milich. vnd vor allem steinobs. vnd trag den harm nit lang bey dir. Vnd nym ye zů. iiij. oder. v. tagen pillulen pestilenciales. vnd trinck on durst. vnd hůt dich vor überiger vnkeüscheit. vn̄ vor übriger vorcht. vor kürbisen vnd vor erdöpffeln.

¶ Item an dem morgen so du auff standest so erprich deine gelider mit zůuast. vnd leg dich warm an vnd ergang dich wol. vnd piß nit lang nüchter. vnd wassch dein hend dick in gesaltznem wasser vnd laß sy selber trucknen. vnd verheb kein scheiß noch pösen plast. Vnd vermů dich nit mit keiner arbeit noch mit andern sachen. Vn̄ hab haubt vnd fůß warm.

¶ Item wen der gebrest anstößt der sol vnder den. xij. stunden lassen oder es wer alles verlorn. der siechtag ist volkumen.

¶ Item gib ym pibenellenwasser zůtrincken kalt vnd nit hitzig. ꝛc.

¶ Item well ein essig mit saltz vnd seich yn durch ein leinen tůch vn̄ truck das wasser dar aus. Vnd wen̄ der siech dann geschwitzet so bestreich yn mit eim heissen tůch überal vnd halt yn darnach gar warm.

¶ Item der mensch so er gen kirchen oder seiner gescheffthalben durch die statt gat aber zů laden sitzet der sol mit wein darinn driackers zertriben ist die piller vnd naslöcher bestreichen. Zitwan im mund gehalten ist auch gůt.

Got helff vns allen.

Gedruckt zů Augspurg. von Hanns Schauren.

Verhaltungsmaßregeln gegen die Pest.
(Flugblatt, gedruckt von Hans Schauer in Augsburg um 1500.)

Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. — Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hier und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kruzifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Tore, um das Außentor steht ein festes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen,

Niederdeutsche städtische Trachten.
(Aus Jacobus de Voragine, Passionael, niederdeutsch. Lübeck, 1499.)

Bürger im Taphart (Schleppgewand) und Bürger im Glockenmantel. (Um 1400.)
(Nach einer Glasmalerei in der Marthakirche zu Nürnberg. Aus „Kunst und Leben der deutschen Vorzeit".)

Vornehmer Städter, in Wams, Haube und hölzernen Überschuhen (Holzsch:ioch, Trippe), die auf der Straße zum Schutz gegen den Straßenschmutz getragen wurden. 15. Jahrhundert.

(Nach einem Geschlechtsbuche der Staatsbibliothek Stuttgart. Aus „Kunst und Leben der deutschen Vorzeit".)

Nächtliche Heimkehr bei Fackellicht.
(Kupferstich von Lucas von Leyden.)

Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört, unweit der Stadtmauern stehen Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Überfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte säen sogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahre 1368 mehrere hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Borstentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubere Nahrung, der Rat verbietet zuweilen, Schweineställe an der Straße zu bauen — so 1421 in Frankfurt —, auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Anstandsgefühl unserer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete; diese „Profeien" wurden ebenfalls bei besonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm, halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man soweit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung, beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause tun. Wer bei schlechtem

Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf der Straße sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg; der Meister, welcher sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönches durch Visierrute und unendliche Arbeit eine Wasserader wohl zwei Stunden weit über Täler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt, sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt — im Jahre 1362 ließ der Rat in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Bretter- und Strohdächer verboten —, die Häuser stehen mit dem Giebel auf die Straße, gewöhnlich nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird, die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gadem — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Überhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald gestattet, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind Stolz der Besitzer.

Bürgerliche Tischgesellschaft.
(Aus einer Handschrift vom Jahre 1468. Germanisches Museum, Nürnberg.)
(Das weiße Tischtuch ist mit eingewebten Streifen verziert. Die Gäste speisen von flachen runden Holztellern. Gabeln sind nicht im Gebrauch, die festen Speisen werden mit der Hand zum Munde geführt. Ein Gast bedient sich eines kurzgestielten Löffels.)

Badetreiben. 15. Jahrhundert.
(Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

Fechthaus und Badehaus. 15. Jahrhundert.
(Kupferstich des „Meisters mit den Bandrollen".)

Frauenhaus. 15. Jahrhundert.
(Kupferstich eines unbekannten Meisters.)

Der Kampf um die Hose.
(Kupferstich des „Meisters mit den Bandrollen". Dargestellt ist die Kurzhose, „bruch", „pruoch".)

Schragen- und Stollentische. 15. Jahrhundert.
(Verkaufsraum eines Edelsteinhändlers. Holzschnitt aus dem Hortus sanitatis. Mainz, 1491.)

In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. Ist eine Stadt durch große Feuersbrünste verwüstet worden, dann beschließt sie wohl, daß alle neuen Häuser aus Ziegeln erbaut werden — so Breslau schon im Jahre 1271 nach dem großen Brande; aber das ist eine Ausnahme und nicht auf die Länge durchzusetzen, auch in den stolzen Reichsstädten stehen auf den Hauptstraßen sehr schlechte und verfallene Häuser neben größeren Neubauten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Türme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehrere vornehme Stifter und mehrere Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen womöglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt, Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der Deutsche Orden, auch den Benediktinern gehört ein Freihaus. Laienbrüder und Schwestern, welche in Klosterordnung leben, aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beginen, sind in Häusern angesiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber sie stehen nicht in gutem Ruf, selbst nicht die Beginen. Neben frommen Frauen, welche Wolle spinnen und fasten und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben sich andere auf den Gassen umher, laufen in die Mönchsklöster und halten verstohlene Zusammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtschulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr, wie bei den alten Domschulen, von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rat. Er lehrt seine Schüler

Lateinisch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweise die vier Wissenschaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden, darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste tun, sie sind weit umhergekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Übles nach, sie sind mit allen Geheimnissen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhause wohlbekannt und in jedem Schelmenstreiche wohlerfahren, aber sie sind nicht nur frech und verschlagen, auch lustig und als witzige Possenreißer oft die gelehrteste Unterhaltung der geistlichen Herren. Denn die Wahrheit zu sagen, in diesem Jahrhundert steht die gesamte Geistlichkeit, die Orden und was irgend Kleriker heißt, in sehr schlechtem Ruf als unheilig und frech und mit allen ungeistlichen Neigungen übermäßig behaftet, und je vornehmer, um so ärger. Der Stadtrat hat bittere Beschwerden über Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen sie gesammelt. Die wenigen Gottseligen unter ihnen aber werden von den Laien sehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten Seelen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteil liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Rose und Lilie, dort stehen auch Sommerhäuser.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser tönen fast den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton ist dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er seinen Vorfahren getan; unten ändert sich unablässig der Menschen Treiben, von der Höhe ruft immer dieselbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen langsamen Schwingungen das Ohr erschütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er still und betet. Darum ehrt der Deutsche seine Glocken wie lebende Wesen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebsten die Namen Anna, Susanna, und er war geneigt, ihnen ein geheimnisvolles Leben anzudichten, denn sie läuten noch in versunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Wasser, ja, sie steigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten seiner Glocken lauscht, wird ein neuer Gruß derselben, den sie gerade in diesem Jahr-

hundert lernen, der bedeutsamste von allen, so schnell alltäglich, daß nur selten ein Chronist seiner erwähnt. Die Turmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Türmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathause haben den Verlauf der Stunden von 1 bis 24 gewiesen, in die nach römischem Brauch Tag und Nacht geteilt war. Im 14. Jahrhundert war die Kunst der Turmuhren bereits erfunden, sie scheint in Deutschland sich nur langsam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieser Zeit kaum, wann sie zuerst in einer Stadt geschlagen. Aber seit dies Zifferblatt weist, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen sich bei Berichten über Erlebtes, die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathause ist die rote Fahne ausgesteckt, solange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Toren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an besonderen Plätzen feilhalten dürfen. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbänken sind die Waren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen. — Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte. Überall größere Kunst und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entstanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel-(Heftel-)macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für die Frauen und parfümierten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, sie verstanden durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rat wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich geteilt, wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich, nicht überall, aber z. B. in Bremen, Korduaner, die andern hießen schwarze Schuhmacher; sie hatten wieder die Altbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in besonderen Ständen bei ihrer Bastelarbeit.

Auch das Publikum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst und Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher seines Klosters eintrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen des Jahres nicht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geschrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war, der im Lande zuerst tönernes Geschirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den Vogel des Königs verkauft habe. Und er sah mit Erstaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, welche in das Land gerufen waren, um den Stein zu sprengen, auf dem eine feste Raubburg stand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig steinreich werden müsse, denn er hatte 60000 deutsche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schächten trugen.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren. Denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen darangemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Überlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wielands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen König verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Pranken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmuts zugeteilt worden.

Hundert Geräte und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des 14. Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausrats, die uns fermd geworden sind und die wir erst deuten müssen. Und wer damals vom Lande kam, der staunte über die Pracht und Fülle begehrenswerter Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Wertvollste war auch damals in dunkeln Stuben und Gewölben der großen Kaufherren, in eisernen Truhen und hinter festem Verschluß aufbewahrt. Und wer den Reichtum und Wert der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermessen wollte, der mußte die Waren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht; nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadttor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren soll, wird von den Torhütern sorglich beschaut wegen der Waren, und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Torzoll und eine Abgabe von den Waren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Teil — frei eingeführt, auch einzelne Roh-

Badestube. 13. Jahrhundert.
(Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Nach Martin.)

Badestube. 14. Jahrhundert.
(Wolfenbütteler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Nach Martin.)

1

2

3

4

1. Schröpfmann mit Badehut und Badewedel. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt aus Pictorius, Laßbüchlein. Basel, 1555.)
2. Mann und Frau im Bad. 15. Jahrhundert. 3. Anlegen der Aderlaßbinde. 4. Schröpfen im Bad. (Holzschnitte aus Johannes Blaubirers Kalender. Augsburg, 1481.)

Schröpf- (a) und Laß- (b) Eisen. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Dryander, Arzneispiegel. Frankfurt, 1547.)

Badknecht. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus dem Hortus sanitatis. Straßburg, um 1498.)

Tierkreismännchen,
eine Abart des Aderlaßmännchen, zur Bestimmung der besten Laßzeiten
(Holzschnitt aus Blaubirers Kalender.)

stoffe, welche eine begünstigte Innung für ihre Arbeit bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, es ist wertvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Ratswage, wo die Waren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es ist gute Teilnahme in der Bürgerschaft und am Rathause bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünscht. Denn obgleich dieser Kaufherr seine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden christlicher Menschen so sehr haßt als den Hochmut seiner Geschlechter, so ist glückliches Einbringen einer wertvollen Ladung in die Stadttore ein ebenso freudiges Ereignis als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rat hatte mehrmals Boten abgefertigt und Briefe darum geschrieben, und die Bürgerschaft dachte, daß gesichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes Gut aber mit Gefahr jedes einzelnen gerochen werden mußte. Es gab deshalb in der Nähe der Ratswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeschickt, dem Rat seine Ankunft zu melden; jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen — sie gilt der Stadt nicht für die beste, und der Wirt, ein reicher Mann, keineswegs für sicher, die Aufnahme in den Rat ist ihm versagt. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Rats würdig die Ratstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, diese Gastspenden! Sie sind von der Urväterzeit schönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Gesinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen schwer bei dem Betrage dieser endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vorteil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnen sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es nicht mit dem Weine abgetan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der

Kaiser der Stadt die Ehre oder hatte sie die Gunst eines großen Herrn zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken, die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem Stücke kostbaren Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das ganze Gefolge je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angesehene Nachbarn in ihren Höfen irgendein Familienfest feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geschlagen wurde oder ein Grafenkind heiratete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geschenkes, und der Rat sandte eine Summe Geld oder silbernes Gerät, um seine Achtung zu erweisen. In der Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, die der Stadt geleistet waren von Fremden und Einheimischen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt sein Botenbrot in Geld und Wein, sogar wer auf häufigen Reisen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rat seinen Sack auftat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfrischung. Diese Geschenke waren der Stadtkasse die größte Last, sie richteten mehr als einmal die Finanzen zugrunde, und gerade sie wurden von den Geschlechtern zu ihrem eigenen Vorteil unmäßig verwandt und machten die Bürgerschaft aufsässig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Lust. In manchen Herbergen war Essen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die Frauenhäuser, unter strenger Aufsicht des Rates, welche zuweilen zu einer gemütlichen Vorsorge wurde und fast wie Wohlwollen aussah. Dann waren zahlreiche Badestuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung, sonst ähnlich den modernen irischen Bädern. Aber sie standen nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur die entkleideten Badergesellen den Dienst versahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübsche Jungfräulein den Ankommenden badeten und strichen. Trat er aus dem Bade, so kam ein freundlicher Barbier und rasierte, dann legte sich der Gast auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübsches Fräulein ein und kämmte und kräuselte ihm die Haare[49].

Auf der Straße aber zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch, sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seinem Anblick finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt, er war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tödlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete, um aufs neue nach Stadtgut

Anno . 1 . 4 . 7 . 8 . Hec tabula . incipitur . Et . durat usque . 1 5 ...

anno . qui . capitali . vult . scire .

ad inveniendum . impar . ...

Item so einer nit gewerfen . wurf den gerad in der gelben liny so vil er augen geworfen zal ermint an dem selben ... tauel und wo aber solch fein ... den suntag puchstaben ... gar ein schaltiar durch und ... fasnacht und ein yeder punckt bedeut aber einer ungerad wurfft der soll des Jars mercken und an dem nechsten ... ab wertz in gleicher mosz so du zolen ... er sol ... im ein ... zu zelen worffen hat uber sich und ... solch heb er wider an zu zelen ... geworffen zal ... so der ... sein . soll ... selbig ... wochen vom ... auff ... deutet ein ubrige ... in der gelben liny ... unter der gulden za ... so du gerad wurffst so ...

Kalendertafel, um mit zwei Würfeln für den Zeitraum von 1478—1496 den „sonntäglichen Buchstaben" und die „goldene Zahl" zu finden.
(Holzschnitt des Briefmalers Hans zu Nürnberg.)

Hausgerät, das zu einer Wirtschaft erforderlich ist.
(Holzschnitt von Hanns Paur zu Nürnberg, u. 1475.)

Verlobung. 14. Jahrhundert.
(Holzschnitt nach der Miniatur einer Handschrift des „Welschen Gastes".
Berlin, Kupferstichkabinett.)

Bürgerliche niederdeutsche Tracht. 15. Jahrhundert.
(Kupferstich von Israel von Meckenem.)

Häusliches Leben. Niederdeutschland. 15. Jahrhundert. Kartenspiel.
(Kupferstich von Israel von Meckenem.)

Häusliches Leben. Niederdeutschland. 15. Jahrhundert. Hausmusik auf einer kleinen Orgel („Positiv", „Portativ"), deren Luftzufuhr durch Handblasebälge geregelt wird. Tisch mit doppelter aufzuklappender Platte. Bettstatt im Hintergrunde. (Kupferstich von Israel von Meckenem.)

zu jagen, und sie achteten wohl auf den schnellen Blick, den er mit seinem Knechte austauschte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam, und als er vor dem Turme stand, in dem er früher einmal verstrickt gewesen war. Wohl noch sorgenvoller als der Bürger sah dem hageren Gesellen ein wohlhäbiger Zisterzienser nach, der auf seinem Saumtier aus seinem Ordensstift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geistliches Geschäft für den Keller des Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem Hause des weißen Dominikaners, der neben ihm stand, war keine Freundschaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leise sprechend mit geneigtem Haupt, wie Mönchsbrauch war. Auch die Dominikaner der Stadt hatten sich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen lassen, und wie der weiße Mönch versicherte, mit schweren Unkosten. Aber sie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß sie ihn selbst austrinken würden, der graue Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er gestand dem Bruder arge Bedrängnisse seines Klosters durch die Genossen des erwähnten Landbeschädigers[50].

Denn sie kamen unaufhörlich in Freundschaft zu Gaste. Der eine kam, sich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer, um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beisteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloster fischte, schickte der andere leere Tonnen mit ernstem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wamse, das seine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten diese Schildträger noch die Mönche mit übermütigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, sie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen soviel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Gesinde der Herren aber war das Brot des Klosters zu schwarz, der Wein zu sauer, dann lagen sie die Nacht an der heiligen Stätte, sangen und brüllten gottlose Lieder, und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mitsamt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit seinem Bogen im Walde lag, er forderte den Räubersold und drohte, mit hundert Genossen in der Nacht über die Mauer zu springen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit schönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, so oft irgendein Kirchenfest einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienst vorbei, der Tote begraben, so verlangten sie, daß ihnen vor der Klausur ein Mahl aufgestellt werde; nüchtern haben sie geweint, und voll und lachend ziehen sie ab.

Und während die geistlichen Brüder einander so klagen, versäumen sie wahrscheinlich nicht, von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, welche wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertasche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

So knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathause abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen

Wie man sol hausz halten

ICh wil hawß halten. Betracht das dein ierliche gult das gebra
uchen vnd erleiden muge wo nerung vnd nist geleich sein do ist lei
chtlich zu verderben Vnd vil ringer wan die kostung schwerer ist
dan die ierlichen gult. Nit allein grosser cost. sunder klein wirtsch
aft offt gehalten macht krancken seckel

¶ Jch wil ein hauswirt werden. Ein guter haußhalter der muß
der erst in dem hauß auf sein. vnd der letzt nider Ein rechter hauß vater der ist
heut das er morgen aber hat. Ein paufellig haus erzeiget ein ringe arten wirt
Ein sorgsammer haußfater der hot alt hew vnd holtz in seinem haus

¶ Jch will knecht vnd ehalten dingen. Merck welcher knecht oder ehalt im selbs
vnnutz ist wem solt er wol dinen oder nutz sein. Es ist selten gleiche trew vber eig
en vnd fremd gut Dein gesind wirt nicht nit irem gut handeln traw vbel reit kein
pferd hyn weg. Dein schafner schaft sein ding. Sych das dein mayd nit dein
frawe vnd dein knecht nit dein herren werden Der gut knecht schemet Sich vnd
groß forchtig. welche kelnerin vil redt die leugt gern vnd ist nit verschwigen

¶ Jch will ein junckfraw zu der Ee nemen. Villeicht wirt die wie du wilt. Jch
wil ein witben zu der ee nemen macht wie sie wil Jch wil eine nemen die hat vor
zwen man gehab so leg ir die peruch an. Jch hab ein reich weib genumen Geitzg
keit hat gele zu der Ee genomen Jch hab ein woltredent weib Kan sie dan auch
schweigen Jch hab ein schons weib. das ist schwerlich zu behalten. vnd der vil
wegeren

¶ Jch hab liebe kint. Wie lieb haben si dich. Sich das du in nich lang lebst. die
pircken rudt zeucht die lieb des kindes ich hab frume kindt ein frumer vater zeucht
selten pose kindt doch hat mach frum kint ein schalck zu einem vater. vnd ein fru
mer vater ein dip zu einem sunn

¶ Jch wil ecker vnd wisen pauen. Dein fußtrit machen dein acker faist. vnd dein
wisen fruchtper Halt dich in dem nach landes gewanheit dan es ist nit albeg ge
win an pauen dein augen machen hubsche acker pferd vnd feyste rinder. Jch wil
weinreben pauen so mustu haben alle tag vier rebknecht vnd acht moß weins was
ser trincken macht gute kleider wein trincken hat manchen weisen verfurt. vnd vil
frumer frawen an den ruck geworffen wein ein vnd die witz ans

¶ Jch wil mussig gen. Da mit wegrebst du dich selber. der musig gener gibt stat
dem teufellischen meister vnd der selb mensch wirt nit teil haben bey got in dē himel

¶ Jch wil zu dem wein gen vnd wil wol leben. yß vnd drinck das du lebest dem dr
incken geschit nit rechters den so er in einen pach velt. vnd fresserei erdot mer mens
chen den das schwert

¶ Jch wil gastung halten. Fur dein eigen freunt ist es selten pillich. Fur dein feint
nymmer Fur dein getreuen freunt erwen. nun rechen mit deinem seckel wie vil er gest
erleiden muge wan etlich gest als pald si gessen so gedencken sie dar nach nicht mer
wer si geladen hat

¶ Jch hab vil freundt. wie vil hastu nothelffer. zehen pfening machen zwen schil
ling vetter an den wercken erken dein freundt vnd in deinen noten bewer den selben
dein guter freunt straft dich vmb dein vbel vnd hat ein mitleiden in deiner betrubt

¶ Jch hab vil krons vnd weins So hab die teurung nit lieb. oder du wirst der ar
men neid haben. verkauf wen es genug gilt vnd nit wen es der arm nit erleiden oder
vergelten mag Gib dein wein vnd dein korn auf porck als vmb pargelt das du Gott
sein zeit nit verkaufest deinen freunten vnd feinten soltu es gleich geben den der veint
nit allein mit dem schwert vber wunden wirt

¶ Jch will karck sein vnd wil sparn Vnd halt das mitel zwisen geytigkeit vnd geyti
gkeit Das ist frey miltigkeit

¶ Jch hab al mein feindt vber wunden. ist den der teuffel tod vnd adams kinnder
Hut dich vor den versonten feinden vnd vor den die dich loben vnter augen Geden
ck alle stund das der neithart noch lebt. hastu veint so getraw nit vil leuten. vnd hals
d einen mundt in hut

¶ Jch pin gar weis worden Das hor ich an deinen worten wol. wiltu. weislichen
raten deinen freundten. So rat im nit zu gefallen dein rat sol nit schnel sein sunder wol
vor wetracht. Der weis versicht sein sel vor allen dingen. Der poß mensch mag nit
weis sein So ist auch offt vil weißheit in arms mans seckel verdorben

¶ Jch weken die welt gar wol Beken dich selbs so wekenst du alle ding Wir wekenē
al an ein ander Aber nimant erkent sich selbs Bekantest du die welt so hutrest du dich
vor iren wercken

¶ Jch wart groß erbs Es hoft mancher das einem andern wirt Jst dir fremd gut lie
ber den dein eigens so wirst du nit selig wer wirt deins erbs watten oder wem hast du
es wehalten

¶ Jch pin reich vnd selig. Wie ist dein gut gewunnen. Reichthum hat manches
reich zerstort vnd auch etlich selle verdampt Ein idlicher frumer der ist reich aber
allein ein iglicher reicher ist nit frum der ist allein reich dem genug ist des das er hat
Du pist nacket gepom. Vnd wirst in schlechtem gewant wegraben

¶ Jch hab ein freunt vnd der ist pabst worden So ist er ein knechtß knecht Me
in vater ist des keisers hofrichter. so mus er ider man recht thun. vnd mein bruder
ist ein grosser lerer Jr wen er wurcket nach seinen worten Mein sun ist ein gaistl
ich man Ja wolt ich der kuten gelauben Mein vater ist gar ein frumer brister Vil
aber sein kelerinn die singen ab wes weib wurd weinen. Oder mocht er in einem
kalten winter lange opffer erleiden

¶ Jch pin gar gesunt. zwischen gesuntheit vnd kranckheit ist kein mitel

¶ Jch hab groß geluck. Wie lang. ich hab große ere in der welt. kanstu mit pli
nten augen gesehen. hastu mer liebhaber oder die dy dich hinderwerling hasen

¶ Jch wird alt werden. kanst du dan nit sterben. ich pin iunck vnd stoltz. wie
alt wilt du werden. ich hab ein starck alter. der tod ist noch vil stercker

¶ Jch wil recht thun so balde ich reich wirde. das reich der himel ist der armen
magst du mit gepunden honden vber rein schwimen

¶ Jch wil mir hubsche kleider machen. Tugent kleiden dich aller past der mar
deren rock bekleit manches falsch hertz vnd das feche futer vil geprechen der fra
wen. der fursichtig mensch der betracht die werck vnd wort des weisen vnd sich
an den kolben des toren vnd nicht die kleider

¶ Jch wil pey guten geselen freud vnd mut suchen. Gute geselschaft ist nycht
boes. wan pei den gueten wirt man gut Aber ein upige geselschaft nimbt ein ha
ußfrawen die heist armut vnd gepirt einen sun heiset gespot. vnd lest dir ein letz
peteln gen in deinem alter

¶ Jch wil gelt entlehē wen wil du es wetzallen. alte geltschuld tost nit. vil leicht
macht es ein schwachen glauben. Grosse schuld lert manchen frumen man lye
gen Gelt aufnemen ist ein vergiftung deins erbtails vnd hat ein stifmuter heist
verkanf deine guter vnd die gepirdt dir ein dochter die heist gib fast wolfel, vnd
die selb tochter die hat ein pruder der heist zum tor auß

¶ Jch wil lesen in teutzschen puchern. Lis in den wunden Cristi deiner sel heil
vnd gesuntheit vnd lern pei der amessen fliehen die trackheit. vnd die pin lernt
dich keuscheit vnd die schlang weißheit Gut vnd heilsame schrift lessen. Vnd
dar nach wurcken ist ein grosse tugent hab lieb die heiligen geschrift. so werden
dir alle laster des leibs laydē ypig lesen das hat vil reiner hertze schwerlich vergift

¶ Jch pin kranck worden. so hilf deiner sel zum ersten. die sundig sel gepirt oft
dem leib grose kranckheit Such ein artzt der nit mit worten sunder mit der kunst
heilen kan Ein trunckner oder vngepranchter artzt macht hoche recht oder ge
pubelt kirchoff. hut dich vor dem artzt der an dir versuchen wil wie er eim an
dern helffen sol

¶ Jch wil mein selgeret vnd testement machen Befilch dein sel merer got dan
deinen kinden Dein sel soltu nicht wefelhen den die dich sunder ir sel lieb haben
Es wirt selten nach dem todt halber geben das im leben gesetzt ist. Wiltu ein
gewis selgeret machen so schick deine gute werck vor hin zu got. Ee du stirbst
hab nit acht auf gros murmeln ob deinem grab oder auf vil weich wassers inn
den kesel sunder auf das andechtig rein gepet das durch drinckt di wolcken vnd
wirt erhort vor got fur die sel

¶ Jch las weib vnd kind vnd mus sterbe Was du must thun das las nit vnter
wegen. ist nimant vor dir gestorben. werstu nit begraben das dein gut pald ge
tailt werd. ach wie wil dein weib nach dem dreissygisten einen andren man vi
den. Gesach stu ie ein kinot von vaters sterben grae werdē Betracht dein sund
vnd weder weib noch kind So magstu sicher vnd wol sterben Als pald du ge
born pist so bistu alt genug zu sterben wer aus gesant wirt der ist schuldig wid
er heim zukeren

¶ Jch wil nun fur baß recht thun Bei recht thun erzurnest du dein veint Bei
recht thun ist gut sterben. wer recht thut der schleft an alle sorg Ob nit der al
mechtig got dir gewissenlich dein sunde vergebe oder si gantz nit bekant noch
dan von natur vnd schnodigkeit der sunden sol du die sund albegen lassen

¶ Jch hoff nach dissem tod das ewig leben. Hastu die gepot gotes gehalten
Hofnung ist nit genung an den gelauben dan durch die drew wirt dir die hai
lig drifaltigkeit ewiger gotheit erkant werden das wol dir die selbe dreyheit bar
mhertzigklichen verleihen vnd als palde nach disem zergencklichen leben geben
das ewig leben Amen

Getruckt zu Nurmbergk von Hans mayr

Anleitung, wie man haushalten soll. (Flugblatt, u. 1495, aus der Druckereiwerkstatt von Hans Mayr, Nürnberg, der hier von etwa 1493—1499 druckte.) II S. 170

auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Toren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten hinter das kupferne Zahlbrett geschoben, auch der Rat ist zufrieden, es ist nur einer tödlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk, das hier und da daheim ist, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne sinkt, treibt heitere Aufregung die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen sie sich geschäftslos des milden Abends, und jetzt erst beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hause, und nicht bei Weib und Kind, sondern auf der Straße unter den Genossen. Auch das ist charakteristisch.

Dem Leben des deutschen Hauses fehlte damals sicher nicht feste Neigung, große Leidenschaft des Mannes und nicht anmutige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir sehen sie nicht in den alten Berichten. Ein Witwer rühmt seine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheiratet gegen den Willen seines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienst; da beweist das junge Weib den Mut einer wackeren Hausfrau, sie tröstet den Gatten, sie werde ihm wohl durch Wollspinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abschreiben gibt und einen Gulden, um Papier zu kaufen. „Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte, da war sie froh. Und ich hub an zu schreiben und schrieb in derselben Woche vier Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte sie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich saßen zusammen und ich schrieb und sie spann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (etwa 7 unserer Reichsmark) in einer Woche, doch sind wir oft die ganze Nacht zusammengesessen." Solch treue Genossenschaft in dem Ernste des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Überlieferungen des 14. Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Gerät und Ausstattung sind im Anfange des Jahrhunderts selbst bei Wohlhabenden dürftig, die Räume schmucklos, wenig Gerät darin, eng das Zusammenleben. Erst während dieses Zeitraumes beginnt in den Häusern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, bessere Ausstattung. Der Stubenofen, kein häufiges Gerät des alten Bürgerhauses, in älterer Zeit von Ziegeln oder schwärzlich glasierten Kacheln in schmuckloser Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häusern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenster, in Blei gefaßt, die zuerst die Muster eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in schöner Ausführung zeigen, sind der größte Schmuck eines stattlichen Hauses. Die Stuben werden am Ende des Jahrhunderts wohl schon mit Kalkfarben gemalt[51], die Möbel sind einfach, Tisch, Holzstühle, Bänke, die Schränke seltener als Truhen und Kästen, das Geschirr ist von zierlich gemaltem und glasiertem Ton oder von Zinn. Im Erdgeschoß ist die Werkstatt oder Arbeitstube, außer-

Harfen- und Lautenspieler.
(Holzschnitt aus Hans Vindler, Flores virtutum. Augsburg, 1486.)

SAPHOS

Lautenspielendes Mädchen.
(Holzschnitt aus Boccaccio, Buch von den berühmten Frauen. Ulm, u. 1473.)

Ballspiel.
(Holzschnitt aus der Historie Leopolds und Wilhelms von Österreich. Augsburg, 1481.)

Reigentanz nach Flöte und Trommel.
(Holzschnitt aus Schedel, Weltchronik. Nürnberg, 1493.)

Glasbecher. 13. Jahrhundert.
(Germanisches Museum, Nürnberg.)

Töpfer bei der Arbeit.
(Holzschnitt aus Polydor Vergilius, Buch von den Erfindern der Dinge. Augsburg, 1537.)

Fischer auf dem Markte. (Holzschnitt von Hans Frank. 1516.)

Fleischbank der Knochenhauer. (Holzschnitt aus Salomon und Morolf. Straßburg, 1499.)

Fürstliche Tafel.
(Holzschnitt von Michael Wohlgemut aus dem Schatzbehalter. Nürnberg, 1491. Gabeln sind nicht im Gebrauch, nur kurzstielige Löffel und Messer; die Gäste speisen von hölzernen Scheibentellern.)

dem eine Schlafkammer und eine Hinterstube für die Frauen und zur Gesellschaft, das ist auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß; viel Raum des Hauses wird durch Warenlager und Vorräte gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart ist dem Menschen jener Zeit die geschmückte Kleidung, Männer und Frauen sind um die Wette bemüht, sich, wo sie vor andern erscheinen, kostbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und teuren Stoffen ist verhältnismäßig sehr groß. Dieser Drang, sich vor andern bemerklich zu machen und über die Kräfte stattlich zu erweisen, steht im Widerspruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geistliche durch besondere Tracht erkennbar sein soll, so will auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig suchen andere Kreise dieselbe Auszeichnung für sich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erst mit der französischen Revolution aufhörten.

Ebenso wichtig war vornehme Speise und Trank. Der gute Bissen beglückte solche, welche ihn meistens entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, ist die Aufzählung der guten Dinge, welche von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das Wichtigste. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte sich der Deutsche fast nur im Verein mit andern, sie war die Grundlage aller Geselligkeit; Verschwendung und Völlerei, welche dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beschränkende Verordnungen des sorgsamen Rats, welche von den Gesetzgebern selbst nicht beachtet wurden.

Die Kochkunst jener Zeit gedieh am besten in den großen Städten, die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt; Reis in griechischer Weise, französisches Blancmanger, orientalisches Konfekt in Rosenöl parfümiert. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für starkes Gewürz war übergroß, außer den heimischen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indischen Baumgewürze in unglaublichen Massen verbraucht, und zu den Geschenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke besser munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrschte das Bier, fast jede Stadt braute mit besonderen Vorteilen und war auf ihre bessere Sorte stolz. Erst aus dem Ende des nächsten Jahrhunderts sind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges schwarzes Bier den greisen König Rudolf bei seinem Besuch im deutschen Norden begeistert hatte. Im Norden hatte auch der alte Met sein Ansehen bewahrt, der Heidehonig dazu wurde durch eine Genossenschaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, gesammelt, er ward von geistlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm sehr ungeistliche Tugenden zugeschrieben wurden. Und die Stadt Aachen, welche

Weinlese. 15. Jahrhundert.
(Flämische Miniatur aus dem Breviarium des Kardinals Grimani. Bibliothek von San Marco, Venedig. — Nach der Ausgabe von A. W. Sijthoff und Karl W. Hiersemann.)

dem Met besondere Pflege angedeihen ließ, spendete ihn jährlich als etwas Feines an Kurfürsten, Bischöfe und einige andere Vornehme[52].

Der schlechte inländische Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürz und Honig versetzt, er hieß dann Lautertrank, eine Erinnerung daran dauert in unserem Maitrank; fremder Würzwein, kunstvoll aus französischem Rotwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt; über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele andere Arten von wohlriechenden Tränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Teil nach Vorschriften, die aus dem römischen Altertum stammten; sie galten für medizinisch hilfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liköre. Im Süden des Thüringer Waldes trat mit dem Landwein der Birnmost und Äpfelwein in Wettbewerb, er war z. B. der herrschende Trank in Bayern, wo erst später das Bierbrauen überhand nahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemischten Weinen waren außer dem deutschen vom Rhein und der Mosel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main[53] noch der von Rivaglo (Reifal genannt) und von Bozen, die französischen Muskatell und Malvasin und der Osterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viele italienische Sorten, von Ancona, von Tarent usw., endlich griechische Weine, darunter der berühmte Zyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fässer bis hinauf in das Ordensland Preußen und zu den fernsten Handelsstädten der Ostsee.

Auf der Straße und in der Trinkstube wurde das Leben genossen. Darum füllten sich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgesell und der junge Schreiber gassierten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenster und Tür standen und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei solchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, was ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rates, der Christian und der Gottschalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarstädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wisse oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von singenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadttore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landstraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreises von Teilnehmenden und Neugierigen, ob der Reisende durch den Rat gewarnt sei, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

Diese große Börse von Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatsch, der in der abgeschlossenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Ratsherr Muffel von neuem heiraten werde, daß die Stromer und die Nützel sich wegen ihres gleichen Wappens auf der Gesellenstube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in diesen Stunden Gegenstand einer Beurteilung, die nicht

immer wohlgeneigt blieb, und in unzufriedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, die in den Schenken und Zunftstuben ausbrach und langgetragenem Leid und verstecktem Haß blutige Sühne verschaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beschauen, dann kam die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunstfertige Tiere wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. Ein fahrender Klerikus wies an der Marktecke einen Kasten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, sie gehorchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wieder war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rat erlaubt hatte, kleine Vögel zu zeigen, welche lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: „Komm, Heinrich, und lache!" so trat eins dieser Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meister: „Lache doch weiter!" so sprach das Vöglein: „Ich tu's nicht!" Vor solchem Wunder vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren Groll und sahen vergnügt und erstaunt einer den andern an. — Auch ungeheure Tiere aus fremden Ländern waren nicht unerhört. Die Großeltern erzählten, daß sie in ihrer Jugend den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II. gesehen hatten, wie er im Jahre 1235 mit einer Menge von Kamelen in die Stadt einzog. Der Herr hatte diese Tiere der Morgenländer, in Italien sogar einen Elefanten, als königlichen Schmuck gepflegt; auch er selbst war den Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteuerlichen König aus dem Morgenlande! Und Rudolf von Habsburg hatte als König dieses Beispiel seines vornehmen Gönners nicht vergessen, auch ihm mußte ein Kamel Gepäck durch sein Heimatland tragen, es war erst dreijährig, aber ungeheuer groß; denn seit ältester Zeit galten die Kamele für einen Hofschmuck vornehmer Herren, die Merowinger hatten ihren Hausschatz an die Höcker gehängt, Karl der Große hatte sie Steine tragen lassen, da er Dom und Königspalast zu Aachen baute, und als der junge Otto III. die Huldigung des Polenherzogs Miseco empfing, brachte dieser seinem kleinen Kaiser zu herzerfreuendem Geschenk wieder ein Kamel dar. Die Pisaner waren die Vermittler für die Einfuhr aus Afrika. Auch Menschen aus heißem Lande waren in den Städten nicht unerhört, ein vornehmer Bischof unterhielt sogar einen Mohren, der bei Hoffesten in weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war seit den Fahrten nach Palästina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Straßentüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein lustiger Geselle die Weise pfiff. Dann tanzte alt und jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reihen. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer

Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rat, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von Ansprüchen[54]. Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben, dort war geschlossene Gesellschaft, seltene Speise und teurer Wein. Der Handwerker suchte die Zechstube seiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geselligkeit und allerlei Gäste. Dort saß die Wirtin des Dorfgeistlichen und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateinischen Schule; am andern Tisch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man sich neben sie setzen wollte, mußte man sein Messer an der Seite haben. Und wieder gesondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwischen zweideutige Gesellen, von denen der Verständige wegrückte, fahrende Strolche und wüste Gesichter. Es war arger Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztische, ein unablässiges Kommen und Gehen; der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß; dort erzählte einer Lügengeschichten vom Weigger, dem Vorgänger des Münchhausen, wie der einst im Winter bei großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er so ritt, stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, der durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weigger beiseiteging, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel herab, der Ast erhielt seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger sah sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgends entdecken und mußte zu Fuß nach Hause gehen. Im nächsten Sommer kam er an dieselbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, die ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf seinen Karren und schaffte ihn nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken. Weigger fuhr ruhig fort und strich sich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu seinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger seiner Frau: „Öffne die Tür und bring ein Beil", schloß hinter sich zu und schlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär seinen Schaden wieder gutgemacht[55]. — Während die Umsitzenden lauschten, entstand am nächsten Tisch heftiger Streit, weil einer dem Zutrinkenden Bescheid versagte und erklärte, daß er mit niemand anderem trinke als mit seiner eigenen Frau. Sie warfen die Krüge einander ins Gesicht, stießen Tische und Bänke um, die Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die Haare; da sprang der starke Wirt dazwischen und stiftete Frieden. Die Gäste gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne zur Versöhnung, dann gingen sie nach der Prügelei voll nach Hause. Der Wirt jedoch kommt nicht zu Schaden, denn es ist Gesetz der Schenke, daß kein Fremder, und sei er noch so gut bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechschuld aber muß den nächsten Tag eingefordert werden.

I

2

3

4 5 6

1. Drei Leuchter aus den Gräberfunden von Oberflacht, 4.—8. Jahrhundert. (Nach den „Jahresheften des Württembergischen Altertumsvereins".)
2. und 3. Prunkleuchter, u. 13. Jahrhundert. (Germanisches Museum, Nürnberg.)
4. Eisernes Gestell für Hängelampen. 15. Jahrhundert. Höhe 54 cm. (Städtische Altertumssammlung, Göttingen.)
5. Lichtschere. (A. Schultz, nach dem Epitaphiumbild der Margareth Wilhelm Hallerin, † 1487, Tod der Maria. Germanisches Museum, Nürnberg.)
6. Trag- und Hängelampe von Zinn. 15. Jahrhundert. Höhe, ohne Haken, 10,5 cm. (Städtische Altertumssammlung, Göttingen.)

Das lustige Leben der Schenke hört auf, sobald die Ratsglocke zum ersten Male läutet, dann müssen alle Häuser geschlossen werden und kein Wirt darf im Hause schenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten soll niemand auf der Straße sein, er wird angehalten und auf die Wache geführt, nur der Rat ist frei. Auch war es nicht ganz ratsam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unsichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterschlupf suchten. Aber es war doch nicht leicht, die Nachtschwärmer zu bändigen, denn trunkene Gesellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen sie trafen; am ärgsten trieben das, wie der Bürger klagte, die Geistlichen mit Messern in der Hand und wildem Toben[56].

Das Hämmern in der Werkstatt und der Lärm auf den Gassen war vorüber, nur die Stadtwache schritt durch die menschenleeren Gassen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte gehörte; der reiche Patrizier breitete die seidene Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag mit seiner Frau in der Kammer unter dem deutschen Federbett, sein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Flusse her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gassen und auf dem Turme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

Es ist eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit, in der das kleine Leben sich in solcher Weise regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutschlands im 14. Jahrhundert mehr als 40000—50000 Einwohner[56a]. Nürnberg hatte im Jahre 1450, fast auf dem Höhepunkt seiner Macht, nicht viel mehr als 20000 Menschen, Knechte und Dienstboten eingerechnet. Denn die deutschen Städte waren nicht, wie die großen Märkte des Ostens, schnell entstandene Wohnsitze zugelaufener Menschenschwärme, es waren feste, kunstvoll gegliederte Vereinigungen bevorrechteter Genossen, von denen fast jeder das Gefühl einer ansehnlichen Bedeutung in sich herumtrug. Sie machten den Zugang zu sich leicht, dem ehrlich Geborenen und Friedlichen standen die Tore gastfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungssinn und die Bescheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer sich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

Wir aber sehen mit Teilnahme auf diese bescheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerte Innigkeit des deutschen Gemütes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigentümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, die ein anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm

nicht, achtlos darauf zu treten. An einfache Waren und schmuckloses Gerät gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie taten es mit dem Gefühl, eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein anderer kannte als ihre Brüderschaft und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren. Sie waren stolz darauf, unter ihren Genossen die Tüchtigsten zu sein, und sie wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimnisse ihrer Kunst an einem besonderen Stück zu erweisen, da schufen sie, gehorsam den alten Gesetzen und doch mit einziger sinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine sichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zuweilen zur Schönheit wird. Der Türbeschlag eines bedächtigen Schlossers, der Löffel eines Nürnberger Goldschmieds, der Tonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren versehen und bunt glasiert hat, zeigen diese Poesie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugnisse jedes einzelnen Handwerkszweiges nach Stoff, Form und Preis aufs genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des einzelnen völlig in die Überlieferungen seiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigentümliche Ursprünglichkeit bei allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigern Behandlung wert schien. Und daneben eine erstaunliche Vielseitigkeit der technischen Kenntnisse. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firnis, aber er schnitt auch in Holz und gravierte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude, aus jedem wertvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu bilden, in welches er einen Teil seiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältnis der Maße feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Einzelwerk das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte, eigentümliches Wesen auszudrücken. Gerade in dieser Verbindung von beengender Überlieferung und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land als zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, zwischen denen das flache Land, in seiner Entwicklung zurückgeblieben, fast feindlich lag.

Nur selten haben wir Gelegenheit, an solcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu schauen und uns zu erinnern, daß unsere gesamte Produktion, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen ist, auf den Werkstätten beruht, in welchen das deutsche Handwerk zuerst stolzes Selbstgefühl gewann. Wir wissen auch wenig von dem Treiben in der Werkstatt und von der allmählichen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie der Arbei=

Schmied.

(Holzschnitt [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Kupferschmiede.

(Holzschnitt von Hans Weiditz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

Goldschmiedewerkstatt. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Hans Brosamers Kunstbüchlein.)

Hufschmiede. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Jost Ammans Kunstbüchlein. Frankfurt a. M., 1599.)

ter lebte bei seinem Gerät, unter seinen Genossen, möchten wir gern aus den spärlichen Trümmern alter Handwerkersitte erraten, welche uns überliefert sind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, ist freilich nicht in jener alten Zeit niedergeschrieben. Erst um das Jahr 1700 kam ein Konrektor in Altenburg auf den Einfall, einiges Zeremoniell des Handwerks, das zu seiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, weist alten Brauch in verkommenem Zustande, durch spätere Zusätze entstellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszusondern. Und darum soll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach dem Buch des Frisius: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgeteilt werden.

Es ist die Ansprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderschaft der Schmiedeknechte aufgenommen wird[57]. Das Formelwerk beim Freisprechen wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren anderen Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen frei zu sprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubnis gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, welche an der Esse arbeiteten, ziemte die Herdflamme bei ihrer Vorsage, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Herde glühten, wurde „der Jung Gesell in die Versammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage":

Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig. Jung Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag' euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verschulden." Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um euch wieder zu verschulden." Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will euch angesprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen." Danach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach." Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Tor hinaus.

Wenn du aus dem Tor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere

über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin." Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen." — Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um." Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang." Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt"; du aber wirst weiter gehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen."

Und wenn du in den dicken Wald kommst, da wird ein Reiter geritten kommen in rotem Samtmantel und sprechen: „Wie so lustig, Landsmann?" Darauf wirst du sagen: „Soll ich nicht lustig sein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir." So wird er dir einen Tausch anbieten, tu es aber nicht flugs zum erstenmal, das andremal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tausch an, so bis kein Tor und gib ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär' ich daheim bei der Mutter geblieben." Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat findet. Danach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg." Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dir's

wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlag hierher!

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Torwart anrufen: „Woher, jung Gesell?" So nenne dich nicht von weit her, sondern sprich immer daher: „Vom nächsten Dorf", so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Torwart einen nicht zum Tore hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wohl die Herberge?" Danach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt', ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Tore herein bringen." Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Danach mußtu wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich euch angesprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor die Tür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Gesellen zukömmt."

Dann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen." Wenn du nun in die Stube kommst und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter", hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank; verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast und der Bruder arbeitet, so schlage ein- oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch ist, daß man aufs Geschenk geht.

Wenn du auf das Geschenk gehst um Gabe und Trunk, so gehe nicht zuerst in die nächste Werkstatt, sondern gehe fein in die weiteste Werkstatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommst. Wenn du auf dem Geschenk in eine Werkstatt kommst und ein Stück Schmiedearbeit im Hause liegt, so hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu spucken, sonst möchten die Schmiede sprechen: „Ei, wer weiß, ob er's selber so gut kann machen als das ist." Wenn du nun ein- oder

zweimal getrunken hast, so sprich, wenn der Meister in der Werkstatt ist: „Meister, ich sage Dank eures Geschenkes, eures guten Willens, es stehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verschulden." Danach bedanke dich bei den Knechten auch und sprich: „Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommst und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen soll sein."

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommst, so wird der Bruder sprechen: „Wie ist's, Bruder, haben dir die Knechte auch geschenkt?" Sprich immer „ja", wenn du gleich keinen Trunk gesehen hast.

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubentür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit", so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag' euch Dank davor"; spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und iß mit. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt sein, sonst möchten sie sprechen: „Das ist ein kleiner Esseschmied, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig ißt." Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannst du wohl trinken; hastu aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen, ob man einen Boten kann haben, du wollest auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, so wird dir der Herr Vater lassen das Bett weisen. Wenn dir nun die Schwester auf den Boden leuchtet und du das Bett gewahr wirst, so wünsche ihr eine gute Nacht und sprich: sie soll in Gottes Namen hinabgehen, du willst dich schon ins Bett finden. Am Morgen steh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmst, so wünsche allen guten Morgen, da werden sie dich vielleicht fragen, wie du geschlafen hast; so sage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufst, so sprich: „Herr Vater, ich sag' euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verschulden." Lauf also fort. Wenn du nun in das Tor kommst, so werden sie dich fragen: „Wo zu?" Sprich nur, du weißt es selbst nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunst. Ich wünsche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Wasser und Land, wo dich der liebe Gott hingesandt. Und wo du heut oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann sein; wo es aber nicht kann sein, so nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorsage der Schmiedegesellen.

Durch ähnliche Vorsage der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme

des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder tue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen aneinanderfesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vorteile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Bevorrechteten nicht mehr dem Bedürfnis der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Einsicht auch die höhere Idee der freien Wettbewerbung und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Tal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutsche Sprache und Kultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann blies vor den Toren der Stadt seine Federn in die Luft und er wagte sich sogar auf die gefahrvollen Wege, welche der Handwerker vermied, er brach durch die Mauern der Städte und fuhr über das grundlose Wasser, auch er, um in der Fremde mit seinen Genossen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutschen Markt, eine deutsche Stadt. In der alten Heimat haderten der Geschlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erbittertem Streit, in der Fremde waren sie Kampfgesellen für heimisches Recht und die Freiheiten deutscher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folgten.

BRESLAU.

V. Besiedlung des Ostens (Schlesien).

Während die Landschaften an der Westgrenze des Reiches unsicher zwischen deutschem und gallischem Wesen, zwischen dem Römischen Reiche Deutscher Nation und dem Frankenreich mit romanischer Nationalität schwankten, war das deutsche Volkstum gegen Osten in unaufhaltsamem Fortschritt. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing, waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und Nordelbe und das östliche Holstein von slawischen Völkern besetzt. Und slawische Ortschaften reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine slawische Völkerwelle so weit herübergeschlagen hatte oder weil die fränkischen Könige und Kaiser unterworfene Slawen auf leerem Boden angesiedelt haben, — sie erhielten sich in Thüringen bis in das 14. Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwischen Deutschen und Slawen selten, Ströme von Blut wurden bei dieser Reibung zweier kriegerischer Völkermassen vergossen, nicht immer waren die Deutschen im Vorteil. Aber sie hatten für sich, was auch dem tapfersten Feind auf die Dauer den Widerstand unmöglich machte, sie bewahrten trotz der wilden Grausamkeit, mit der sie ihre Beutezüge ausführten, die höhere Kultur. Die Weltsprache jener Zeit: das Latein, der Glaube des gekreuzigten Christus, alle Wissenschaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunst und Handwerk mußten aus deutschem Land zu den Slawen kommen. Von Sachsen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden und in die große Tschechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flandrischen Tüchern, mit Goldschmuck und Waffen, die er teuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der östlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutschen, von König Heinrich I. bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutschlands über die Oder auszudehnen. Und die Art der Besiedlung war nicht dieselbe im Meißner Land, in den Marken, in Wagrien, Mecklenburg, Pommern. Aber gemeinsam ist allen Besitznahmen vom

10. bis 12. Jahrhundert, daß sie zum Vorteil des Reiches und großer deutscher Landesherren gemacht wurden; auch wo man das besetzte Land nicht Mark des Reiches nannte, war die Germanisierung Folge eines Einschlusses in die Reichsgrenzen, meistens das Endergebnis eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Kolonisation des 13. Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landschaften, Schlesien und die Küstenlande der Ostsee bis hinauf zu dem Finnischen Meerbusen, für deutsche Kultur gewonnen, beide ohne Zutun des Reiches, beide in gewissem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Überschuß an deutscher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern schufen alle Stände und Berufsklassen als Kolonisten, in Livland und Preußen vorzugsweise die Eroberungslust kriegerischer Mönche und die Betriebsamkeit großer Kaufleute, in Schlesien hauptsächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutsche Wesen auf, Schlesien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuschlosen Kolonisation, welche ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinaus nach Osten äußerte. In Schlesien war das politische Verhältnis zum Reich beim Beginn dieser Besiedlung sehr locker und unsicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte Tat des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit hunderten deutscher Städte und tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet, sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schlesiens gewann dasselbe sein Anrecht auf das Herrenamt in Deutschland.

Seit in dem ersten Kreuzzuge der alte Wandertrieb der Deutschen wieder mächtig geworden und Hunderttausende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Osten gezogen waren, hatte in dem kleinen Mann die Unruhe und Reiselust nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landstraße, welche aus den Grenzen des Reiches liefen, um Brot, Habe und Glück zu finden, der schweifende Mönch, der Handwerksgesell, der lateinische Schüler wanderten zwischen Kriegshaufen über die Alpen, über die Oder und Weichsel; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen seiner Kunst, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felsenschlösser der Sarazenen untergraben, auch er wurde seitdem in fremde Berge gerufen, um Kupfer und Gold zu suchen. Der Holländer und der Vläming hatten an vielen Stellen des norddeutschen Tieflands ihre eigentümliche Bodenkultur der Moore und Sanddünen eingerichtet; große Scharen norddeutscher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen Siebenbürgens ein neues Sachsenland gegründet. Dem deutschen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küsten des Mittelmeeres, die Landwege

durch Ungarn und Rumänien fast so wohl bekannt wie die deutsche Heimat. Zahllose Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutsche. Nach dem ganzen Osten ging der Zug des Volkes von dem Schwarzen Meer bis zum Nordmeer; Ofen, Lemberg, Krakau, Warschau wurden für deutsche Kaufleute und Handwerker mit deutschen Ordnungen versehen. Es war also kein neues Wagnis, dem sich die Auswanderer nach dem Oder- und Weichseltal unterzogen, aber die Auswanderung nahm in dieser Zeit große Verhältnisse an.

Wenn der Deutsche jetzt diese Ergebnisse unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überschaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutschlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, welche so deutsch geworden sind, daß nur an ihrem Saum und hier und da abseits dem großen Verkehr kleine Reste undeutscher Bevölkerung geblieben sind, Menschen, welche so deutsch sind in ihrem Gemüt, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß sie seit Jahrhunderten einen Herrenanteil an der nationalen Tätigkeit auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Schaffens in Anspruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet ostwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land ist, fast mit denselben Grenzen, welche germanisches Volkstum zur Römerzeit gegen Osten hatte, wenn man von den östlichen Gotenvölkern absieht. Denn in diesem Neuland lagen einst die Wohnsitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Gepiden, Langobarden, Semnonen, Burgunder, Vandalen, es ist das alte Stammland der jetzigen Oberbayern und Schwaben. Und wir fragen: war die neue Germanisierung nur eine Bezwingung fremder Völker, welche in dem Lande, das seit der Wanderzeit menschenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutschen ausgerottet und slawisiert hatten? Oder wurde die Germanisierung gefördert durch Reste deutschen Volkstums, die sich unter den Slawen erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer einsamen Dauer sich noch ihres deutschen Blutes bewußt waren? Und wurde die Widerstandskraft jener Slawenvölker dadurch geschwächt, daß in ihnen selbst gemischtes Blut war, und daß überwiegendes Slawentum und ein germanischer Überrest in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geschichte verweigert jede sichere Antwort. Es gibt in unserem Mittelalter kein folgenschweres Ereignis, worüber wir so gänzlich ohne Nachrichten sind wie über die slawische Einwanderung; selbst die Sage der Slawen — die ungefälschte — schweigt. Und es ist kein Zufall, daß die gesangfrohen Slawen im Norden der Donau ganz ohne Heldensagen aus ihrer Wanderzeit sind, sie haben offenbar in jener Zeit das Selbstgefühl eines starken Volkstums nicht gehabt. Daß sie schon im 5. Jahrhundert, als Attila über Schlesien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, ist durch nichts erwiesen. Wir wissen nur, daß von 563 bis nach 600 die Awaren in Mähren und Böhmen herrschten. Wahrscheinlich über Slawen und die übriggebliebenen Deutschen.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkischer Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slawen im Norden der deutschen Donau erwähnt, er kämpft

Bergwerk. 15. Jahrhundert.
(Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch", einer
Bilderhandschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts.)

Gebläseofenanlage. 15. Jahrhundert. (Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

glücklich gegen die Awaren, wird König eines ausgedehnten Slawengebietes, das er ein ganzes Menschenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkischen Merowinger tapfer behauptet. Solche Herrschaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrscheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeschlechter fehlen und das außerdem mit Volksgenossen des Fremden stark versetzt ist[58]. Wir haben dafür bei anderen Slawenstämmen weiter im Osten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im 7. Jahrhundert unter Slawen in Deutschland ein Reich gründete, ebenso gründeten im 9. Jahrhundert Haufen von Nordmannen über slawischen und finnischen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrschaft. Auch diese Warägerscharen des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Mischvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutschen Handels im Osten und gastliche Heimat des deutschen Kontors von Neugarten.

So wissen wir nicht, ob sich die Deutschen der obern Elbe und Oder unter den Slawen und Awaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotische Täuschung sein, wenn wir annehmen, daß zahlreiche Trümmer derselben bestanden. In Meißen, im nördlichen Böhmen, am Saum des Riesengebirges, in dem Berglande der Grafschaft Glatz, überall wo die Germanisierung später besonders rasche Fortschritte machte. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutschen Heidenglaubens sind längs dem schlesischen Gebirge genau so reichlich und eigentümlich als in irgendeinem andern Teile Deutschlands, ja, die Gestalt des schlesischen Rübezahl, wie sie in Volkssagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teuflische Aussehen, welches ähnliche Phantasiegebilde des Volkes seit dem 13. Jahrhundert in Deutschland selbst erhielten und Kolonisten jener Zeit nach Schlesien gebracht hätten, sondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutschen Volkssagen aus der ersten Zeit des Mittelalters überliefert wird[59]. Daß diese Reichlichkeit mythischer Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der besiedelten Länder vorhanden ist, lehrt wieder die Mark Brandenburg; dort sind innerhalb eines Landbezirkes, welcher durch denselben niedersächsischen Volksstamm germanisiert wurde, örtlich begrenzte Gebiete für verschiedene altgermanische Götternamen und Sagen nachgewiesen, die sich nicht gut anders erklären lassen, als daß sich Erinnerungen aus verschiedenen Stämmen heidnischer Germanen über die slawische Besitznahme hinweg bewahrt haben[60]. Und sehr sind andere Teile der Mark von diesen verschieden, in denen die alten Erinnerungen ganz slawisch sind.

Das sind unsichere Spuren eines Zusammenhangs zwischen der deutschen Urzeit und der deutschen Besiedelung im Mittelalter; die Geschichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber sie durften hier nicht übergangen werden.

Wir vermögen auch nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit

gutem Versprechen unter das slawische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordsachsen, in den Städten fanden sich sofort Zugewanderte aus allen Teilen Deutschlands; im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß die schlesische Mundart, seit sie in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigentümlichkeit redet, und daß sie in ihren ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen und Meißen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Ähnlichkeit erweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war um das Jahr 1200 nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt, von dem befestigten Grenzwald, der Preseka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Heiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falke waren den Fürsten zuweilen teurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei schwerer Strafe.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Palisadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, zwischen den leibeigenen Handwerkern mehr Freie, und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Land hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen wie in Polen, statt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen, der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, wie in Polen wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt, verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Marktorte und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes

Gemeinwesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat, sich zu regieren und Besitztümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen; und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Tatkraft und Reichtum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeitlang selbst als Beherrscher Polens. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slawischem Wesen, so daß dort Reste der slawischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größern Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik, deutsche Fürstentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten, die Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchen bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden aus höfischer Aufmerksamkeit ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpaten; sie selbst schlagen ihre Adligen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slawensäbel zu Rittern, und gewöhnen sie, sich in Malvasier und Reifal statt in altem Met zu berauschen; die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen, ja, auch die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde.

So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft, feine Herren und abenteuerliche Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slawischen Castellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land; das Bistum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogtum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen slawischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitsame Zisterzienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrichs im Bart, und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken

Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereister Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der sah wohl mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen her gekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Heide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Dezem trug nicht viel, Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkern und freien Händen, ihn zu führen[61]. Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Teil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst die Berechtigung, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, d. h. freie Gemeinden zu schaffen, und als eine fürstliche Gnade wurde dies Vorrecht eifrig begehrt, vielleicht am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Ziesterziensern, Augustinerchorherren u. a.

Die Anlage aber eines deutschen Ortes geschah regelmäßig nach derselben Art und Weise. Fürsten oder Grundherren machten Verträge mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutsche Stadt oder Bauernschaft einzurichten, dafür wurde er selbst Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Heide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slawendorf besetzt werden sollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur festgestellt, zuweilen in feierlichem Zuge umschritten, und dem Locator die Schultisei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigentum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern und in Rechten und Pflichten seine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenossen saßen als freie Männer in erblichem Besitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr seine Genehmigung geben. Die neuen Ansiedler waren frei von Lasten auf mehrere Jahre.

Bau eines Hauses durch Bauern bei gleichzeitiger Rodung. Der Herr des Dorfes überreicht dem an seinem Strohhut kenntlichen Baumeister eine Urkunde über die Verleihung des Erbzinsrechtes.
(Nach der Heidelberger Sachsenspiegelhandschrift. 13. Jahrhundert.)

Dorfbefestigung durch Palisaden.
(Klagenfurt. Kinder werden von Wölfen überfallen. Holzschnitt 1556.)

Bauern bringen den Zins. — Bauern auf dem Felde fronend.
(Holzschnitte [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Wo Gelegenheit zu einem Markte war oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Tätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Locator die Befugnis zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches, freies Eigentum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Einkünfte von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei und Jagdrecht, wohl auch das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Verfassung und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt meistens mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Ordnung und Recht der schlesischen Stadtgemeinden, und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach demselben Prinzip gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben, und die Rechte des Vogts, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Übergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen; sie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das sie bei der Gründung im 13. Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst im Anfange des gegenwärtigen wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heute. Im ganzen folgten die fügsamen Slawenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slawen vorteilhaft, deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm stellte sich bald durch seine Mundart, seine Sitte, seine Bildung als eine neue Schattierung des deutschen Volkscharakters dar. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung slawischer und deutscher Art hervorgegangen ist.

Denn zweierlei kann man als bezeichnend für deutsches Wesen im Mittelalter betrachten. Zuerst, wodurch sich alle Germanen von Kelten und Slawen unterscheiden, daß die Bilder der Außenwelt sich am reinsten und vollständigsten in der Tiefe ihres Gemütes spiegeln, und daß sie deshalb vorzugsweise die Befähigung

haben, die Welt, in welcher sie leben, zu verstehen und die eigene Selbstsucht zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigentümlichkeit aber ist vorzugsweise bei den Deutschen des späteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichtum ihres Gemütes abzusondern und mit kleinen Kreisen von Genossen fest abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen ummauerten Kreise ihres Lebens aber so sehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beschränken, daß sie schwerfällig werden, wo es darauf ankommt, frischweg zu wagen und von dem eigenen Wesen zum Nutzen der Gesamtheit zu opfern. Zu solcher Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slawen und von ihrer Fertigkeit, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu vereinigen. Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, wie alle Deutsche, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht eben so eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltigerer Volksnaturen. Wie das Volk ist auch seine Mundart; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen; sie ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Zeitwörtern, welche gemütliche Nuancen der Zustände oder Handlungen bezeichnen, sie bewahrt manchen altertümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slawenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, welche einzelne Teile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Auswanderer aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisiert wurde.

Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden, und alle Beweglichkeit, die sie von den Slawen, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nötig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgeteilt und von den stärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schlesier fast immer geteilt. Hin und her geworfen zwischen polnischer und böhmischer Oberherrschaft, nicht selten im Kampfe gegen den Oberherrn, wurde die Landschaft gezwungen, alle schwachen und bösartigen Händel, welche die Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geschlechter der Fürsten selbst, immer kraftloser durch die Erbteilungen, schwankten zwischen slawischer Zügellosigkeit und deutscher Bedächtigkeit und Unentschlossen-

heit. Zwar das 13. Jahrhundert segnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürsten, und im 14. Jahrhundert, unter dem Schutz des gewissenlosen, aber klugen Luxembergers, Kaiser Karls IV., blühte die Landschaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrscheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürstentums Breslau schließen, daß zur Zeit Karls IV. das mittlere Schlesien mehr angebautes Ackerland hatte als vierhundert Jahre später bei der preußischen Besitznahme. Und in jener guten Zeit muß sich bereits viel vom schlesischen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das 15. Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Hussitenkriege. Bereits damals, als die fanatischen Krieger des Kelches die Dörfer Schlesiens niederbrannten, die Klöster aussengten und, was geistlich war, in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsschrecken eines Jahres, sondern fast eines Jahrhunderts das Land heimsuchten, ist die eigentümliche schlesische Art zu erkennen, sowohl in der Sprache und Darstellung der einzelnen, welche uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegensatze des Volksstammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Hussitenzeit als Schlesien, und es muß bekannt werden, daß die Schlesier sich in keinem Jahrhundert ihrer Geschichte so wenig zu ihrem Vorteil zeigten als in diesem. Durch die Teilung in viele kleine unabhängige Landgebiete waren sie politisch schwach und ganz ungeeignet, einem starken feindlichen Angriff aus eigenen Kräften zu widerstehen. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage, und sie wurden kleinlaut. So oft sie aber freier atmen konnten, waren sie übermütig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen meistens kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenschaftlichen Feinde der Böhmen und aus Haß gegen diese die eifrigsten Rechtgläubigen; sie waren sehr tätig bei dem ersten schmählichen Verwüstungskriege nach Böhmen gewesen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen sich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die punische Treue, so war damals in Schlesien die böhmische Treue sprichwörtlich, aber die Schlesier hatten kein besonderes Recht, den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte sie nicht, mit großer Sorglosigkeit und mit einem entschiedenen Mangel an Gemeinsinn diejenigen ihrer Herzogtümer und Städte, welche von den schwarzen Rächern überfallen wurden, durch säumige Hilfeleistung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren sie mit der Zunge, mit losen Witzworten und kleinen Treulosigkeiten bei der Hand, um die Feinde aufs neue zu reizen und den Strom gegen sie zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elastizität war ebenso unverwüstlich. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, sie bauten und flickten immer wieder zusammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch später nicht müde, den Ketzer Girsik, wie sie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslaus wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheusal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen.

Feldbestellung und Flußschiffahrt. 15. Jahrhundert.
(Flämische Miniatur aus dem Breviarium des Kardinals Grimani. Bibliothek von San Marco, Venedig. — Nach der Ausgabe von A. W. Sijthoff und Karl W. Hiersemann.)

Wenn sie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er sehr zornig war, machten sie ihm schnell ein Geschenk von hundert Ochsen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, sie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben sich tapfer mit ihm geschlagen. Und als er endlich in das Grab sank, konnten sie das Behagen empfinden, daß sie von allen am meisten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieses starken Charakters durch ewiges Widersprechen und Dreinschlagen durchkreuzt hatten.

Der endlose Krieg des 15. Jahrhunderts verdarb das deutsche Schlesien. Das flache Land lag öde und zertreten, die Mehrzahl der deutschen Bauern sank in dieser Zeit des Feuers und des Eisens zu einem Zustand hinab, der von slawischer Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen seitdem ein entschiedenes Übergewicht. Der schlesische Landadel blieb roh und beutelustig, er lernte von den Böhmen Vieh stehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandschatzen. Die Fürsten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenossen der Böhmen, teilten mit diesen die Beute, ja, einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüsten Räuberleben und hausten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das 16. Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewalttaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieser Zeit bewahrten die Schlesier ihre Gewandtheit, sich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahre 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen, sieben ehrbare Ratsmänner seiner eigenen Stadt Glogau in den Turm warf und verhungern ließ, weil sie sich geweigert hatten, gegen einen beschworenen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutsch, daß die sieben Märtyrer selbst über ihr Verhungern pünktlich und gewissenhaft Buch führten und Gott schriftlich um Barmherzigkeit und ein seliges Ende baten; aber wieder echt schlesisch und fast modern ist es, daß der Schreiber dieses furchtbaren Tagebuchs noch ein gewisses düstres Behagen darin findet, über das Schmerzliche seines Schicksals Betrachtungen anzustellen, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode schrieb, das Bedenkliche seiner Lage durch die Mitteilung zu schildern sucht, er habe sich aus der Schwärze des Lichtes die Tinte machen müssen[62].

Im Jahrhundert der Reformation warben die Schlesier, wie sich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, in der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch stärkere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meisten andern Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Teil durch die Kirche in das Land gerufen worden; demungeachtet löste sich fast das ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und stand mannhaft mit Gut und Leben für seine Überzeugung ein. Und schwer wurde diese Festigkeit geprüft; denn die Oberhoheit über die Landschaft war aus polnischer und böhmischer Hand in die des österreichischen Hauses gekommen. Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht aber ist Schlesien das einzige,

welches der eisernen Faust der Gegenreformation den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert hinein verzweifelten Widerstand geleistet hat. Zwar das 16. Jahrhundert brachte der zerrütteten Landschaft bessere Ordnung, Sicherheit des Verkehrs und lateinische Schulen, welche zu den besten der Zeit gehörten. Aber der Dreißigjährige Krieg legte das Land wieder wüst und öde; was von Menschen den Grausamkeiten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war schwerlich ein Dritteil der frühern Bevölkerung. Gerade aber in dieser Zeit, wo ganz Deutschland ein großes Leichenfeld war, auf welchem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat der schlesische Volkscharakter auf dem einzigen Gebiet, wo freie Tätigkeit möglich war, als Vertreter Deutschlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schlesier mit den kaiserlichen Soldaten Hiebe wechselten und als Überwundene den kaiserlichen Kommissarien heimlich die Faust ballten, hatten sie Lust an Versen und Gesang, sie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, welche ihnen die Wallensteiner zerschlagen, und in den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt hatten, riefen sie kräftig nach Hebe und Ganymed und ersuchten diese, Falerner in goldenen Bechern herbeizuschaffen. Schon die feine, gewählte und saubere Sprache des charakterlosen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geschrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend ist das kurze launige Lächeln Logaus in den Jahren, welche sonst nichts zeigen als wütende oder gramgefurchte Gesichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte sich das ganze gebildete Schlesien, zierlich zu empfinden und heroische Verse zu machen. Was sie sangen, hat für unsern Geschmack nur wenig Reiz; aber daß sie überhaupt die Kraft hatten, in dieser Zeit den idealen Empfindungen der Deutschen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müssen. Denn es war damals wohl etwas Großes, der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, welche auf dem deutschen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geistige und edlere Genüsse als das wüste Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farblosen Himmel, welcher das Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und schöner Empfindungen.

Während aber den andern deutschen Stämmen der Gesang der schlesischen Schwäne und Nachtigallen ein Vorbild wurde und der Ruhm schlesischer Dichter hoch stieg, war doch die irdische Lage dieses deutschen Stammes in der Tat eine sehr traurige. In einer unausgesetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zog sich die Lebenskraft der schlesischen Kolonisten in immer kleinere Kreise zusammen, und zuletzt schien das deutsche Leben des Oderlandes demselben Schicksal verfallen, welches damals, bevor die Deutschen in das Land kamen, das slawische gebrochen hatte: tödlicher Abspannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schlesier wurden nicht durchweg Kopfhänger, sie suchten eifrig jede Gelegenheit, ihre Laune zu erweisen, aber es war eine kümmer-

liche Lustigkeit bei Essen und Trinken. Da, als die Not sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußische Trommeln Alarm, und die Trompete der Ziethenschen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erste Lied der deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war: „In Gottes Namen fahren wir."

Erst diese letzte Eroberung vollendete die Germanisierung des Landes, erst seit der Zeit erhielten die Schlesier das Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sein im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderstämmen. Was die slawischen Piasten des 13. Jahrhunderts begannen, beendeten die deutschen Hohenzollern des 18. Jahrhunderts.

VI. Besiedlung des Ostens

Die Marienburg.

(Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen)

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der größten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehen Berechtigung und Schuld, seine Taten und die Vergeltung, welche ihm das Schicksal zuteilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältnis, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf selbstsüchtig für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Kulturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, krank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermächtig anhäuft, daß es daran zugrunde geht; dann dauern die Menschen desselben und tragen die besondere Bildung, die sie durch ihr Volkstum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieses zu verstärken, weil sie ihm die Einseitigkeit seiner Natur mildern. So lebten und vergingen die Babylonier, die Griechen, Juden, Römer, Araber. Darum ist jedes vergangene Kulturvolk den späteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und ſchafft ſo, daß ihm ſein Verſtändnis der Welt fortgebildet wird, und daß ſein Wille durch Wechſel ſeiner Erkenntnis und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unabläſſig gelenkt wird. Auch ihm wird zuletzt Einſicht und Gemüt beſchränkt durch die Folgen früheren Tuns, die ſich auf ſeinem Haupte ſammeln, ſeine Freiheit, ein Neuer zu werden, hört auf, er verfällt endlich der Geſamtheit deſſen, was er geworden iſt und was er getan hat. Ihm iſt der Tod der letzte Erfolg ſeines Lebens und die letzte Gunſt des Schickſals. Und nach ſeinem Tode betrachten ihn auch ſpätere Gegner ſeiner Lebensarbeit mit Teilnahme, er war ein Menſch wie ſie, und für menſchliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine ſympathiſche Empfindung.

Weit unfreier und einſeitiger arbeitet eine Genoſſenſchaft; ſie wird durch eine einzige Idee getragen, und ſie kann nur beſtehen, ſolange ihre Zwecke nicht in Widerſpruch geraten mit ſtärkeren ethiſchen Forderungen der Völker. Sie kann ihre Grundlage nicht wandeln, ſie vermag nur ſchwer zu lernen und ſich zu verjüngen. Und wie Begeiſterung und Fanatismus, welche das Prinzip einer Genoſſenſchaft vielen Menſchenleben mitzuteilen weiß, mächtiger und furchtbarer ſind als die ſchöpferiſche Kraft eines einzelnen Lebens, ſo iſt die Herrſchaft der Genoſſenſchaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beſchränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn ſie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung, unter Gleichgültigkeit, Widerſpruch, Haß, Verachtung der Menſchen. Das geſchah der Kirche des Mittelalters, dem Römiſchen Reich Deutſcher Nation, dem Innungsweſen, der Hanſa, dem Deutſchen Orden. Was dieſe Einrichtungen wollten, wurde durch die Zeit als beſchränkt und unwahr widerlegt, was ſie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erſchien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menſchliche Teilnahme, welche den geſtorbenen Helden zugute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir ſchwer für Ideen, welche uns nichtig geworden ſind.

Aber ein guter Troſt bleibt bei ſolcher geſchichtlicher Betrachtung. Was je Menſchen erwärmt und auf Dauer tatkräftig geſpannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geſchaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunſch und Willen des Erzeugers ſein neues Daſein kundgibt. Die Kreuzzüge eroberten nicht das Morgenland, aber ſie wurden den Völkern Beginn eines ſelbſtändigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutſchen Proteſtantismus, die freie Wiſſenſchaft und jedem einzelnen die Pflicht, ſeinen Gott zu ſuchen; der deutſche Staat des Mittelalters wurde Vorſtufe für eine höhere politiſche Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutſchen in Anſpruch nimmt; durch die Zunftgenoſſen und Hanſen erblühte die deutſche Städtekraft; der Deutſche Orden vermachte ein großes Kulturland, kräftige Bürgerſchaften und deutſche Grundbeſitzer dem neuzeitlichen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahre 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, ſie

nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nikolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie statteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria[63]. Und der Hauptmann, der Bürger Siebrand, erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jerusalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, sobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hansen in die Heimat zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Kaplans Konrad und des Kämmerers Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiser Friedrich Rotbarts, im Oktober 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutsche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten sie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenstaufen beim Papst um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Die Bruderschaft erhielt vom Papst Cölestin III. im Jahre 1196 einen Stiftungsbrief mit den Vorrechten einer geistlichen Körperschaft, im Jahre 1199 wurde ihr vom Papst Innozenz III. bestätigt, daß sie einen Orden bilden sollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hospitalregel von den Johannitern nähme.

So entstand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderschaften die größte Bedeutung gewinnen sollte, aus einer deutschen Bürgerstiftung. Und für seine ganze Geschichte sollte der Zusammenhang mit dem Bürgertum entscheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Teilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beste Kraft; als die Ordensbestrebungen und die der Städte sich feindlich schieden, verging er.

Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause, wie sie in ihrer ältesten Regel genannt werden, sind begebene Menschen unseres Herrn Christus, sie sind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen ist geboten Keuschheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Besitz. Nur der Orden darf besitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterschaft, soll er in seinem obersten Hause, oder wo sonst der Meister mit dem Kapitel beschließt, ein Hospital halten für alle Zeit.

Wer in das Hospital aufgenommen wird, soll zuerst beichten, wenn er die Kraft hat, seine Habe soll der Bruder des Hospitals verzeichnen. Die Siechen sollen alle Tage ihre Krankenkost bekommen, bevor die Brüder essen, der Orden soll ihnen nach Vermögen Ärzte halten, und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man soll ihnen in Demut und Treue dienen. — Um die großen Kosten des Hospitals zu decken, darf man mit Erlaubnis des Meisters Almosenbitter in das Land senden, Leute von geistlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden besteht aus — wenigen — Geistlichen und aus Laien, welche die Hauptmasse und Stärke des Ordens sind; beide sollen fromm ihren Gottesdienst

halten, siebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder stirbt, soll man seine besten Kleider und des Bruders Speise und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder sollen Hemden, Niederkleid und Beinstrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürse (Pelzrock) und Bettdecke sollen nur von Schaf- oder Geißfell sein, aber Geißfell soll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern sollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, sonst in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterschieden sein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Ärmeln) und Wappenrock ein schwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, soll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle sollen ihr Haar kurz geschoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das unterscheidende Kennzeichen der Ordensbrüder, und „die Bärtigen" ihr Beiname.

Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Paternoster und Ave-Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken darf man die Kost bessern. In ihrem Haus essen die Brüder zwei und zwei miteinander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Konvent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Komtur, soll man die Lektion bei Tische halten, und alle Essenden sollen schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gästen zu Gefallen Erlaubnis gibt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Teil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Fasttage haben die Brüder eine Abendkollation, diesen Trunk sollen sie tun zwischen Vesper und Komplet (dem letzten Gottesdienst), und dabei von ehrsamen Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raume schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Komplet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prime des nächsten Tages gesungen ist, außer in Notfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie aus Holz für sich gemacht haben[64]. Kein Bruder im Hause darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nötig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Überdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugeteilte Rüstung, so soll er ihn

demütig kundgeben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten und die Brüder dürfen sie zum Schutz geleiten, nur wilde Tiere dürfen sie töten, ohne Jagdhunde, und Vögel schießen zur Übung.

Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmut, von niemandem Übles raunen, nicht von vergangenen Taten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, schelten, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rat der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rat sei.

Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben; Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehen; wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen, meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehen, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem 14. Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den Orden nehmen, denn oft geschieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes schädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienst und beim Vieh darf man Frauen als Mitschwestern annehmen, sie aber sollen getrennt von der Wohnung der Brüder hausen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitschwestern, wenn sie darum bitten, wenn sie würdig sind und wenn sie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben.

Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Gerte in seiner Hand führen. Er hat Gewalt, von allen diesen Gesetzen zeitweilig zu befreien, nur nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam.

Das war die älteste Regel des deutschen Hauses, wie sie sich zuerst aus den Satzungen der Hospitaliter und Templer, demnächst aus Verordnungen der Päpste bis zur Eroberung Preußens bildete, ein ehernes Band, das die Selbstwilligkeit brach und den einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Diese alte Regel wurde durch spätere „Gesetze", d. h. Bestimmungen, welche sich die Brüder selbst gesetzt, und durch „Gewohnheiten" vermehrt und abgeändert, in dem Ordensstatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man suchte in jener Zeit nicht strenge Durchbildung und Folgerichtigkeit des geschriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln bestehen, auch wenn es dem Zusatz sich nicht recht fügen wollte. Aus diesen ältesten Zusätzen nur folgendes.

Kein Bruder soll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehen, keiner soll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Not. Der ungelehrte Bruder soll in dem Orden ohne Erlaubnis nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl fortsetzen, wenn sie wollen; kein Laienbruder soll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meisters Erlaubnis. Drei Tische sollen im Konvent sein, der Meister und alle gesunden Brüder sitzen an der Konventstafel, alle erhalten gleiche Speise, der Meister aber vierfachen Anteil, damit er den Brüdern sende, welche in Buße sitzen. Nach der Konventstafel essen die dienenden Brüder am zweiten Tisch; die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tisch. Außerdem gibt es eine Tafel von Krankenkost, die Firmarientafel. Bedarf der Meister aber besserer Speise, so mag er an der Krankentafel essen oder allein. Jeden Freitag, außer an Festtagen des Ordens, soll jeder Bruder seine Juste — die üblichen Ruten- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer zur Jahrbuße verurteilt ist, der soll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehen, soll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten essen und auf der Erde sitzen, drei Tage in der Woche mit Wasser und Brot fasten, davon können ihm zwei aus Gnade erlassen werden. Jeden Sonntag soll er von dem Priester in der Kirche vor dem Volk seine Rutenhiebe empfangen. War das Ärgernis, das er weltlichen Leuten gab, nicht so groß, so soll er die Streiche nur vor dem Kapitel erhalten. Die schwerste Schuld des Bruders ist, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Bestechung aufnimmt, wenn er verschwiegen hat, was seine Aufnahme gehindert hätte, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Christen zu den Heiden fährt, ohne seinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde tut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der soll vorher von einem Bruder in den Bräuchen unterrichtet werden; wird er eingeführt, so soll er niederknien vor dem Meister oder dem Kapitel und soll um Aufnahme bitten um seiner Seele willen. Dann soll der Meister antworten: „Die Brüder haben eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht Dinge an euch habt, die ich euch fragen werde. Das erste ist, ob ihr euch nicht in einen andern Orden verlobt habt, oder ob ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden seid, oder ob ihr eigen seid einem Herrn, oder ob ihr eine Schuld auf euch habt, die den Orden beschweren könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieser Dinge an euch, und ihr saget uns das nicht, und wir erfahren es später, so könnt ihr unser Bruder nicht sein und habt den Orden verloren." Spricht der Neue aber, daß er dieser Dinge nicht schuldig ist, so soll ihm der Meister das vorlegen, wodurch er ihn an den Orden bindet. Erstens, daß er gelobe, den Siechen zu dienen, zweitens das Heilige Land zu beschirmen und andere Lande, die dazu gehören; das dritte ist, ob er einen Beruf verstehe, den soll er dem Meister angeben und ihn üben nach des Meisters Willen; dann soll er geloben, zu hehlen des Kapitels Rat und des Meisters heimliche Tat; nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubnis in ein anderes Leben, und endlich zu

halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn der Neue diese begehrt, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt dem Bruder, den er aufnimmt: Wasser, Brot und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Credo und das Paternoster kann. Kann er es nicht, so soll er es bei den Priestern heimlich lernen in dem ersten Halbjahr. Tut er das nicht und versäumt es aus eitlem Sinn, so soll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, so hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweitenmal wiederkommt, der soll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbuße tut. Geht ein Bruder in einen anderen Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung, und soll sich melden, wenn der Meister in dem Kapitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme Urlaub." Kommt er aber wieder, so soll er in dem Kapitel sprechen: „Brüder, ich bin wiedergekommen mit meinem Willen."

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Komturen von Deutschland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Komture von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Kapitel gesammelt, so soll der, der an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlkomtur ernennen, und der Wahlkomtur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn; einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, womöglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbuße getan hat. Bei der Wahl soll der Wahlkomtur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und gültig, dann sollen sie es dem Konvent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Tedeum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am Jüngsten Tage vor Gott bestehen möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft mißverstanden worden, auch in neuer Zeit[65].

Selbstverständlich war der Deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im 15. Jahrhundert kein adliger Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, welche nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß rittermäßige Männer; ob der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, diese Eigenschaft gehabt hat, ist unsicher, sein Beiname bezieht sich wohl auf die Besonderheit der Ordensbrüder, gegen den damaligen Ritterbrauch einen Vollbart zu tragen. Erst durch Papst Honorius III. wurde 1216 bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag erteilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Amt des Meisters zu einem Familienbesitz machten.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Teilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unablässige Beteiligung des kriegerischen Teils der Deutschen erhalten. Da ist lehrreich, wie die Verfassung des Ordens Rittertum und Ansprüche der Bürger zu versöhnen sucht.

Höchster Vertreter und Gebietiger der Bruderschaft war der Meister. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beschluß den Rat erfahrener Brüder oder die Erklärung des Konvents oder die Entscheidung des großen Kapitels der Ordensgemeinde einzuholen; aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgestattet, erst als der Orden verfiel, wurde der Meister durch Wahlkapitulationen und Mitregierung der großen Ämter eingeengt.

Unter dem Meister standen die Ämter der Zentralverwaltung. Zuerst der Großkomtur als höchster Verwaltungsbeamter, dann der Marschalk, das vorzugsweise ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großkomtur vor, im Hause dieser; auch in dem Orden war es schwer, zwischen dem Minister des Innern und dem Kriegsminister, deren Wirkungskreise oft ineinander gingen, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufseher über die Krankenpflege; der Trappierer, der die ganze Trapperie des Ordens unter sich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handschuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand usw.; dann der Trisorer (Treßler), Aufseher des geheimen Schatzes; endlich der Kleinkomtur, später Hauskomtur, als Stellvertreter des Großkomturs.

Nach der Eroberung Preußens wurden die Ordensschäffer wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. Die höchsten Gebietiger waren dort — aus-

genommen Großkomtur und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Landgebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Zentralverwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesamte Ordensgebiet in Landeskomtureien geteilt, in späterer Zeit wurden große Gebiete unter das Kommando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeister gestellt, das Ordensgebiet in Balleien geteilt; die Befehlshaber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Komture, bei kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder waren in den ersten Jahrzehnten sehr spärlich vorhanden, wenigstens in Deutschland verrichteten Bettelmönche den geistlichen Dienst. Die Geistlichen des Ordens bleiben auch später eine kleine Minderzahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden unabhängig zu sein, aber man ist bemüht, sie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränkung, welche dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächliche Pfaffen. Die Ordensgeistlichen tragen das Kreuz auf geschlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinlich schon früh von weißer Farbe war. Die geistlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, sind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder ist Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Teilnahme an dem Kapitel und dem Prinzip nach auch das Konvent- und Wahlrecht gleich. Auch das Kreuz und die Kleidung[66] bis auf den Mantel. Unter ihnen sind die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist diesen versagt, nur der Rittergurt gestattet, und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeister — und außer ihm wahrscheinlich jedes große Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und solche, welche es werden wollten, mit dem Ritterschwert zu bekleiden. Dagegen scheint der Orden weltlichen Ritterschlag nicht erteilt zu haben. Den Kreuzfahrern in Preußen schlug der vornehmste oder berühmteste Ritter des Zuges den Ritterschlag. Wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden selbst verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, welche in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Rittertum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine große Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Komturen, und daß in den harten Kämpfen und in der Notzeit des Ordens bis zum Jahre 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet, die vielfachen Geschäfte des Ordensstaats zu besorgen; sie vermochten selten zu lesen und zu schreiben, Handelschaft war ihnen zuwider, Schiffahrt keine Reiterkunst. Und der Orden hatte nach seiner Verfassung und bei seiner Zerstreuung über weite Länder ein System der geschriebenen Berichte und Rechnungen nötig, welches mehr an heutiges Beamtentum erinnert, als irgendeine andere Landeseinrichtung jener Zeit. Deshalb waren dem Orden technische und geschäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und diese Helfer konnte er nur dann zuverlässig machen, wenn er sie in unbedingte Gewalt und Gehorsam der Bruderschaft aufnahm.

Doch selbst für den Krieg reichte der rittermäßige Dienst nicht aus. Sowohl im Morgenland als in Wald und Heide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich[67]. Auch unterhielt der Orden schon in Asien, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reiterkorps, die Turkopolen, aus Orientalen und heimischem Zulauf. In Preußen schloß er wenigstens einen Teil der Leichtbewaffneten in die Bruderschaft ein.

Deshalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine eigene Abteilung die Sarjanten[68], sie dienten zu Roß unter besonderem Hauptmann. Wahrscheinlich waren in Preußen viele derselben Witunge, Söhne heimischer Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil sie nicht von christlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern erteilte. Die Sarjanten trugen, wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder bestand aus Technikern und Handwerkern, sämtlich Mitgliedern der Konventstafel, endlich aus einer besonderen Klasse, den dienenden Brüdern, auch diese noch durch höhere Tafel vor den reisigen Knechten ausgezeichnet, wahrscheinlich seit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterschieden. Über Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Bestandteile im Orden bis zum Jahre 1400 wissen wir wenig. Aber wir dürfen schließen, daß die Kämpfe zwischen ritterlich und bürgerlich, welche diesen ganzen Zeitraum der deutschen Geschichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn sorgfältig achten die ältesten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern sowohl Anteil an der Verwaltung zu sichern, als sie nicht übermächtig werden zu lassen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenposten für Hochmeister und Marschalk gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern besetzt, dann sind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeister das Geheimnis des Ordensschatzes jemandem anvertrauen will, so sollen diese Vertrauten außer den vier höchsten Würdenträgern ein Priester und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauskomtur und ein anderer, sein. Bei der entscheidenden Wahl, der des Hochmeisters, sollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlkonvents 1 Priester, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Zentralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Anteil.

Denn nicht nur die technischen Ämter des Krieges und die der Ordensschäffer wurden, wie es scheint, lange Zeit grundsätzlich an Nichtritter gegeben, es ist auch das Bestreben sichtbar, den höchsten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehilfen beizufügen, dem Marschalk den Turkopolier oder Untermarschalk, dem Großkomtur den Haus- oder Kleinkomtur[69].

In dieser Weise gab die Bruderschaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Teilnahme und bewahrte sich doch einen vorwiegend aristokratischen Charakter. Diese Verfassung, welche Ritter, Bürger und Bauern für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, scheint bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts im ganzen unverändert bestanden zu haben. Wenn aber auch der Orden seinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anschauungen über Rittermäßigkeit, welche sich im 14. Jahrhundert in Deutschland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um diese Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeister und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfnissen des Ordens. War der Zudrang deutscher Ritter groß und fand der Hochmeister Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, so beschränkte man die Annahme der Nichtritter, soweit die großen Geschäfte dies gestatteten, erteilte ihnen im Orden seltener den Ritterschlag und besetzte die Ämter nur mit Rittermäßigen. Vollends seit sich die Ritterbürtigen in Deutschland zu erblichem Adelsstand abschlossen und geneigt waren, die Balleien und Einkünfte des Ordens als ihr Vorrecht zu betrachten, kam die Ansicht auf, daß die Bruderschaft und Konventstafel nur den Weißmänteln und dem Adel gehören solle, und erhielt in Zusätzen zum Ordensstatut vorsichtigen Ausdruck.

Aber selbst im 15. Jahrhundert war der Ausschluß der Bürger- und Bauernsöhne lange nicht durchzusetzen. Schon deshalb nicht, weil die deutschen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf sich zu nehmen. So groß war im Jahre 1406 der Mangel an schildbürtigen Ordensbrüdern, daß der Hochmeister Konrad von Jungingen zwei Ritter — es war ein Hatzfeld und ein Rammingen — durch Deutschland senden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es sollten aber nur solche von rittermäßigem Geschlecht sein. Diese Beschränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geschäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland nicht weniger als in Preußen. Denn im Jahre 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man wenigstens in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern, in den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Koblenz, alle Ämter und der ganze Konvent nur aus nichtadligen Brüdern beständen, daß der Komtur selber ein Bürger aus Köln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren planmäßig darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum

großen Ärger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte, die Bürger fast ganz vom Orden auszuschließen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann von Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Ob das warme Interesse, welches Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses Meisters zurückgeführt werden darf, ja, ob dem Meister überhaupt der erste Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preußen zu erwerben, wissen wir nicht; als Treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr. Auch die Besiedlung Preußens durch den Orden erfolgte in sehr eigentümlicher Weise, und dieser Vorgang der Kolonisation soll hier, wo nicht Geschichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbesitz ersehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder versucht, sich im siebenbürgischen Burzenland festzusetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geschenkt, der Papst aus dem Verband mit Ungarn gelöst und für ein Lehn des Heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerstand der Ungarn und der niederdeutschen Bauern, die dort angesiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahre 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Masovien, der an der Weichsel von seinen christlichen Nachbarn und den heidnischen Preußen bedrängt wurde. Im Jahre 1230 trat der Herzog eine Grenzlandschaft im Norden von Masovien an dem Ostufer der Weichsel, das verwüstete Kulmer Land, an den Orden ab, und Papst und Kaiser verhießen dem Orden die Herrschaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küstenland von der Weichsel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Versuchen, sie zu bekehren, hartnäckig widerstanden, sie saßen in kleine Völkerschaften geteilt, die ihre Landesgrenzen zum Teil durch Verhaue gegeneinander abgeschlossen hatten, unter Häuptlingen, also oft entzweit und schwer zu gemeinsamer Tat zu stacheln. Aus den spärlichen Überresten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens schließen wir, daß sie ein Zweig des großen litauischen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den slawischen Nachbarvölkern fremder gegenüber stand als jetzt; aber sehr vieles in dem Leben der Preußen stimmt auffallend zu den ältesten Zuständen der heidnischen Germanen, welche vor ihnen — es war der gotische Stamm der Gepiden — an der Weichselmündung gewohnt hatten: die Gastfreundschaft, die Zechlust, daß der Krieger im Hause an besonderer Bank speist, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die Pflicht der Frau, den gestorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volkstum, selbst vor den Göttern der Feinde. Doch sie saßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungslust zwischen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erst durch die Be=

kehrungsversuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menschenreich, es hauste in vielen Dörfern und umschanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den christlichen Völkern, die Ströme führten Schiffe der Nordleute und Hansen zu ihnen, und Landwege schafften Reisende und Waren durch die litauische Wildnis nach Nowgorod und in das Polenland[70].

Aber nicht nur von Süden und Westen her wurden die Preußen schon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutsche Kolonisten des Bischofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordosten hatten sich die Küste entlang christliche Germanen angesiedelt, die Dänen und Hansen hatten unter dem Schutz kluger Bischöfe in Livland ihre Kontore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Bischof von Riga gestiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutsche Sprache und Herrschaft aus über Kuren, Letten und Esten, von denen die schwarzröckigen Esten ein finnischer Stamm, die weißen Letten und Kuren Mischvölker aus litauischem und finnischem Blut waren. In Livland blieb der Bischof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutschen gegen die Russen und Litauer wurde dort erschwert durch die Entfernung von dem deutschen Mutterland und durch die Auflehnung der Schwertbrüder gegen den Bischof. — Die Brüder vom Marienhospital aber dachten im Jahre 1230 gar nicht daran, die heidnischen Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen, sie hüteten sich auch, ihre geringe Heereskraft für dieses neue Wagnis zu vereinigen, ja, sie hatten überhaupt keine Heereskraft zu verwenden. Denn die persönliche Anwesenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Besitzungen hatte, durchaus notwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geistlicher Orden immer nur ungefähr so viel Mitglieder, als er in seinen Häusern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Zumal die Besitzungen des Ordens in Deutschland waren damals fast nur Schenkungen für Hospitale, und die Tätigkeit, welche ihn beliebt machte, war die milde Krankenpflege. Ja, die Zahl der kriegstüchtigen Brüder in Palästina war bis 1227 nur klein, denn die deutschen Kreuzfahrer umschanzten ihnen damals auf dem Berge Turon ihre erste namhafte Burg, und die Zahl der Kriegstüchtigen außerhalb des Heiligen Landes reichte schwerlich über das zweite Hundert, auch diese waren auf weitem Landraum von den Inseln des Mittelmeeres bis zum Nordmeer zerstreut. Erst um das Jahr 1230 beginnt das starke Wachstum des Ordens, zuerst durch Verleihung der Güter, welche der Kaiser in Sizilien und Unteritalien den feindseligen Templern und Johannitern genommen hatte, dann durch den Landgewinn und Burgenbau in Preußen. Leider fehlen uns sichere Angaben über die Gesamtzahl der Ordensbrüder in jener Zeit; doch sind wir nicht ganz ohne Anhalt. In einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert, in welchem eine verlorene Aufzeichnung des Ordensmeisters Hartmann von Heldrungen (1274—1282) benutzt ist, wird zuletzt erzählt, wie Hermann von Salza sich — in seinen letzten Lebensjahren — über das unerhörte Gedeihen des Ordens freute, und der Berichterstatter fügt als

seine Überzeugung hinzu, daß es damals mehr als 2000 Brüder gab. Ferner gibt die ältere Chronik von Oliva, welche 1348 geschrieben ist, an, daß durch Hermann von Salza der Orden bis auf 600 Ritterbrüder angewachsen sei[71]. Beide Angaben haben nur den Wert sagenhafter Überlieferungen, aber sie mögen sehr wohl der Wahrheit entsprechen, und sie stehen auch miteinander nicht im Widerspruch; denn waren bei Hermanns Tode 2000 Brüder vorhanden, so konnten 600 davon sehr wohl den Rittermantel tragen. Nur muß man auch diese Anzahl in allen Besitzungen des Ordens verteilt denken, und dabei sind noch die Schwertbrüder von Livland eingerechnet, welche 1237 in den Orden aufgenommen wurden. Auch in den Jahrzehnten nach der ersten Unterwerfung Preußens darf man die Zahl der Brüder sich nicht zu groß vorstellen, im Jahre 1242 war nach Ordensnachrichten die härteste Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Notzeit von 1260 ein Verlust von 80 (oder 150) Brüdern. Die Zahl von 150 Ausziehenden ist die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird. Die Brüder sind in dieser ganzen Zeit nur ein Generalstab der Kreuzheere, die Führer kleinerer Kriegsfahrten von Kolonisten, die Wächter der Ordensburgen.

In diesem Sinne entspricht der klagende Ausruf, den Hermann von Salza in den ersten Jahren seines Amtes (nach 1210) getan haben soll: er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marschfertig im Stegreif erhalten könne, auch noch für das Jahr 1230 der wirklichen Sachlage, und die Ordenssage berichtet mit gutem Grund, daß für Preußen zunächst nur sieben Brüder zur Verfügung waren. Nicht sie hatten das Land zu erobern, sondern die Kreuzfahrer, deren Strom der Papst dahin zu richten suchte; Brüder des Ordens sollten zur Stelle sein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes übernehmen. Wuchs der Besitz, dann wuchs entsprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährter Brauch vom Orient her.

Aber trotz der geringen Zahl der verfügbaren Ordensbrüder war der Plan, das heidnische Preußen zu erobern, keineswegs ein tollkühnes Abenteuer, wie 300 Jahre später die Eroberung von Mexiko und Peru durch die Konquistadoren. Schon darum nicht, weil die heidnischen Preußen in ihrer Waffentüchtigkeit den Deutschen gar nicht weit nachstanden, sie hatten sich jedenfalls in der Verteidigung stärker erwiesen als die christlichen Polen im Angriff. Die Überlegenheit des Ordens beruhte darauf, daß er eine Genossenschaft war, deren Mitglieder, durch eine große Idee gehoben und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, einem einheitlichen beharrlichen Willen gehorchten. Das machte ihn in einer Zeit, in welcher die unvollständig gebändigte Selbstsucht jede große politische Kraftentwicklung höchlich erschwerte, immerhin zu einer ansehnlichen Macht. Der Orden hatte seine Mitbrüder, Gönner und Freunde überall, an Fürstenhöfen wie in den Städten. Er verstand, die junge und tatkräftige Brüderschaft der Franziskaner für seine

Zwecke zu benutzen, und war des guten Willens der Kreuzprediger im mittleren Deutschland versichert. Sein Meister Hermann von Salza endlich war um das Jahr 1230 der einflußreichste Mann in Italien und Frankreich, der größte Staatsmann seiner Zeit, dabei ein zuverlässiger Charakter, welcher Vertrauen nicht nur erweckte, sondern auch zu bewahren wußte. Und das preußische Unternehmen wurde zugleich durch den guten Willen des Kaisers und durch den größten Eifer des Papstes gefördert.

Die Brüderschaft hatte, wie die Ordenssage meldet, bereits im Jahre 1226 zwei Brüder zu Konrad von Masovien gesandt, diese nisteten sich auf der Westseite der Weichsel in einer kleinen Holzburg ein, die sie Vogelsang nannten, von dort blickten sie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes. Von da begannen zunächst Verhandlungen und der Erwerb von Urkunden. Denn wer in jener Zeit einen Landbesitz einnehmen und behaupten wollte, der hatte sich gegen die verschiedensten Ansprüche, die mit und ohne Berechtigung erhoben wurden, vorsorglich zu sichern. Konrad von Masovien und sein Geschlecht, ein Zisterzienser Christian, welcher früher mit Anrechten auf Preußen begabt worden war und dort als neuer Bischof eine schwache Besiedlung begonnen hatte, andere geistliche und weltliche Nachbarn mußten zu Abtretungen und Zugeständnissen bewogen werden, denen der Papst gern seine Bestätigung gab.

Im Jahre 1230 zog ein Bruder Hermann Balko mit vier Brüdern den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nessau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preußischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahre 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preußische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Rosse standen; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Überfall weichen könne[72].

Im Jahre 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und Auswanderer, er baute Burg und Stadt Kulm; ihm folgte eine Schar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Kolonisten besiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterstadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahre 1233 zogen mehrere polnische Fürsten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piastenherzog mit vielen Schlesiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den ersten Winterfeldzug über das Eis und schlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomesanien ward erobert und zwei Kriegsschiffe gezimmert — die ersten deutschen Kriegsschiffe, deren Namen wir

wissen, der „Pilgrim" und „Friedeland", mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein stattliches Kreuzheer, diesmal Sachsen unter einem Herzog Otto von Braunschweig, das gab kräftige Hilfe, seine lübischen Ansiedler erbauten die Stadt Elbing. Unterdes war im Jahre 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländischen Schwertorden durchgesetzt, der Landmeister von Preußen wurde auch Meister von Livland. Es waren großartige Ansprüche, die der Orden dadurch auf sich nahm, aber auch endlose neue Verwicklungen, und obgleich jetzt ein Orden über den deutschen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindschaft mehr als die Kraft gesteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidnische Landschaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küste hergestellt war, entwickelte sich das deutsche Leben in den hinteren Ostseeländern in anderer Weise. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meister unterstellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zusammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausströmen der deutschen Kreuzfahrer entstand eine sehr eigentümliche Kriegführung und Besiedlung. Waren keine großen Kreuzscharen im Lande, dann saßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnismäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verstärkt, über einer unsicheren Bevölkerung, der sie in dieser ersten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutschen Kolonisten, welche als ihre beste Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdes warben Papst und Orden Zuzug. Wer seine Sündenlast unleidlich fand, wer ein Gelübde getan oder etwas Besonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreise nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer sein Glück versuchen wollte, der heftete sich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein starker Schwarm von Christen in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft, sich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmste Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Wasser in das Heidenland. Es suchte die Feinde zu täuschen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Örtlichkeiten zu besetzen, an Vorsprüngen der Flußufer und auf Hügeln, welche Umschau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Befestigungen, welche vielleicht noch aus der Gotenzeit stammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geschlagen, Palisaden und Blockhäuser errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Kolonisten des Kreuzheers in einer Unterstadt angesiedelt, auch ihre Hütten mit Graben und Pfahlwerk umschlossen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerstandskraft erhalte, solange das fremde Heerlager sicherte. Unterdes wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geiseln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Häuptlinge ward durch Begünstigungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen Leben Frist gewährt, sich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte

die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann schlug die Menschenwelle wieder westwärts, die Brüder suchten aus der Rückflut soviel als möglich für sich zu sammeln, Ansiedler und Vorräte. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge; denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, sie umstellten die neu erbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Überfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Besatzung, verbrannten die Burg, raubten die Unterstadt aus, erschlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildnis. Unterdes überschwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder saßen eng umschlossen und spähten sorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden sollten.

Da dies Fluten und Ebben sich fast regelmäßig wiederholte, so richteten sich die Bewohner der Landschaft so gut sie mochten darauf ein. An geschützten Stellen, auf Höhen oder Inseln der Seen und Flüsse standen Fliehhäuser oder Umwallungen, wohin sich die Kolonisten bei einem feindlichen Einfall mit der besten Habe retten konnten. Auf den Bau dieser Blockhäuser wurde große Sorgfalt verwandt, noch sind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden, daran zu helfen. In der ersten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutschen mit gutem Grunde gesondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte ansah, kann man daraus schließen, daß Schenkwirte nicht nur für sich, auch für ihre Nachkommen das verbriefte Recht erwirkten, zur Zeit einer Flucht in diesen Häusern allein ausschenken zu dürfen.

Diese unsichere Lage bestimmte auch die Politik des Ordens und der Ansiedler gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutschen waren die kleine Minderzahl, und sie mußten die Herrscher bleiben. Sie waren deshalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, welche von der Taufe Verbesserung ihrer Lage hofften, zu Christen zu machen und von den Lasten der Leibeigenschaft zu befreien. Schon im Jahre 1237 mußte der Papst zugunsten dieser armen Preußen einschreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahre 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt, er unterwarf fast alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam der erste Rückschlag. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten sich im Aufstande, elf Jahre dauerte die erste Notzeit, aber die Deutschen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehrere Jahre siegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutschen Fürsten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen ist, der Angabe nach 60000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach seiner Abreise die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufstand der Preußen und Einbruch der Litauer, und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Rassenkrieges im Lande tobten, auch der schwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum

Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen oder nach Litauen geschleppt. Der Brüder wurden wenige, die Verluste waren nicht mehr zu ergänzen; ängstlich sahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, sie aßen in der Not ihre Rosse und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, sie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunst vom Orden gelernt und verstachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geisel in deutscher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wissen nicht, wie der Umschwung möglich wurde, wohl weniger durch deutsche Hilfe als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde; aber sie siegten vollständig, sie unterwarfen in den nächsten Jahren auch die hinteren Landschaften an der Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Christentum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Not und der folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemütlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte die Begeisterung des Christentums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluten auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlugen mit der Rute ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Kruzifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Hermann, der Sarazene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältnis zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes", er aber sagte, ausreitend, den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude." Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarazenen, den die Jungfrau trug."

Und als ein Kolonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den Wunden noch lebend, er aber weigerte sich, zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau sah ich auf der Walstatt gehn, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, sie umschritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und sprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegst du auf zu ewiger Freude." Und

eine Frau in Deutschland, deren Bruder im Orden stand, hörte in der Nacht das wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klause vorüberziehen und fragte hinaus: „Wohin?" Da riefen die Geister: „Nach Preußen, dort ist morgen große Schlacht." Sie sprach: „Kehrt ihr zurück, so kündet mir den Ausgang." Und als die Geister zurückfuhren, riefen sie: „Die Christen haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten sind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunst willen in die Schlacht geritten sind." Auch die Bürger von Elbing sahen von der Stadtmauer, als ihre Genossen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet, und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geschlecht, welches in diesen Fehden heraufwuchs: ein Bruder Engelko, ein Westfale, trug ein eisernes Panzerhemd statt seinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verrostet war, er verbrauchte vier solcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker eiserner Kette gegürtet. Der Komtur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beschuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, so daß der Papst zornig wurde, den Komtur absetzte und ihn mit dem Konvent, der beigestimmt, zur Jahrbuße verurteilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erschlagen sind, wird den Frauen gestattet, daß sie ohne Sünde sofort die Knechte und Buben der Stadt heiraten, damit die Ansiedlung nicht untergehe. Da sahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen schönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln spielen, beide wollten ihn haben; die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte sich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein so wackerer Mann, daß er seinesgleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da verteidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen sich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Litauer und erschlugen sie.

In dieser Periode des Blutes und der Zerstörung, heimlicher Überfälle und tückischer List wurde viel Unmenschliches begangen; Greueltaten auf beiden Seiten; aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegensatz zu den wilderen Litauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten, die uns überrascht. Neben einzelnen Fällen von roher Grausamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrscheinlich Ausbrüche persönlichen Hasses waren, melden die christlichen Berichterstatter auch andere Züge von freundschaftlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen wert, und sie ließen ihn dies in der Gefangenschaft wohl entgelten. Auch den Preußen waren diese Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den sie geleistet, zum Opfer. Zumal ein Teil der alten Häuptlingsfamilien stand auf seiten des Ordens, nach dem Siege wurden diese Treuen durch Lehnsbesitz mit besserem Rechte und durch Landschenkungen

belohnt. Und es wurde Grundsatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rücksicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Diese Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange in den Ordensburgen und den Trinkstuben der Kolonisten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Teile, welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf eigene Faust führten, von den Deutschen Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen" genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser, den Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden, und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Litauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Komtur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei welcher fast alle Häuptlinge der Litauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Litauen setzte Martin mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing die Bewohner. In ihrem Versteck wurde seine Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlingen so lange den Ruf, bis er sie zusammen hatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle, und gewann seinen ersten Raub und die neue Beute. Einst ritt er mit einem Ordensbruder spähend im Walde, da wurden sie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefesselten, drei folgten dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, riet ihnen aber, als ein in solchen Geschäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit diese nicht durch sein Blut unbrauchbar würden. Als sie ihm dazu die Arme losbanden, schlug er sie beide tot, löste die Bande des Bruders, und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genossen durch 20 Preußen auf der Rast überfallen, weil

A. Brand Lithogr *gez. v. Gersdorff in Marienburg 1829* *Steindr. v. Rud. Weber Leipzig.*

Der Hof in dem Ordenshaupthause Marienburg. (1829.)

Der Gang zum großen Remter im Ordenshaupthause Marienburg. (1829.)

Gez v. Gersdorff in Marienburg 1829

gest. v. I. G. Martini Rudolstadt 1830

seine beiden Wachen geschlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen stritten hart, dreimal schlossen die Überlebenden beider Teile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag, auszuruhen, bevor sie wieder zusammenschlügen. Zuletzt verstummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte seine Bande zu lösen, lief zur Kampfstatt und fand alles tot, nur Martin lag wund, aber lebend, über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußischen Urwaldes, Mucko aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem 14. Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeister nahm seinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürstlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderschaft mit seinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in gesicherter Herrschaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Hansa, zahlreiche deutsche Grundbesitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Fast ein Jahrhundert konnte Preußen für das bestregierte Land der Deutschen gelten. Während Fehden und Straßenraub fast überall die Entwicklung aufhielten, sicherte der Orden mit fester Hand die Ruhe im Lande. Noch war sein Vorteil eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußischen Hansen standen zu ihm mehr als Verbündete wie als Untertanen, auch der Orden rüstete Schiffe und trieb Kaufmannschaft wie sie, und beide hatten im ganzen dieselben Handelsinteressen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußischen Hansen, aber sie ließen die Warenballen des Ordens unbehelligt. Auch für den Landbau seiner abhängigen Leute sorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt, und die Preußen freuten sich ihres guten Obstes, die Komtureien wurden unseren Kreisämtern ähnlich, und die Arbeitsteilung in der Zentralstelle und den großen Ämtern, die sorgfältigen Rechnungen und geschriebenen Berichte erhielten eine Straffheit und Ordnung in den Geschäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unsühnbarer Gegensatz zwischen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er sich mit den Interessen desselben innig verband, und zwischen seiner mönchischen Verfassung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutsche Lehnsherren und Bürger gab, ja, der Orden hatte sich zu wahren, daß die Söhne preußischer Gutsherren und Städter in ihm selbst nicht zu einflußreich wurden und den Zusammenhang der preußischen Ordenskapitel mit den deutschen Häusern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußisch geworden und konnte es nicht werden, der Widerspruch seiner Balleien in Deutschland und Österreich konnte bei jeder Hochmeisterwahl die Bruderschaft in Zwist und Verfall bringen. Er war also auf ein dauerndes Zuströmen deutscher Brüder angewiesen, wenn er sich gegen die Slawen,

gegen die deutschen Städte und gegen die rittermäßigen Familien seiner Landschaften behaupten wollte. Aber die Beihilfe an Zuwandrern, welche die Deutschen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutsche, welcher jetzt noch die Ordensgelübde auf sich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche ein auf Vorrechten beruhender Wohlstand entwickelt, kamen in den Komtureien die Ausschweifungen der Ehelosigkeit. Auch der kriegerische Tatendrang der Schildträger hatte sehr abgenommen, aber ihre Ansprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit seiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schiffahrt, Verwaltung — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigste aller Hochmeister, sah sich genötigt, auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden, — und doch nahm in dem Orden die Ansicht überhand, daß seine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Rittertum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchstum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unausgesetzt durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzfahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterscharen dauerten bis an das 15. Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegerischen Spielerei, bei welcher der Ritterschlag, den der Orden erteilte, reiche Feste, Tjost und Turnier fast wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für solchen Zug nach Preußen suchte man allen Glanz des Rittertums, der in Deutschland geschwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Rosse, Rüstung und Gewand der Schar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet, um das Reisegeld zu schaffen, und doch hatte man wahrscheinlich während der Heimkehr mit Geldnot zu kämpfen. Auch eigentümlicher Ritterbrauch bildete sich dabei in Preußen aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die stolzen Normannen, welche noch lange die höfischen Spiele trieben, als sie den Deutschen entfremdet waren. Die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürsten und Edle Schätze sehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reisten. In der Tat wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen[73].

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch, die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben; Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm IV. von Holland, gab auf seinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dortrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte freilich über 25000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch welche der

Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schar mitbrachte, dem wurde leicht sein neuer Goldstoff und die Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Turm eines westfälischen oder märkischen Raubhauses. So wurde im Jahre 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein Junker, den er mit Bewaffneten vorausgesandt hatte, von böhmischen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgefangen, die Lösung aus dem Gefängnis von Werdenstein betrug 1500 Dukaten, und der entblößte Gesandte mußte neu ausgerüstet werden. Im Jahre 1353 wurde eine vorausgesandte Schar des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die westfälische Genossenschaft, welche sich später als „Benglerbund" eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Heide überfallen; es war ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein großer Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämtlich reiche Leute, einer derselben kaufte von dem Lösegeld die Burg Loen bei Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahre 1388 wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erste aus dem Jülichschen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geschleppt, nicht ohne Mitwissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte großen Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritterschaft und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche Steuer für das Lösegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde schwören, daß die Tat ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegslustige Schar in Preußen an, so fand sie vielleicht keine Heerfahrt vorbereitet und den Orden nicht in der Lage, seine Mannschaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterspiel und Tafelfreuden friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen Kreuzfahrten wohl lästig werden. In der Tat wurden sie ein Verhängnis für den Orden. Er konnte das Ansehen, das sie ihm gaben, nicht missen, er mußte unablässig als Vorkämpfer der Christen gegen die Heiden erscheinen und er mußte sich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille der Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Litauer war nicht mehr zu denken, seit die große Pest von 1350 den Überschuß an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt deutscher Bauerkolonien auf —, die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slawenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine genauen Landkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen", ausgewetterte Gesellen, welche in Urwald, Sumpf und Heide Bescheid wußten und Sprache und Brauch der Litauer kannten. Diese „Leitsleute" waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Litauer, häufig „Tolke", d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt, die Wege für den Zug auszu-

kundschaften. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie lang der Weg, wie breit der Fluß, der Morast, die Furt, der Wald sei, wo ein Pfad mit Äxten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet wurde an seiner Ostgrenze von Litauen durch eine Wildnis getrennt, welche mehrere Tagemärsche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Osten einer Linie, welche von Labiau und Wehlau nach Rastenburg reicht. Einen Tagemarsch davon lagen binnen der Grenze die starken Ordensburgen Ragnit, Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Lötzenburg, Eckersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene", Baumverschanzungen, geschützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Osten erstreckte sich von Norden nach Süden der verschanzte Grenzwald, der Baite, oder Baitin (von gotisch baidei, die Zwinge, Sperre), welcher nach der litauischen Seite durch Verhaue, große Schüttungen und Gräben geschlossen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäusern oder Warten da gedeckt, wo Waldwege den Aus- und Eingang gestatteten. Diese Straßensperren, welche im 14. Jahrhundert in Deutschland Schläge, in Preußen gewöhnlicher mit slawischer Aussprache jenes altgermanischen Wortes oder einer Ableitung desselben Baitschen oder Waitschen genannt wurden, waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden[74]; sie enthielten einige Mannschaft und wenige Standarmbrüste hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarschalk mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. In Waldeslichtung oder auf kahler Heide, in einer Einsamkeit und Stille, die monatelang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Litauer auf der Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Besatzung tat ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältigt, dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den die Christen in litauische Dörfer getragen, und die Stätte der zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wanderer.

Noch außerhalb dieser befestigten Grenzen versuchte der Orden, sich auf litauischem Grunde festzusetzen, er baute am Memelstrom mit Hilfe deutscher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber dieser äußere Landerwerb blieb sehr unsicher. Denn auch die kriegerischen Litauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der litauischen Seite standen feste Grenzburgen, die litauischen Grenzer hielten Wache an den Straßen und hinter ihren Hegenen, die litauischen Fürsten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu bestechen. Auch sie rüsteten ihre Überfälle mit größter Heimlichkeit; als der schlaue Kynstut einen Einbruch ins Ordensland bereitete, stellte

er sich vorher krank und ging auf Krücken, um die Ordensbrüder sicher zu machen. Und diese List gelang.

Da man bei den „Reisen" in Feindesland mehrere Tagemärsche durch eine Wildnis ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menschen, nur an einzelnen Stellen für die Tiere Nahrung bot, so waren besondere Maßregeln nötig. Bei einem Einbruch in das Auxtote, das litauische Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reisen gingen, mußten dem Heere Scharen von Landleuten mit Äxten vorausgehen, welche die Wälder und die Hegenen der Litauer „räumten". Futter und Kost wurde auf mehrere Tage mitgenommen, auch die Stellen bestimmt, wo der Vorrat für die Heimreise bewahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuser zusammengeschlagen oder sichere Verstecke gewählt, in denen die „Maja"[75] niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher sorglich erwogen sein bei einem Zug durch pfadlosen Wald, zwischen Seen, Moor und Sumpf und zwischen weiten Wasserlachen, die nach jeder Überschwemmung andere Ausdehnung hatten. Deshalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Überraschung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der ersten Begegnung, dann war ratsam, auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unsicher, die Rückkehr sehr gefährdet.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei starkem Frost möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit fester Eiskruste überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landschaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundlose Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine schwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch roten Nordschein schreckhaft.

Fiel Tauwetter ein, so kehrte man gewöhnlich ebenfalls schnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Überschreiten des Eises wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Last auf größeren Raum zu verteilen. In der Not geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Tal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Beratung mit der Mannschaft angestellt, ob es ratsam sei, die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewayte". Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem Heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer

im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingesteckt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priesterkapeller die Tageszeiten läuten ließ, der geweihte Raum mit der Kapellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufes gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marschalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aufsitzen, bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten, und jeder mußte seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubnis sein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte"; die Schar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschalk, die Schar der Sarjanten der Turkopolier oder der Untermarschalk. Der Marschalk durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Witunge. In der Hauptschar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Die Beförderung von Geschützen durch die Wildnis war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahre 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung, und keinen politischen Zweck, als die Wunden in Litauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verraten, so wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich sammelten. Kam man vor die erste Burg der Litauer, dann wurden die Banner des Ordens und der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie von Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten; dann erteilte der vornehmste Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so suchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahre 1304 begannen diese unrühmlichen „Reisen" für Kreuzgäste, und sie wurden leider wegen Zügellosigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer sich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen

der christlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 schließen. Dort plünderten sie auch christliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligtum, und sie taten, was in jener wilden Landschaft laute Klagen aufregte, sie entehrten Frauen und rissen ihnen die Kleider vom Leibe, so daß diese nach Aussage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche saßen, „entblößt wie der Finger an der Hand". Schon im Jahre 1343 erhob sich die Klage in der Christenheit, daß der Orden dem König von Litauen und seinem Volke die Taufe verweigert habe, und es sei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden sogar seine Leibeigenen verhindere, Christen zu werden, wie flehentlich diese darum bäten, weil er von ihnen eine Heidensteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

Der ehrliche Sinn der Deutschen aber war durch diese Zerrbilder der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuschen. „Selten freut sich ein kluger Mann", schrieb nach dem Jahre 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreisen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim seine Leute unter der Herrschaft Ruchloser; bessere Tat wäre, er nähme einen Strick, diese an eine Weide zu hängen, es gibt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber sie bringen nichts, nur das Geld tragen sie fort von uns in die Heidenschaft; hat einer sein Leben vergeudet, so will er zuletzt seine Sünden büßen durch solche Fahrt, die ihm keinen Segen schafft[76]."

Anders freilich sah die Kreuzfahrten an, wer selbst unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vorteil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänger. Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Peter mit dem Beinamen Suchdenwirt, der nach 1350 in nachlässigen Versen die Rittertaten solcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens anhing. Er ist ausgezeichnetes Beispiel einer besonderen Klasse von Leuten, welche bis zum Dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterspiele und Schützenfeste besingen. Wie elend ihre Reimereien zumeist sind, wir verdanken ihnen doch viele Einzelangaben über Sitte und Brauch des Kreises, in welchem sie als helfende Ordner und redefertige Diener tätig waren. Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, welche Peter in Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrechts von Österreich vom Jahre 1377 seinem Inhalt nach mitgeteilt, er ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt verherrlicht. Peter erzählt in seinem Gedicht von Herzog Albrechts Ritterschaft folgendermaßen.

„Im Jahre Christi 1377 hob sich der tugendliche Herzog Albrecht von Österreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter zu werden, denn ihm deuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In seinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja sammelte sich die Schar, nie sah man so vieles Volk so wohl

PLAN DES SCHLOSSES MARIENBURG

nebst seinen *WÄLLEN, MAUERN* und *THÜRMEN,* so wie selbige noch vorhanden oder auch aus ihren *Ruinen* kennbar sind.

Aufgenommen durch den Deich- und Wasserbau-Inspector A. Gersdorff.

(Aus: J. Freiherr von Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses der Deutschen Ordensritter zu Marienburg. Berlin, 1844.)

gewappnet und beritten, die Ritter hatten sich auf das herrlichste geschmückt mit Rossen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer, ohne Frevel zu üben, durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog schöne Frauen in das Schloß, sie kamen geschmückt wie Anger und Wald im Maien, man sah dort viel Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. Dort bat man dem edlen Fürsten wieder die Frauen zu Gaste. Man sah dort roten Mund und Wangen glänzen, schönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte sich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meister Winrich von Kniprode saß. Der edle Herr erwies dem Fürsten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Kost. Danach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette, die Gäste zu laden, es wurde in höfischer Weise wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schlosse. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen geblasen, es war Überfluß an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welscher und österreichischer Wein und klarer Reifal in goldenen und silbernen Gefäßen geschenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürst milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug silberne und goldene Becher als Ehrengeschenk auf; die goldenen erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappenrecht zu den Besten ihres Landes gehörten, ein Holsteiner, ein Hesse und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein; ‚leert sie', rief man ihnen zu. ‚Gott vergelt' es'; auch ich erhielt mein Teil. Darauf wurde zehn Tage lang gerastet und viel Hof gehalten. Auch der Meister gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentisch besetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des österreichischen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Rittertat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reise in die Litau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marschalk und die Führer verordneten, jeder mußte sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein mehr als not war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Österreicher und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig, an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tausend Mann, welche mit den Äxten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildnis, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Heide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid tat uns Moos (Sumpf) und Moor. Das Heer zog quer durch die Wüstung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Äste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedergerissen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl oder weh tat. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei: ‚Die Preußen überfallen uns!'; Pferde und Saumtiere, die mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein wurden verstaucht. Da hörte Spaß und Lachen auf, auch die Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu fressen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Rosse und rannte. Zuvorderst die Rennfahne Ragnit, nach Landessitte, darauf folgte St. Georgs Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meisters, dabei das Banner von Österreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die stolzen Helden führten Kränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau in Minnedienst gesellt war, dem hatte ihre Gunst Kleinode von Gold, Silber, Edelstein und Perlen geschenkt, die glänzten auf den Eisenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werten Gäste in das Land, welches Samaiten heißt: aber als ungebetene Gäste kamen sie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erste Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wohl sechzig tot, das Dorf wurde angesteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus seiner Scheide, schwenkte es in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht: ‚Besser Ritter denne Knecht', und schlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demselben Tage wurden 74 Ritter gemacht; der Fürst nahm jetzt sein Schwert und schlug Ritter, sooft man das von ihm begehrte, der edlen Christenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Christen gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man stach und schlug; was ihnen weh tat, das tat uns wohl. Das Land war voll von Menschen und Gut, wir hatten unsere Lust daran, es war den Christen Gewinn, den Heiden Verlust. Das war frohe Zeit.

Das Heer schlug sich auf ein Feld, schöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu gesteckt von der Herrschaft und den Ländern, daß sich alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen

gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdroß das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrien mit lauter Stimme, wilden Tieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschalk in Preußenland, Gottfried von Linden, stillehalten, bis jederman mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und teilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Scharen. Die Heiden aber schrien sehr in dem Busch, und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode; Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe, Kühe, Pferde, Hausrat und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschalk und der Meister mit dem Kriegsrat vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr besetze; seitdem konnten wir ohne Sorge schlafen, und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Rossienien. Dort wurde verwüstet, gebrannt und erschlagen in Heide und Busch, gerade wie man Füchse und Hasen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und stach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden suchten ihren Vorteil im Walde, im Gebüsch und auf dem Moos. Denn wer sich verrannte, dem fiel sein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. ‚Herab, herab', schrien dann die Unsern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß sich die Reiter in den Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte sogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürsten von Österreich und alle neuen Ritter zu einem Abendessen, 82 neue Ritter saßen am Tische, und man trug ihnen neun Herrenessen auf. Die Kost hatte der Wirt mit sich gebracht, und fern war der Markt, wo er sie gekauft hatte, denn es war ein Hirsch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterschaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unsern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen stieg in dem Lande so großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne sehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterschlag. Das Heer aber verwüstete drei ganze Länder.

Da brach schlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Frost, drei Tage und Nächte goß es in uns, die Kost verdarb,

der Harnisch rostete, so kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Wasser kamen, riefen wir: ‚Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück ans Land hinüber.' Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Morast; der eine schwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog bestieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Wasser, da schlug der Wind gewaltig um auf das Kurische Haff zu, daß mancher meinte, es würde sein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verschlagen, schwach, müde, drusig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildnis, sie heißt der Grauden, nie ritt ich so schlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor stand, dann lag vor ihm ein großer Bach, und der Reiter trieb mit Sporen und Geschrei, es mußte in der Not hinüber, und wenn es ihm das Leben kostete.

Es war uns eilig, nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog sandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und silberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten dem von Österreich, daß er mit solcher Zucht in ihrem Heere gereist war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbescheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas schuldig sei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Danach zog man heimwärts; zu Riesenburg kam dem Fürsten eine Botschaft, seine schöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war sein erstes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Österreich geboren war; die edle Fürstin hatte viele Mägde und Frauen von edler Geburt, diese erwiesen sich sehr freundlich, und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürstin aber gab jedem, was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Rosse schenkte die Herzogin und sechzehn Stücke Goldstoff, ihr Name Agnes steht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberschlesien) und Mähren nach Österreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rat, daß er sich St. Georg zum Gesellen nehme und an die Worte denke: ‚Besser Ritter denne Knecht.' Dann wird sein Name mit Lob geziert. Mit Treue rat' ich's, Suchenwirt."

Soweit der Spruchsprecher. — Aber diese getünchte Herrlichkeit des absterbenden Rittertums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längst war der Gehorsam verschwunden, vergebens bemühten sich strenge Gebietiger, die Regel einzuschärfen. In ihren Komtureien saßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutschen Grundbesitzer des Landes empfanden allmählich, daß der Orden sie niederhielt, um über sie zu herrschen. Solange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl,

trugen sie auch seine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Litauer Christen wurden. Seitdem war sein Untergang entschieden. Jetzt ging das Interesse der Kirche und der Christenheit nicht mehr gegen die slawischen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Litauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes suchten Hilfe gegen den Orden in einem großen Bunde, den sie miteinander schlossen, endlich sogar bei den polnischen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er siechte seitdem in Geldnot und Zuchtlosigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutschland, die deutsche Stadt Danzig und das Weichselgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polnische Herrschaft, die den Hansen und Ständen erträglicher deuchte als das kraftlose und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgestorben beseitigt.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Großen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hansestadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst im 19. Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erst in der neuesten Zeit mit Deutschland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt sich im Orden und bei den Hansen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zusammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewisses Hausrecht im Orden hätten. Im Jahre 1445 forderte der Bürgermeister Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geschlechtern — für seinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutsche Inschrift am Rathause von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanse damals den Orden ansah:

Viele Christen sind von großer Hitze krank geworden;
Das gab eine Ursache dem ritterlichen Deutschen Orden,
Der von den Bremern und Lübischen zuerst anfängt,
Danach hat sich der Adel auch mit angehängt. —

Und niemand soll gestattet werden in dem Orden,
Als der von Adel geboren, er sei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.

VII. Besiedlung des Ostens. (Vom Bord der Hansen.)

Wer mit seinen Warenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagnis solcher Reise auf sich zu nehmen. Und wer seinen Vorteil verfolgte unter räuberischen Landsleuten oder fremdländischen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denselben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rücksicht auf den Vorteil anderer und Geduld bei dem Wettbetrieb seiner Genossen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geschäft ein sehr eigensüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, sich allein die Früchte seiner Anstrengung zu sichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindschaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja, durch Bedrückung seiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waren der Fremden nur durch seine Hand gewähren wollte. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, band er sich mit Schwurgenossen, aber auch dieser Verband suchte zuerst Vorrecht und verbriefte Gunst und wußte seine Stadt oder einen Bund von Städten zu bestimmen, daß sie seine Handelsvorteile vertraten, Flotten rüsteten und Krieg führten, damit die Gesellschaft den besten Markt behielte. Und der Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgültig auf Gewalttat und vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat diese harte und abschließende Selbstsucht des Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zuerst aus Isolierung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Kultur verbreitet, er hat die Räuber der Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenlande und an den Küsten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strande und auf unwirtlicher Heide, hat das Christentum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerst die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der so gefügig gegen starke Übermacht und so unduldsam gegen seine deutschen Nebenbuhler war, hat die Ehre seiner

Nation, die Überlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und die Grenzen des Reichs bewacht und erweitert in einer Zeit, in welcher Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht imstande waren, nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Tätigkeit des Kaufmanns, welche so leicht selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere auf die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienste hat, auch den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Handel auf jeder Stufe seiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deshalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Verkehr zum besten Vorteil macht, schafft er gesunde und dauerhafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflichtgefühl so viel kleiner war als jetzt und die Begehrlichkeit so viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetische Sehnsucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagnis galt. Es ist wahr, der Kredit wurde nicht so leicht und sorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, so suchte er am liebsten Ware gegen Ware oder gegen bares Geld umzusetzen, und wenn er Kredit gab, forderte er eine Sicherheit in amtlich beglaubigter Urkunde, indem er das Geschäft in das Ratsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter diesen vorsichtigen Formen bestand, trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der andere das geschlossene Geschäft, Handschlag und gemeinsamen Trunk ehren werde. Jeder ansehnlichen Stadt war vorteilhaft, ihren Erzeugnissen dadurch guten Absatz zu verschaffen, daß sie dieselben von sicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flandrischen Webers galten auf allen Handelskontoren Europas als Gewähr für die Güte der Ware. Wenn das Schiff eines Hansen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauschhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen; wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig besprach für die nächste Schiffahrt, so mußten beide Teile ein ganzes Jahr lang die Zuversicht haben, daß der andere zur bestimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küste machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geschäftliche Zutrauen sehr früh bestimmte Formen gewonnen. Die Geldanweisungen auf befreundete Häuser waren nirgends zu entbehren, seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wird auch die Übertragung dieser Anweisungen auf Dritte und die Bürgschaft Dritter durch angehängte Siegel in Deutschland gebräuchlich.

i. deponderibz

Münz- und Eichwesen. 11. Jahrhundert.
(Miniatur aus der Enzyklopädie des Hrabanus Maurus.)

Kaufmann. 12. Jahrhundert. (Hortus deliciarum.)

Die Kreuzzüge hatten zahllose Erfindungen und Genüsse des Südens zu einem deutschen Bedürfnis gemacht, die Küsten des Mittelmeers, der große Markt Konstantinopel und die Handelsstädte der Italiener waren dem bewanderten Deutschen vertrauter als manche Landschaften des römischen Reiches, Wagelust und Unternehmungsgeist waren hoch gesteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufschwung des deutschen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutsche Handel — das Kulturverhältnis der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, fast der gesamte Landhandel nach der Welt des Ostens und beide Nordmeere bis über die holländische Küste standen damals unter Herrschaft des deutschen Kaufmanns, der in den großen Marktstädten Mitteldeutschlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waren des Nordens und Südens tauschte.

Aber auf keinem Gebiet irdischer Geschäfte wird der Unterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen so bemerkbar als in der Tätigkeit, welche Völkerschranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehen im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegeneinander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kauften zumeist von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Kultur älter ist, bei ihnen gewinnt der Handel zuerst fast moderne Formen in fester Verbindung mit großen fremdländischen Geschäften; dort zieht mit Waren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunstgeschmack, einige Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medizin studieren, und der gelehrte Jurist, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriziern der Stadt gerechnet; der Kaufmann ist oft selbst Weber, und auf die Herstellung der verschiedenen Stoffe, welche die Innungen seiner Stadt in besonderer Güte verfertigen, beruht die Größe seines Geschäfts. Ein Nürnberger Geschlechter richtet 1390 die erste Papierfabrik in Deutschland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahre später die Kunst, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geschäftliche Verbindungen sind die hochdeutschen Kaufleute mit großen Fürsten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein persönliches und Parteiinteresse bei den inneren Händeln des Reiches. Die französischen Moden, welche schon damals den feinen Mann beherrschen, werden zuerst von den Geschlechtern aufgenommen, und ebenso wie das Rittertum in Süddeutschland sich höfischer entwickelt hat, so zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modisches und zuweilen fremdländisches Wesen. Jede Stadt im Süden hat ferner so eigentümliche Handelsrichtungen, daß sie denen ihrer Nachbarn fast immer abgeneigt oder gefährlich sind; die Städte vereinigen sich einmal zu Bünden, weil die Unsicherheit der Landstraßen als gemeinsames Leiden gefühlt wird; aber es sind Verteidigungsbündnisse gegen Fürsten und

Hie seind ze mercken die zeichen der falschen guldin ym nyderland gemacht vñ seind Etliche minczer zu Göttingen yn sachssen/vnd yn andern stetten verbrant vnd auf vier thunnen von yn geminczet·

Item die guldin auff der vier herren schleg mit einem zwifaltigen·w·Das stat oben an dem menczer rad·Ist falsch·

Item die guldin mit einē apfel vnd sant Johanns auff der andern seiten Ein schilt mit einem leo·Ettlich seind falsch·

Item die guldin mit einē apfel vnd die ander seiten sant Peter mit einē steren an der brust·solt stan sant Johañs auf den heimburger schlag·seind falsch·

Item die guldin mit dē bischoff mit einē grossen schilt auff den kölnischen schlag/vñ die ander seitten bey dem haubt ein b·mit einem tittel·Ettlich wöllent es sey ein v·mit einem tittel seind falsch·

Item die guldin mit einē apfel vnd die ander seitten zwischent den füssen ein kreucz mit einē stern auff den franckfurter schlag·Ettlich wöllendt es sey ein kron mit einē stern·oder ein gekrönter künig·sein falsch·

Item der vorgenanten guldin ·Ist einer nitt besser / dann fünff weißpfenning·vnd ist der raiff vmher guldin eins halben halms dick Vnd das corpus ist gantz kupfferin/ vnd über gült·Vñ das kupffer ist so hart geminczet vñ gesotten dz es wol klingt·Hierumb mag sy nyemant erkennen an dem klang·noch an dem striche· Vlm

Zeichen der falschen Gulden.
(Einblattdruck ohne Druckort und -jahr von Johann Zainer, der 1473—1515 in Ulm druckte.)

Vasallen, nicht Verträge zu gemeinsamem Handel, und sie haben geringe Dauer, jede Stadt erstarkt für sich allein, in bewußtem Gegensatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Kolonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westfalen, in dem großen Köln das Augenmerk vorzugsweise nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte beteiligen sich als Reeder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wagelustige Abenteurer, welche Haus und Heimat leicht mit der Fremde vertauschen. Viel altertümliche und rauhe Sitte erhält sich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutsche Kaufmann ist Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheste Gedeihen des Seehandels auf der Ausfuhr heimischer Arbeiten; aber in den größten Städten der Sachsen ist die eigene Gewerbetätigkeit für den Großhandel weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohstoffe und Waren der Fremde. Und der Gewinn dieser Waren ist mit Wagnis und Gefahr verbunden, welche die stärkste Manneskraft in Anspruch nehmen und einen trotzigen, herrischen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hansa reicht fast genau so weit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Verteidigung, sondern zur Eroberung.

Ein Unterschied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannschaft trieb, mußte geübt sein, den Wert des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reise das Silbergeld der verschiedenen Landschaften und Städte betrachtete. Die Kaiser hatten ihr altes Münzrecht den Reichsstädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landstädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Besitz reicher Familien gekommen, die zahllosen Münzstätten, die Verschiedenheiten der Metallgewichte, welche zugrunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werte an stadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht, die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz tat das übrige. Da schlechter ausgebrachte Münze immer die bessere einer Landschaft verdrängte, so wurden auch gewissenhafte Stadtgemeinden gezwungen, allmählich schlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeister beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann verstand, die Schande auf einen seiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich ebensowenig behauptete. Es war der beste Vorteil des Großhandels, daß er nach verhältnismäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die kölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihr Guldein ge-

schlagen, darauf die Venetianer ihren Dukaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch bei diesen Goldstücken stand Schrot und Korn nicht ganz fest, doch waren sie im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwert unseres Dukaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältnis zum Golde etwa ein Dritteil höheren Wert als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich ungefähr 11 Pfund Silber).

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde: die Fische des Asowschen Meeres bezog er über Lemberg, feine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Konstantinopel, Perlen, zyprische Weine, Gold- und Silberwaren über Venedig und Genua, die zahllosen Erzeugnisse der Mittelmeerländer, Öl, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen, nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Mastricht mit feinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Teil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht, das Pfund und die Mark, ursprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Wert fast in jeder Stadt und jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unablässige Verschlechterung des Geldes viel zu schaffen, sie brachte in seinen Handel den größten, fast unberechenbaren Gewinn und Verlust, denn in jeder Stadt war der laufende Wert fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechselnder; aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in seinem Kontor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Ostens, in Gotland die Fische und Felle des Nordens und verkaufte in seinem Stahlhofe in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundspeck aus der Ostsee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmählich entstand der Bund der Hansastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung, die Steuer, welche sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vorteils in England, auf Gotland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmählich an, lange einten sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenflossen. Doch nicht jede größere Stadt schloß jeden wichtigen Vertrag; in den ältesten Freibriefen, welche fremde Könige den Hansen zuteilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hansabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweise auf den gewerblichen Erzeugnissen der Landschaft beruhte, und zwischen den Anforderungen der wendischen und preußischen Städte, welche vorzugsweise

COLONIA

O FELIX AGRIPPINA NOBILIS ROMANORVM COLONIA

Ansicht von Köln 1531. (Verkleinerung eines großen Holzschnittes von Anton von Worms.)

II S. 252

Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waren trieben. Von Köln und seinen Nachbarn begann die Hansa, aber die wendischen Seeplätze erhielten das Übergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen Abschluß von Verträgen, in denen sie Begünstigung vor den Bundesgenossen suchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hansen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen König Waldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichsten Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und teilten den Bund in Quartiere[77]. Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen geriet eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unfügsamkeit und weil sie in eigenem Nutzen gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwist, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeschlossen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Teilnahme an den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die Eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Vorrechte ausschließlich für sich. Daß der Bund nicht festeren Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Landraum zerstreut, welcher von Reval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensbedingungen waren in der Tat oft in unsühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohltat, das war für Köln oder das deutsche Kontor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Kontore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vorteil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm daran, denn die Gegner betrachteten sie als einigen Bund und suchten Rache für den Nachteil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar französische Waren verkauft hatte, wurden von den Franzosen zur Vergeltung Bremer oder Kölner Warenballen mit Beschlag belegt. Jeder Hanse wurde gefährdet durch jede Ungebühr, welche einer beging, und doch war es schwer, von den Bundesstädten Hilfe und Genugtuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf solche Inkonsequenzen in einer alten Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, welche gegen ihren Landesherren vorsichtig die Tore schließen, Landesherren, welche sich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vasallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein deutsches Kaisertum, welches nie die Hansa anerkannt, noch weniger das Verhältnis derselben zu andern Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlstand und Kultur Deutschlands durch zwei Jahrhunderte mehr

Ehemaliges Kaufhaus zu Mainz. (Außen- und Innenansicht. Nach Moller.)

Wollenweber mit Schiff, Schere und Messer. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Stephanus, Boek van dem Schakspele. Lübeck.)

Zweirädriger Handelskarren.
(Holzschnitt aus Äsop, deutsch von Steinhövel. Ulm, u. 1475.)

Normannenschiff. 12.—13. Jahrhundert. Segelriß. (Nach C. Busley.)

Hansakogge. 14.—16. Jahrhundert. Segelriß. (Nach C. Busley.)

1
Wechsler.
15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Stephanus, Boek van dem Schakspele. Lübeck.)

2
Jüdischer Wechsler.
(Holzschnitt aus B. von Breydenbach, Peregrinationes in Montem Syon. Mainz, 1486.)

1
Kaufmann im Reiseanzug.
15. Jahrhundert.
(Nach dem Lübecker Totentanz 1463, in „Kunst und Leben der Vorzeit".)

2
Kleinhändler.
(Holzschnitt aus Äsop, deutsch von Steinhövel. Ulm, u. 1475.)

1

2

gefördert hat als irgendeine andere Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben Reiches gar kein Verhältnis, ja ihre Politik war in der Regel den Hansen feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündnis mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch seine Verordnungen eifrig den Handel seiner burgundischen und niederländischen Städte gegen die Städte seines deutschen Reiches vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Ergebnis dieser Zeit ist das allmähliche Heraufkommen des fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand seinem Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eigenen Vorteil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechtum und Schwächen der gemeinsame Vorteil des gesamten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hansa ruhte meist auf dem Handel ihrer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europas; der Dorsch und seine Verwandten wälzten sich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordsund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slawendörfer. Auch der Wal, der Schrecken der Schiffer, warf häufig seine Wasserstrahlen, und reihenweise lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des stummen Seevolks gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen nahm man an, daß sie Gebieterin dieser Strandlandschaften sei, wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes; Papst Innozenz III. versprach 1213 dem Bischof von Riga, für das Land der Mutter nicht weniger zu sorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germanisierung der Ostseeküsten vollendet habe als Schutzherrin der wilden Kreuzheere und der reisigen Ordensbrüder oder in friedlicherer Tätigkeit als Regentin der deutschen Fischerei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Teil durch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fisch längs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen[77a]. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand auf. Im 13. Jahrhundert verlegte der Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser, und die deutschen Hansen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gotland, Schonen

Der älteste bekannte deutsche geschriebene Zolltarif vom 22. Mai 1394.

(Größe der Urkunde 15,5 : 40 cm.
Germanisches National-Museum, Nürnberg.)

Anno domini millesimo trecentesimo Nonagesimo quarto.
(Im Jahre des Herrn 1394.)

Es sol allermeniclichen [jedermann] wissen daz dye [die] fürsten herren vnd Stette [Städte] die in den lantfride [Landfrieden] zu franken [Franken] vnd zu beyren [Bayern] gehören an sand marks tag [am St. Markustag, 25. April] zu Mergentheim den lantfride erlengert [verlängert] haben von sand walpurgen tag dor nach [von St. Walpurgistag, 1. Mai, ab] über drewe [3] Jare vnd wurden [kamen] auch vberein daz man des lantfrids zol [Zoll] vorderlichen [fürderhin] nemen vnd des nyemant [niemand] lassen [erlassen] sol als hernachgeschriben stet [so wie im folgenden geschrieben steht].

Item [Desgleichen] es sol ein yeglich zollner nemen von einer yeglichen Kauffmansschafft [Kaufmannsware] die da nicht geschriben ist nach dem als sy vert ist vnd gelten mage [die nach dem, was sie wert ist und gelten mag, nicht verzeichnet ist].

Item zum ersten von einem yeglichen pferde daz gewant [Kleiderstoff] zewht [zieht] zwelf Regenspurger.

Item von yeglichen gantzen loden [Lodenstoffballen] einen Regenspurger.

Item von einem pferde das pachen smer [Speckseiten] vnslit [Unschlitt, Talg] vnd flachs zewht vier Regenspurger.

Item von einem yeglichen pferde daz schin eysens [Eisenschienen] zewht zwen Regenspurger.

Item von einem yeglichen pferde daz gewohrt eysenwerk [verarbeitetes Eisen] zewht sehs [6] Regenspurger.

Item von einem yeglichen pferd daz wollen [Wolle] zewht sehs Regenspurger.

Item von einem yeglichen pferde daz rauch leder [Rauchwerk] zewht sehs Regenspurger.

Item von gewohrtem [zugerichteten] leder von einer hewt [für jede Haut] einen Regenspurger.
Item von einen grossen pferde daz man durch den lantfride zewht [durch das Landfriedensgebiet führt] vnd verkauffen vil zwelf Regenspurger.
Item von einem ziligen [kleinen] pferde sehs Regenspurger.
Item von einem ohssen [Ochsen] zwen Regenspurger.
Item von einer kwe [Kuh] einen Regenspurger.
Item von einem sweyn [Schwein] zwen newe Nurenberger haller [2 neue Nürnberger Heller] der [von denen] drey einen Regenspurger gelten.
Item von einer scheyben saltzs [Scheibe Salz] der selben haller zwen.
Item von einem fuder weins zwelf Regenspurger.
Item von einem pferde daz wahs [Wachs] zewht kuderwan [Korduanleder] kremerey [Krämerwaren] oder vedern [Federn] sehs Regenspurger.
Es ist zewissen [zu wissen, wird bekanntgemacht] daz man von einem fuder weins daz man auff dem wasser fürt [fährt] nemen sol zwelf Regenspurger.
Item von eysen daz man auff dem wasser fürt von eynem pfunt eysens aht [acht] Regenspurger.
Item von eynem yeglichen pferde daz zyne [Zinn] zewht sehs Regenspurger.
Item von eynem yeglichen pferde daz pley [Blei] zewht vier Regenspurger.
Item von dreyen schaffen [Schafen] einen Regenspurger.
Item von einem yeglichen pferd daz weyt [Waid] zewht sehs Regenspurger.
Item von einem yeglichen pferde daz weytaschen [Pottasche] zewht drey Regenspurger.
Vnd des zu vrkunde hat man des lantfrids Insigel aussen gedrukt auff disen brieff am freitag vor vnsers herren auffertag [Auffahrttag, Himmelfahrt, 22. Mai] anno predicto [im vorgenannten Jahre].

Anno domini millesimo [illegible] [illegible]

Es sol allermeniclichen wissen daz die fürsten herren vnd Stete die in dem lantfride zu Franken vnd zu Beyern gewesen [illegible] an sand marcks tag zu Mergentheim den lantfride erlengert haben von sand walpurgen tag [illegible] vber dreu Jare vnd [illegible] auch vberein daz man des lantfrids zol [illegible] nemen vnd des [illegible] lassen sol als hernach geschriben stet

Item er sol ein [illegible] zolner nemen von einer [illegible] kauffmanschafft die da nicht geschriben ist nach dem als sie wert ist vnd [illegible] mage

Item zum ersten von einem [illegible] pferde daz gewant treibt zwelf Regenspurger

Item von einem [illegible] [illegible] lader einen Regenspurger

Item von einem pferde daz [illegible] [illegible] vnd [illegible] treibt drei Regenspurger

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] eysens treibt zwen Regenspurger

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] eysenwerck treibt sehs Regenspurger

Item von einem [illegible] pfert das wollen treibt sehs Regensp

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] lader treibt sehs Regenspurger

Item von [illegible] lader von einer hewt ein Regenspurger

Item von einem [illegible] pferde daz man durch den lantfride treibt vnd verkauffen wil zwelf Regenspurger

Item von einem [illegible] pferde sehs Regensp

Item von einem ochsen zwen Regenspurger

Item von einer kue einen Regenspurger

Item von einem [illegible] [illegible] newe Nürenberger haller [illegible] drey einen Regenspurger [illegible]

Item von einer [illegible] [illegible] [illegible] haller [illegible]

Item von einem [illegible] [illegible] zwelf Regenspurger

Item von einem pferde daz [illegible] treibt [illegible] [illegible] oder [illegible] sehs Regenspurger

Es ist ze wissen daz man von einem [illegible] [illegible] daz man auff dem wasser furt nemen sol zwelf Regenspurger

Item von eysen daz man auff dem wasser furt von einem pfunt eysens [illegible] Regenspurger

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] treibt [illegible] Regensp

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] treibt vier [illegible]

Item von [illegible] [illegible] einen Regenspurger

Item von einem [illegible] pferd daz [illegible] treibt sehs [illegible]

Item von einem [illegible] pferde daz [illegible] treibt drei Regenspurger

Vnd des zu vrkunde hat man des lantfrides Insigel [illegible] gedrückt auff disen brieff am freitag vor vnsers herren [illegible] anno predicto

und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber, in derselben Zeit, wo die Gnade der himmlischen Helferin sich von dem deutschen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden auch die Familiengefühle des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hansen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hansa sich seit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgurt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestätigte durch dieselbe Marke, die von seinen Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London und Nowgorod wohlbekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber ausstellen ließ, seine Geldanweisungen und die Bürgschaft, welche er bei den Anweisungen anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Reeder seines guten Schiffes oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeeres, auch um Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sizilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostella.

Die Kogge[77b], in welcher er fuhr, war nach andern Grundsätzen gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeeres; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüstet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, welches im Jahre 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Türme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden

der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form desselben war das „Kravel" (Karavelle); es scheint Briggtakelwerk gehabt zu haben und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältnis zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentliche Teil der Takelage. Der Facke, Fockmast, und der — spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm abgeneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Konvoischiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Standschleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebzig Mann[78].

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer", angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter", geworben, diese gern auf einen Beuteanteil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber auffätzige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher gerade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger", Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See zu übertragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirtschafteten finnische und slawische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst der Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen großgezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Teilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gotland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschlupf bei Landesherren, ja sie wagten ihre geraubten Waren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Taten erhielten durch fünfzig Jahre

Das Lied von Störtebecker und Jödge Michael.

1.

Störtzebecker und Gödche Michael/ die raubten beyd auf gleicher Theil/ zu Wasser und nicht zu Lande/biß daß es GOtt im Himml verdroß/des mustn sie leiden groß Schande.

2. Sie zogen für dem Heydnischn Soldán/die Heyden wolten ein Wirtschafft han/ sein Tochtr wolt er berathen/ sie rissn und splissn wie wilde Thier/ Hamburgr Bier trunckten sie gerne.

3. Störtzbecker der sprach allzuhand / die West-See ist uns wol bekant/darauf wolln wir uns wagen/ die reichen Kauffleut von Hamburg / die sollen das Glach bezahlen.

4. Sie lieffen Ostwerts langest weg/ Hamburg/ Hamburg thu nun deinn Fleiß an uns kanstu nichts gewinnen / was wir auch werden bey dir thun / das wolln wir bald beginnen.

5. Das hörte da ein schneller Bot/ der war von so gar klugem Raht/ er kam gen Hamburg glauffen/ er fragt nach des Bürgermeisters Hauß/ den Rath fand er zu hauffen.

6. Mein lieben Herren all durch GOtt/nehmt diese Red nicht für ein Spott die ich euch jetzt wil sagen/ die Feinde liegn euch nah hierbey/ sie liegn an wilder Aue.

7. Die Feinde liegn euch für der Thür/ des habt ihr Herren zweyer kühr/ sie liegn dar an dem Sande/ lasst ihr sie wiedr von hinnen ziehn / des habt ihr grosse Schande.

8. Der ältst Bürgrmeister sprach allzuhand / gutr Gsell du bist uns unbekant/ wobey solln wir dir gläuben/ das solt ihr edlen Herren thun/ bey meinem theuren Eyde.

9. Ihr solt mich setzn auffs Vorkasteel/ so lang ihr euer Feinde seht / allzu derselben Stunde / spührt ihr denn einen Wanckl an mich/ so senckt mich gar zu Grunde.

10. Die Herrn von Hamburg zogen aus/ sie gingn zu Segel mit der Fluht / all nach dem neuen Wercke/vor Nebel kontn sie sehen nicht/so finster warn die Schwercke.

11. Die Schwerck brachn auff die Wolckn wurdn klar/ die Hamburger zogn gantz offenbahr/grossn Preiß wolln sie erwerben / Störtzbecher und Gödche Michael/ die mustn beyd darum sterben.

12. Sie hattn ein Holch mit Wein gnommen/ damit warn sie über die Wäsr kommen/ dem Kauffmann da zu leide / sie woltn damit in Flandern seyn/ musten abr noch davon scheiden.

13. Hört auf ihr Gselln und trinckt nicht mehr/ dort lauffn drey Schiff in jener See / uns graut vor Hamburgr Knechten/ kommn uns die Hamburgr an die Bort/ mit ihnen müssn wir fechten.

14 Sie brachtn die Büchsen an die Bort / zu allen Schüssen giengn sie fort/ da hört man die Büchsn klingen / und sah auch so manchen jungen Held sein Leben zum Ende bringen

15. Sie schlugn sich drey Tag und drey Nacht/ Hamburg dir war ein böss bedacht/ all zu denselben Stunden/ was lange zu vor ist gesagt/das kömmt uns nun zu funden.

16. Die bunte Kuh aus Flandern kam/ so bald sie das Gerücht vernahm / mit ihren stählern Hörnern/ sie ging brausnd durch die wilde See/den Holch wolt sie verstören.

17. Der Schiffr wol zu dem Steurmann sprach: treib uns das Rudr zum Steurbort an/ so bleibt der Holch beym Winde / wir lauffn sein Vorkasteel entzwey/das soll er bald befinden.

18. Sie liessn sein Vorkasteel entzwey/traun sprach der Gödiche Michael/die Zeit ist nun gekommen/daß wir müssn fechtn für unsern Leib / es mag uns schadn odr frommen.

19. Störtzbecher sprach sich alsobald/ihr Hamburge thut uns kein Gewalt / wir wolln das Gut auffgeben/wolt ihr nur schonen unsern Leib. und fristn unser junges Leben.

20. Traun sprach Herr Simon von Utrecht / gebt euch gefangn all auff ein Recht / und laßts euch nicht verdriessen/ habt ihrm Kauffmann kein Leid gethan/ das mögt ihr nun geniessen.

21. So bald sie auff die Elbe kamn/nicht viel gutes sie da vernahmn/sie sahn die Kopffe stecken/ ihr Herrn das sind unsr Mittgeselln/so sprach der Störtzebecher.

22. Sie wurdn zu Hamburg in Hafft bracht / sie sassn nicht längr denn eine Nacht / all zu derselben Stunde/ihr Tod ward allso sehr beklagt/ von Frauen und Jungfrauen.

23. Ihr Hambürgr wir bittn eine Bitt/ die wolt ihr uns abschlagen nicht/und kan euch nicht groß schaden/ daß wir den Trauerberg auffgahn / in unserm besten Gewade.

24. Die Hamburger thaten ihnn die Ehr/liessn gehen Trommln und Pfeiffn vorher / sie hättn das liebr entporen/ wärn sie wiedr in die Heydnschafft gwest/sie hättns wol andrs erkohren.

25. Der Hencker hieß sich Rosenfeld / er hieb so manchen stoltzen Held/so gar aus frischem Muthe/ er stund in seinn geschnürten Schuen / biß an die Enckl im Blute.

26. Hamburg/des geb ich dir den Preiß / die Seeräubr war dir nicht zu weiß/ um deinnt willn mustn sie sterben/des magst von Gold ein Kron tragn/den Preiß hastu erworben.

Das Lied von Störtebecker und Jödge Michael.

(Einblattdruck. Ende des 18. Jahrhunderts.)

die ganze Seeküste von Reval bis zur Biskayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe, diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Stortebeker und Godeke Michael, wie sie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger, den Räubern das Vorkastell entzweilief, wie die gefangenen Räuber sich beim Rat ausbaten, in ihrem besten Gewande den Trauerberg hinaufzugehen und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute stand.

Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung taten, banden sich auch die Seefahrer mit Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Anteil am Gewinn. Durch solchen Eid verpflichtete sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, welche waglustig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach demselben Brauch versammelte noch 500 Jahre später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und besetzen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei." Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurteile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehen, nicht die Lebensmittel verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Koch zum Narren haben und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Lärm und Streit anrichtet, der soll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, danach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt

dankte ab und sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurteilt, das ist geschehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den andern geschöpft, und bei Salz und Brot einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urteil begehren." Darauf aß jeder Brot und Salz, einer verzieh dem andern, was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche[79].

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Gesetz einer befreundeten Macht Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden. Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewalttat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hansen wiedererkannt wurde, an gekaperte Warenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Recht des Strandes erwies sich nach verübter Gewalttätigkeit wahrscheinlich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hansen hatten alljährlich Veranlassung, an den Küsten westwärts diese Vorsicht zu üben. Am häufigsten in der Baye, einem Hafen der südlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einem berühmten Sammelplatz für die Flotten aller Nordseevölker, welche dort ihre Faktoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die beste Würze der Fische galt, gegen die Waren ihrer Stadt eintauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hielt jede Nation ihren Teil des Strandes fest; entstand ein Zwist, dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu machen, indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Streitenden sich vergleichen, so trafen sie, wie überall Brauch war, im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hansen der Ostsee war ein freudiges Ereignis, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund passiert hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremdem Gesetz fand, so war sein erstes Bestreben, sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel Schonen, den er durch Blut und schwere Gewalttat

erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruten gemessene Stelle, „die Vitte", jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Schenken und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Ware beaufsichtigt. Zwischen den Vitten lag eine deutsche Kirche, ein Franziskanerkloster, in welchem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Teil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jakobi und Martini kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber arbeiteten der Reepschläger (Seiler) und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüsse stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschanzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Tor und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstattete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutschen Herrenhof hatten die Wohnhäuser und die Versammlungsräume: der Saal und Palast mit Scheunen und Stuben, einen freien Raum umschlossen für die Ge-

schäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren solche Höfe erbaut, zuerst vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren diese Höfe Sammelorte für die Bürger derselben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hausen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Warenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geselligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Tor abgesperrt.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Schutzorte seiner Waren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themse (vor 1157), von den Kölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbesitz eingeräumt. Wenig jünger war das Kontor des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Sammelpunkt des festländischen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gotland, wo sich schwedische Goten und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel teilten. „Der deutsche Kaufmann von Gotland" rüstete Flotten, führte Krieg, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch den Vorteil seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. Gotländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Warägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olafs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Teilhabern dieser entfernten Handelsniederlassung; die Deutschen verdrängten dort, wie in Gotland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Überall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Kolonien, die Kontore, einrichtete, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäfte beteiligt waren. In diesen Höfen und Kontoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum verteilt. In Nowgorod lagen die Warenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr

zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, geteilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehen und die Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daranliegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harten Zwang gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an, und büßten die Untat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Kontor trat, zehn Jahre Aufenthalt geloben; er durfte während dieser Zeit nicht heiraten und kein Weib in den Hof führen[80].

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimatstadt zu neuer Ansiedlung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniziens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Üxküll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Propst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahre 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Festen. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Teil von Kurland belehnt.

Und als im Jahre 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esten, Reval genannt, ein Dänenschloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute und Innungsgenossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Kolonien in Livland froh waren. Und wieder hansische Händler besetzten im Jahre 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zusammengelaufenem Volk, Russen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Weinmarkt. Um 1500.
(Miniatur aus einer flämischen Kalenderhandschrift. Staatsbibliothek, München.)

Das Rathaus und der Artushof in Danzig. (1830.)

J. B. Breyſig del: *C. Ermer ſculp:*

Während am livischen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slawischen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fischer, welche Bernstein sammelten und Heringe räucherten, bauten sie einen Hof um ihr Gesellschaftshaus und ihre Niederlagen und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtstadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrschaft lag sie neben einem slawischen Fischerdorf, dem Flecken Altstadt und der Neustadt des Ordens, bis sie im 15. Jahrhundert die Nachbarorte mit sich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Kontor unseres Volkstums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Kultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Teil völlig deutsches Land geworden. Alle Städte der Hansa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber soll in kurzen Berichten der Zeitgenossen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hansen erzählt werden. Selten ist der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chronisten wird erst am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen Bilder spärliches Einzelwerk bieten, ein wenig fördern sie doch das Urteil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde[81]. — Zur Zeit, da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen, die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische aus gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahinfuhren ohne Hindernis.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde sein Mut bitter. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer, als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Fehmarn, darunter waren acht Schiffe, größer als je

auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen abermals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Teil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe, mit gutem Zeuge wohlbemannt, vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht, um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilf den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Mute nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den andern Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König entfloh mit Not, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise[82]. — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Not die Stadt übergeben. Dem zuvorzukommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen; sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und anderer, die dem Dänenreiche Schaden tun wollten.

Da begab es sich, daß hastig ein starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und andern Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuten, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vorteil, daß sie aus ihrem Lande sich soviel verstärken

können als sie wollen; deshalb ist besser, wir sehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rat hören, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß wir sie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit kosten will; dennoch, dieweil es so kalt ist, so ist es besser, daß wir was zu tun haben, als daß wir sonst zu Tod frieren. Sehet da," sprach er, „an dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eise mit geringer Arbeit an die Schiffe schaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, welches bald zufrieren wird, und unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, so wollen wir sie erwarten."

Dieser Rat gefiel den andern allen wohl, sie holten die Bäume und zogen sie zu den Schiffen und begossen sie mit Wasser, und es ward so ein gläserner Wall. Diese Arbeit war kaum vollbracht, so kamen die Dänen mit Haufen übers Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Dänen wohl vier waren auf einen Wismarschen, so mußten sie doch mit großem Schaden davonziehen und die Schiffe bleiben lassen. Das verdroß die Dänen über die Maßen sehr, und dieweil sie gesehen hatten, daß sie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht schießen konnten, wollten sie eine Kriegsmaschine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismarschen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meister Hugo, erkannte bald ihre Anschläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und die Eisschollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wismarschen geeist hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungestüm und Hast und meinten jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß sie, daß sie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es ist ein altes Sprichwort: Große Eile gibt selten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn sie fielen zu Haufen in das Wasser und der eine drängte dem andern nach, so daß mehrere den Tag ertranken. Zu diesem Schaden mußten sie noch Spott dazu haben, denn die auf den Wismarschen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismarschen ihre acht Schiffe durch List und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen sie nach dem Holm und entsetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norsund[83]. Die sechs Seestädte Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg wollten sich versuchen gegen den König von Dänemark und sammelten in großen Hauptschiffen und andern kleinen Schiffen, Snikken und Barsen über 8000 Mann, wohlversehen mit Waffen, Geschoß und allem Rüstzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl mit Lebensmitteln versorgt waren, da schickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk befehligen sollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte gesetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann

Steen, Ratmann zu Lübeck, und damit er desto treulicher der Flotte vorstände, machte der Rat von Lübeck denselben zu einem Bürgermeister. Und befahl ihm ernstlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund segelte und aus keiner Ursache eher daraus schiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl bestellt war, segelten die Schiffe alle in den Norsund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und stillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, so daß nicht einer davongekommen wäre, wenn sie gewollt hätte.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was ratet ihr, das wir beginnen?" Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen." Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr und jeder sprach den Seinen zu in seinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hilfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an, darin waren Fürsten, Ritter und viele gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchtete sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur tun sollten, was sie den lübischen Hauptmann tun sahen, so wichen sie auch aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all solche Zucht und Schonung deuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübischen Schiffes, welcher Goswin Grul hieß, darin war der Ratmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren, wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desgleichen tat ein anderer Schiffer, Walter Bischop genannt, mit den Seinen, und

legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder sich selbst ertränkten. Von den andern Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumnis geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Not oder Gefahr, gegen das Gebot seines Rats und der andern Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie womöglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Teil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden sie sehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutschem Land.

Danach wurden die sechs Seestädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg schwer zu klagen über den Bürgermeister Herrn Tidemann Steen, weil er gestattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geschlagen und gefangen wären, und er könnte sie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht getan, hätte ihnen auch keine Hilfe gesandt von den andern Städten, wenn er selbst nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern getan war, verfolgten dieselbe Klage sofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und sprachen zu ihrem Rate so: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, ist Herr Tidemann Steen aus dem Sunde gesegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubnis, oder nicht?"

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapesulver von Rats wegen und sprach: „Das ist geschehen von ihm ohne unsere Vollmacht und Erlaubnis, wir hatten ihm das ernstlich verboten." Da sprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und sagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit euch in dem Sunde waren, anders getan, als ihr ihm geheißen?" Da antwortete Herr Steen und sagte: „Was da geschehen ist, daß ihr aus dem Sunde gesegelt seid vor der Bayenflotte, das ist geschehen nach meinem Geheiß, das tat ich selbst um des Besten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute." Da sprachen die Bürger wieder zu ihrem Rat und sagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot getan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unsere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat.

Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns scheiden."

Da der Rat den Ernst der Bürger hörte, fürchtete er sich vor einem Auflauf und fragte die Bürger, ob der Mann Bürgen stellen dürfe. Da dies nicht sein konnte, so mußte Herr Tidemann in des Kaisers Schloß gehen, darin saß er fest über drei Jahre.

1443. In der Baye[84]. In der Fasten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kersten Truper und Jakob Winstein, und fanden vor sich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehreren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Ostern wurden die aus Preußen und Livland, während sie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zusammen und rüsteten diese so, daß sie sich verteidigen konnten. Am Montag zu Ostern kam die holländische Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe segelten binnen, die großen aber saßen draußen. Da sie sahen, daß sich die preußische Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten sie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demselben Abend kam ein Teil von ihnen ans Land, und wie sie so in der Schenke saßen, sagten sie, sie wollten den Englischen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehreren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Englischer von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer sein Messer, trat es in Stücke und ging mit seinem Volke dort zu Schiffe.

Da dies die englischen Admirale hörten, gingen sie zu den Admiralen von Holland und baten, daß sie ihrem Volke steuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geschähe. Die Holländer sprachen, sie könnten ihr Volk nicht beraten; da sprachen die Englischen, da würden sie selbst zusehen müssen, daß sie ihnen steuerten.

Als am Dienstage zu Ostern kamen die holländischen Admirale, als Dyrik Willamsoen und Johann van der Nele ins Kloster zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und sagten, daß da ein Balneyer (Walfischfänger) läge, das Schiff hieße Meister Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Englischen genommen, das wollten sie wieder nehmen und bäten die preußische Gesellschaft, daß sie sich nicht daran kehren sollte. Darauf ward ihnen geantwortet: hätten sie etwas mit den Englischen zu tun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß sie erst mit den Englischen sprächen, damit sie sich nicht untereinander schlügen. An demselben Vormittage kamen die Engländer und fuhren ans Land, wohl mit 400 oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen sie zwei Mann hoch; als sie auf den Markt kamen, teilten sie sich, stellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen ins Kloster und luden die Holländer zu sich ins Kloster, um sich dort zu vertragen. Und sie schieden dort in Eintracht ohne Zweiung voneinander und jedermann ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußischen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amsterdam mit und sprachen, diesem wären wohl dreißig Nobel und anderes Geld genommen, und baten die preußischen Admirale, daß sie ihm sein Geld wiederschicken und ferner gegen solche Räuber und Übeltäter helfen wollten, wie Recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß sie von solchen Sachen nichts wüßten, aber sie wollten sich gern danach umhören und auch sie selbst sollten sich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es getan hätte, so wollten sie ihnen gegen diesen Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen andern Schiffern von beiden Seiten in einer Schenke zu Gesellschaft. Da ward ein Auflauf und Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Schenke saßen, da wurde nach den Fenstern zu ihrem Tisch geschossen[85]. Bei diesem Ereignis wollten die Admirale von Holland mitsamt den andern Schiffern, die bei den preußischen Admiralen in der Schenke waren, alle heraus, um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten, behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten dieselbigen Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Teil und den Holländern als anderm Teil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehen und ans Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehen, und die Englischen und Iren sollten ans Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehen, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das taten die Preußen den Holländern zugut, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden. Diese Freundschaft und Vermittlung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von unseren Mitgesellen, Johann von Rostock genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehen wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig. — Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat

getan und ein kühnes unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unseren Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann[86]. Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und fragte, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone

genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er danach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wolle, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeitlang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaft und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach, hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazugehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehen und unser Lebtag uns gut tun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohlansteht; ach, großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören,

daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören?"

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch soviel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden, denn sie wußten, daß ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten,

daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten erbärmlich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt, mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da, um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es getan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern tun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Ware zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk teilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rates zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange danach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10000 Pfd Sterling, d. i. 60000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

Den wirdigen vnd vursichtigen heren Burgemeysteren vnd Rait Mãnen der Stat Coellñ vnsen lieuẽ heren vnd besunderen gunstigen guden frunden.

Unseren fruntlich groiß mit bereiden dienst zuvoran/Wirdige fursichtige lieue herẽ/vñ wyßheiden wille gelieuen zo wissen / dat der kouffman alhie van dem zweyvndzwentzigsten dage Decembris neistleden/bis vp diesen gegenwordigen dach. In groissen swaren druck vnd lyden ouch manicherley tribulacien der heren/koeninckliche werde Consul gekomen is/ dat got der here aff keren wille/ Vnd zom yrsten vß vrsachen eyns iongen gesellen van Bremen geborẽ/ dae man schynbar by gefunden hait / etliche schraetlen van golde vnd syluer / dair durch alle sulcher frũde guedere dair he mit zo doin gehat hat/vñ ouch syne guedere oeuermytz K.w. Cõsul/ oder Reethe/arrestiert vnd bekummert syn zo des heren koenincks behoiff/vnd da by dem Alderman beueil gegeuen/eyn flyssich vpsicht op die guedere zo hauen/dat die niet vermynnert od verandert werden/als hey dat vur K.w. dencke zoverantworden/vnd den seluen gesellen in behalt genomen in die Thuer van Londen/eyn gefencknysse also genant/ dae hey dan noch vnthalden wyrt.rc. Vursichtige lieue heren/vyß dieser vrsachen is der kouffman vp eynen vrydach zo auende den Seessvndzwentzigsten dach in Januario/ oeuer mailzyt sytzende / durch etliche K.w.Consul voirt Ritter vnd Edelinge oeuerfallen /den hoff bynnen vnd buyssen mit groissem volck besatt/vnd dem poertzener die slussel mit gewalt genomen/vnd synt die heren/mit vilheyt der dienre vp den Sael gekomen/den kouffman in eyn erschrecken gestalt/niet wyssende wat die meynonge gewest is/vnd also den kouffman syner mailzyt verhyndert / die halle der maiß bewairt/dat niemantz aff komen moechte / Vnd haint sich die heren in des aldermans Ruem oder platz gesatzt / vnd sich yrẽ beueil na zokomen / wyder besprechen / So is ein Ritter her Thomas moir vpgestanden/vnd den Alderman mit der geselschafft angeroiffen vnd gesprochen /dat sye sich yres komens niet erschrecken sulden/wailt sy vyß beueill K.w.vnd des heren Cardinaill geschickt syn/ vnd dar by gesacht van besnydonge des heren koenincks muntzen goldes vnd sylners/ as by eynem van den vnseren befunden is nu am lesten in gefencknisse gebracht / wilchs K.w. noch zertzyt so hoge vnd scharff nit zo hertzen genomen hedde / as dat syn gnade gleufflichen bericht were/dat vil van den kouffluden by vns syn sulden/die Martyn lutthers boecher by sich vnthielden/vnd der noch alle dage mehe in Engelandt brechten / dair durch ein groiß yrthumb des Christen geloiuens sich vnder des heren koenings vndersaissen / vnd vyß dem Stailhoue sich eirst erhauen hedde / vnd haint den seluen auent / dry van den koufluden mit sich genomen/ vnd dem Alderman ernstlich beuolen alle namen der kouffllude iunck oder alt/so zo boich stoenden/vp ein bille an gedachten hern Thomas moir des morgen guyt zytz oeuer zo geuen / vnnd darmit synt die heren den seluen auent vmbtrent zwelff vren in der nacht gescheiden. Vnd den morgen haint beyde vnse Clercken sulchen Bille mit der kouff lude namen oeuergeleuert vnd presentiert/ Dairnavp den Seuenvndzwentzigsten dach Januarij na der mailzyt/synt K.w.vnd des heren Cardinale Consil oder Reethe weder vp den Staelhoff gekomen /Seß Rittere vnd zwene doctore/voirt ander Edelinge wie die waren / vnd hait her Thomas moir alle der geselschafft vur gehalden / off dair noch eynige Luttersse boechere weren die seluen vur zo brengen/ vnd des moisten iunck vnnd alt vam Alderman an zo heuen/ zo eynem doctore sweren/ sulchen boechere vurbas zo schuwen vnd off dem also nit geschege/sulle eyn yeder ter penen stain die dar aff komen wurde/vnd synt dye vurß heren mit eyme yederen kouffman vp syn Camer gegangen vnd aldae gesoicht/vnd wat boichere sy gefunden haint/in duytscher frantzoesischer off wat spraiche die gewest syn doch niet dan dat alde vnd nnwe Testament Euangelia vnd andere duytsche bedeboecher / sust anders gheyne Luttersse boichere gefunden / die alle mit sich genomen ond dem heren Cardinale presentiert/Vnd haint voirt dem Alderman beuolen /dat hey mit achte personen van den aldesten stracks zo Westmunster volgen sulden/vnd eynen genant Hellebart bittendorp mit sich brengen/dẽ also geschien/vnd in des heren Cardinails huiß gekomen/ aldair dair is Hellebart ingeroiffen / vnd eyme scharianten off diener van wapen beuolen worden zo gefencknysse zo brengen/ Dairna is der Alderman mit anderen personen ingeroiffen vnd aldae vur dem heren Cardinale geknyelt vnd na velen vnd manicherley worden / hait sich der Alderman mit den ghenen so by yme gegenwordich waren/in zwey dusent pont sterlinges verbyndẽ

moiſſen/dat nyemant van den perſonen in der vurgeroirter billen overgegeuen bynnen zwen=
zi ch dagen neiſt na eynanderen volgende/vyſſz Engelant niet reyſen ſulden/wilchs uinck vnnd
vlt den dach dairna zo komen gegeuen wart.rc. Alſo na dem ende der zwenzich dagen is der
Alderman mit den gedeputierden vur den heren Cardinale gekomen vnd begert/ dat ſyne gna=
de/ſulchen obgemelten verbunteniſſe weder vntſlain wulde. Angeſien dat die zwenzich dage
dairinne ſich der kouffman verbunden hedde/nu over die acht dage verlouffen weren vnd ein ye
der nit reyſen moiſte/ ſyn zyt zo ſyme ſchaden verſuympt hedde /Alſdo hait der heri Cardinaill
vp gehauen vur anderen heren die gegenwordich waren / wie der kouffman ſich in hantieronge
der kouffmanſchafft/forder vnd wyder vntgae dan die privilegia vermorgen /mit mancherley
guederen der hanſeſtede/Comodites niet ſynde vnd doch durch die kouff lude in der hanſe/in al=
len marckten gekaufft vnd in Engelant gebracht/vnd vp die cleyne coſtume verentert wurden/
dem heren koenynge in affbruch vnd verkurzonge ſyner zoelle / ouch ſyner gnaden vnderſaiſſen
zo groiſſem nachteil vnd ſchaden / vnd hait dem heren Treſorier van Engelant ernſtlich beuo=
len/eyn beſſer vpſicht der dinge zo hauen/den Coſtumerern oder zoelneren warnunge zo geuē/
wat guedere die kouff lude van der hanſen/int lant brengen werden/die Comodites niet ſynde.
Dair van die groiſſe Coſtume zo nemen/vnd wolde der here Cardinale dem kouffman geynen
dach geuen/eyn yecklicher ſulchs an ſyne frunde ſchryuen moechte. Zo Antwerpen off wair des
zo doin ſyn moechte/ Ouch derhalnen zwen doctore viſz des heren koenyngs Canzelyen ſendē
wulde/mit deme kouffman der ſachen haluen zo handelen/ouch eyn yeder vur ſich ſelffs zo hen
den der doctore verbynden ſulde/gheyne Lutterſſe off andere verboden boechere/int lant zo bren
gen/Vnd wat kouff lude hernae in Engelant komen werden/ſullen ſich ſulchen doctoren preſen=
tieren vnd verbynden mit den vurſz boecheren niet zo handelen/mit mehe vylen anderen wordē/
Vnd hait dairna den bant der zwey duyſent pont ſterlings entſlagen vnd dat eyn yeder reyſen
moege wae hey zo doin hait/ Wirdige vurſichtige lieuen heren/wilt dieſe vnſe ſchrifft im be=
ſten vpnemen vnd betrachten als vren wyſzheiden profytlichſt vur dat gude Conthoir / vnd dem
gemeynen beſten zo wailfart beduncken will / want wat der here Cardinale ſpricht /dat is des
heren koenincks wille. Sulde nu der kouffman an K.w. eynigen arbeit vur wendē/ſo blyfft doch
des heren Cardinails wort in der macht/off dan ſulchs vur ſich gain wurde als wail zo vermoe
den is/wulde dieſem Conthoir zo groiſſem nachteile vnd ſchaden komen / vns genzlichen an vre
vilgedachten wyſzheiden die wyr gode dem heren in aller wailfart vp dat gluckſelichſte beuelen/
dat wail mit dem beſten bedencken werden / vnd dieſe vnſe ſchryffte beſſer vpnemen willen /dan
wyr weil ſchryuen konnen. Ex Londen den derden dach in Martio. Anno Chriſti. xvc. xxvi.

Alderman vnd gemeyne kouffman duytſcher
hanſen zo Londen in Engelant Reſiderende.

Klageberícht, die Hanſa und den Londoner Stahlhof betreffend.
(Flugblatt vom März 1526.)

Soweit der Chronist. — Zur Zeit des Paul Beneke sandte seine Stadt einmal in einem Jahre 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 600—700 Schiffe. Und das Getreidegeschäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den siebzig oder achtzig Städten der Hansa, wenn auch eine der kräftigsten.

Diese Blüte des norddeutschen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachsen und aus Vorrechten, welche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, sobald die Macht der Staaten größer wurde als die der Städte, und seit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und zuletzt sogar der Russen stärker waren als die Orlogschiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmählich sank im 16. Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hansabund, herrisch wurde ein Hof und Kontor nach dem andern von den Fremden geschlossen.

Aber sogar durch die fürchterliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hansa einen Teil ihrer Tätigkeit und die Erinnerung an die Großtaten ihrer Väter. Der Schiffer des hamburgischen Orlogschiffes, welches im Jahre 1683 auf der Reede von Cadiz verbrannte, verdient wohl, daß wir seiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerstörung unseres Volks die Dörfer der Deutschen wieder einen Überschuß von Kolonistenkraft lieferten, welcher sich dem Zwang der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinstaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hansen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Weltteil.

Im Jahre 1367 schloß die Hansa den großen Bund von Köln, ihre Kriegsschiffe schlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus seinem Reiche, sie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, welche den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade fünfhundert Jahre später, im Jahre 1867, ward die Flagge einer neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu tun, um in neuer Kultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unserer Stammgenossen, welche unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am untern Lauf der Donau ihr Volkstum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unserer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag der Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

VIII. Krieg und Fehde im 14. und 15. Jahrhundert.

Nürnberg

Kaufleut' sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl,
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut,
Um ihren Übermut.

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern woll'n uns fressen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir woll'n sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sankt Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollst du sein,
Bescher' uns schönes Wetter,
Bewähr' die Hilfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zusammentragen;
Errett' uns arme Knecht
Vor allem strengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermanische Anschauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geschädigt war, freistellte, ob er sich Recht suchen wollte durch Urteil von den rechten Richtern seines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genossenschaft und ihre Ordnung konnte den Genossen zwingen, ihr Urteil zu nehmen, aber manchmal war unbestimmt, ob er Urteil zu holen verpflichtet sei oder nicht, und in schwerer Sache wurde nach solchem Urteil ihm vielleicht die Wahl gelassen, ob er sich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners sein Recht suchen wolle. Wer sich

vollends von einem Fremden geschädigt glaubte, der nicht durch das Recht derselben Genossenschaft gebunden war, der hatte nach volkstümlicher Auffassung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewalttat sich zu seinem Rechte helfen. Kaiser, Landesherren und Kirche merkten, daß solche heidnische Ansicht jede feste Staatsordnung unmöglich mache, die Freistühle und Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Notzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfnis der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute verteilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im 15. Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurts, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimatlose Lungerer, ja Frauen und Mädchen sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht sehr lästig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der Vasall gegen seinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis ausscheiden, der Bürger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehen, der Bürger entfernte sich, ohne vorher die gebotene Abzugsteuer zu entrichten, und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältnis, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, welche sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deshalb in der Regel auch

Männer, mit lebhafter Gebärdensprache sich unterredend. (Holzschnitt aus dem „Buch der Weisheit". Ulm, 1484.)

Fembrief aus dem Jahre 1439. Ladung eines Freigrafen vor den Freistuhl von Brünninghausen in Westfalen.

Fehdeansage an die Herzöge Albrecht und Wolfgang von Bayern. 1504. (Flugblatt.)

Vermerckt ein Copej der absagung wider hertzog Albrecht vnnd hertzog wolfgang von bairn rc.

¶ Durchleüchtigen hochgepornen fürsten/her Albrecht vnnd her Wolffgang/pfallntzgrafn bey Rein/hertzogen jnn Obern vnnd Nidern Bairn rc. Nach dem Jr am montag nechst vergangen/der durchleüchtigen vnnd hochgepornen fürstin/Frawen Elizabethen pfallntzgräfin bey Rein/hertzogin in Nidern vnd Obern Bairn/vnnser gnädigen frawen/Erdingē den flecken/jr recht väterlich erb/mit gwalltsamer that/vnuersehen eingenommen vnnd gewunnen habt/das jr gnad oder wir vnns also nit zu ewch versehen hetten/darumb wöllen wir haubtleüt. Grafen/Herren Ritter vnnd knecht hernach benennt/mit vnnsern geprotten Knechten/vnnd alle die in irer gnaden/fütter/brot/vnnd sold sein/ewr/ewrer helffer/helffers helffer/vnnd aller der/die ewch vnnd denselben verwonnt sein/veindt sein Vnnd wo jr oder dieselben ewer helffer/solher vehde einicherley schaden nämbt. es wär mit nam/prannd oder todschleg/wöllen wir vnnser ere/aller vnd yeglicher in sunderhait/hiemit disem brief/gegen ewch/ewrn helffern vnnd den ewern nach notturfft bewart haben/bedörffen wir einicherley bewärung mer/wollten wir hiemit disem brief auch gethan haben/wöllen ewch oder ewrn helffern von ern oder rechts wegen/nichtz weytter schuldig sein Darumb zuantwurten/ziehen vnnß solher vehde/in der obgenannten vnnser gnädigen frawen vnfrid vnnd frid. Geben vnnder vnnser Wilhalm herren zu Eÿsenburg. Jörgen von Rosenberg. Jörgē wispeckn ritter. Martin von Sigkingen/vnnd Niclasen von Zedwitz aigen fürgetruckten innsigeln vnnd petschafften/darunnter wir vnnß die anndern mitbekennen rc. Am freitag Inuentionis Crucis. Anno. iiij°

¶ Dips sind die namen der abgesagten

Wilhalm herr zu Eysenburg
Schennck jörg herr zu limperg.
Schenck valentin herr zu erpach
Fridrich herr zu hewen
Hainrich herr zu wildenfels
Pangratz schick herr zu erweyssenkirchen
Mang von Haßperg
Jörg von Rosennberg
Jörg wißpeck
Matheus dürndl
Wilhalm von der grün
Niclas von zedwitz
Onofferus von freyberg
Fabian von wallnfelß
Eitlfogt von schwartzenbach.
Albrecht nothafft.
Hanns Mautner
Hanns eytl von stoffel
Tristram von schanberg
Anndre von Tannberg
Caspar von der Alm
Eberhart von Halbach
Willwold von pürcking
Stoffel von Reithaim
Ernnst von Wallnfels.
Siluester von schawnberg
Jörg. Walthaser. Thoman all von Rosennberg
Martin von Sigkingen
Hochprannd. Jacob. Sigmund. von sandrzell
Jörg von pach
Melchior von pißwang
Weygant von mëderspach
Wolff kemmnater
Jörg von Riethaim.
Crafft von Eÿling

Fabian zennger.
Jobs pramtner
Marx von Wirsperg
Hanns hundt
Veit Erlbeck
Bernhart von Rossaw
Hanns Truckseßs
Haintz truckseßs
Eberhart vom Thor
Wolff von Spornegk
Jörg von Rechperg
Pauls Gatzman
Wolff von Ehingen
Philips Hanns von Berlaching
Sigmund von zedwitz.
Wallthaser schneber
Enndres vom Sal
Ludwig von fenningen.
Gregori Strachl
Ott Zennger
Jörg Zawnrid.
Achatz von gümberg
Jörg vnnd aber Jörg vonn planckfels
Wolff von flebingen.
Hanns von weichs
Philips von frainthaim.
Wolff von Nonhausen
Hanns von Mewntal
Hanns Waller.
Philips kißtner
Herman gruber.
Wolff Ellrechinger
Achatz Eberspeck
Philips von Granperg.
Jeronimus pfandorffer.

Fritz preitner
Gebhart Schütz
Jörg Gruber
Hanns vom jagkstorff
Haintz greißhelmer.
Fritz hochsteter
Lucas häntzllperger
Eberhart prägkndorffer
Wilbold pöll
Wolf. Michel yetinger
Wilhalm pirckhelmer.
Hanns Thürrigel
Wernher. Sigmund wielannd. Philipps wolf. Vincentz wintze. Albrecht Ludwig von schennberg dise alle geprüder
Jörg hannredter
Jan Erzbach von meisen
Michel Egkhart
Wolf jacob giebinger.
Walthaser Conrad
Hanns. Wolf gling.
Mathes langenmantel
Philips hilche
Hanns polack
Jörg Krabat
Hanns ringkhofer.
Wolff fürtaler
Helmwart knaus
Sebastian Sigershofer.
Thoman podn von aschaiding.
Anthoni von obernndorf
Peter von hohenbuch.

seinen Blutsverwandten — wohl immer, wenn vergossenes Blut zu rächen war —, sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Untertanen, und vergebens legten die Städte Verwahrung ein, in solcher Art unter Gewalttätigkeiten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieser Regeln, welche um 1300 und 1400 das Tun der Besseren und Hochsinnigen leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, welche im Streit verlorengehen, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für gefährlich hält und seinem Versprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er selber ficht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet, heimzufahren in sein Haus, und dabei versprechen will, sich an einem Tag zu stellen, der muß sein Gelöbnis halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Herden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch, den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die höfische Vergünstigung, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser wirren Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Rittertum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Ereignisse der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Taten und Leiden. Deshalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegten, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief[87].

In Bayern z. B. sind ein ansehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde geraten, die Veranlassung ist eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeste. Die aus dem Dorf halten unter Vorsitz des Meiers Rat; zwar warnen einige Alte vor allzu großer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überschreit sie.

Man beschließt, die Fehde zu erklären. Ein Bote wird gesandt in einem rosafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handschuhen, die mit rotem Blut besprengt sind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rat der Stadt und beginnt: „Mein Herr, der Meier, und der Rat meines Dorfes haben mich zu euch gesandt, daß ich euch einen Gruß sage, wie ihr ihn verdient. Ich widersage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handschuh in eure Hand und auch das blutige Eisen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren sich nach drei Tagen am Morgen früh finden lassen." Ihm antwortet der Bürgermeister der Stadt: „Trage Schwert und Handschuh deinen Herren zurück und sage ihnen auch unsern Fluch. Mit unsern eigenen Schwertern wollen wir sie treffen, wenn sie an die Stätte kommen, zu der sie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es sei dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemut."

So beschenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien senden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Überall in der Umgegend versammelt sich der Rat und überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich, zwischen zwei Feinden zu wählen als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach tun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen." Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen." In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rat soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber geben wir dem, der unserem Rat folgt und der Schwächere ist. Sind aber beide übermütig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden." Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rat, ihr handelt nicht ehrlich an uns." So schlägt die Vermittlung fehl und beide Teile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die anderen einen Groll haben.

Am Tage vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markte, um von allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu roten Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Danach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott, und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter dem Feinde Unchristen, die mit dem Teufel fechten, denen schneidet die Beine ab."

Darauf ernennt der Bürgermeister einen Fähnrich und sagt zu ihm: „Du, unser Bannermeister, hast um nichts zu sorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' sie festiglich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrst, wenn man sie niederdrückt." Und von unten rufen sie: „Wer aber soll den Vorstreit haben?" Der Bürgermeister spricht: „Sind Schwaben unter uns, so haben die den Vorstreit, das ist ihr altes Recht[88]. Von euren Haufen stellt sich jeder den Feinden gegenüber, auf die er seinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe sollen uns zuteil werden, sie sind uns um kein Geld feil."

So zieht die Schar aus zur Walstatt bei der Linde. Beide Teile schlagen Lager, eines nahe dem andern, sie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim ersten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen sich, voran die mit der Armbrust, dann die Reiter mit Langspeer zum Einbruch und die mit den Schlachtschwertern, womit sie die Helme zerhauen; bei ihnen sind leichte Fußknechte, damit sie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde stechen, die gefallenen Feinde schlagen und würgen und, wenn der Sieg entschieden ist, den Rest gefangennehmen.

Sind die Scharen geordnet, dann sprechen die Hauptleute zu ihren Haufen, und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeister: „Du schlag' fröhlich daran, Roß und Mann", dann schreit die Schar: „Über sie, Herr, und über sie, Herr", und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und lassen die Erschlagenen zurück. Beute und Gefangene werden gesammelt; dann wird die Beute geteilt, die zugezogenen Genossen verabschieden sich und fahren heim. Die Städter selbst ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrat öffnet ihnen eine Pforte, sie dringen vor, indem sie die Dorfgassen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein festes Steinhaus, wohin sich der Rest der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widersteht ihrem Angriff, vergeblich mühen sie sich, die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen sie, mit Beute beladen, ab, das Vieh vor sich her treibend. Die vom Dorfe aber besenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rat und Vermittlung sie vorher zurückgewiesen. Die Nachbarn stellen sich vorsichtig ein und mahnen die Sieger, Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleistungen Sühne und Vergleich besprochen, die Fehde zu vertragen.

Ist eine große Reichsstadt der befehdete Teil, so nimmt der Kampf leicht größere Verhältnisse an, die Nachbarstädte, die ganze Landschaft, ein großer Teil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiser und Reich machen einige schwache Anstrengungen, zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Teile besser zur Sühne als die Vermittler. Es ist wahr, in jede größere Fehde spielten die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des gesamten Volkes hinein. Kaiser oder Fürsten, Fürstenmacht oder Ritterschaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiser ein schwacher Bundesgenosse der Städte und die

Älteste bekannte Handschrift der Fragen des Königs Ruprecht [1400–1410] über die Femgerichte vom Jahre 1408.

(Germanisches National-Museum, Nürnberg.)

Die ersten größeren Aufzeichnungen über das Femgericht und seinen Rechtsgebrauch, über den sich der König durch diese Fragen unterrichten wollte. Die Handschrift entstammt dem Besitze eines „Wissenden", des Minnesängers Oswald von Wolkenstein, sie war zusammengefaltet, mit einer Schnur umbunden und versiegelt und zeigte so allein die Aufschrift: „Nota die zedel sol nyemād lesen Newr ain freyschepf allain pey dem lebn̄ und sol sein verbrennen ob ich stürb". Diese Warnung, bei dem Leben, besagte also, daß wenn im Nachlasse des Besitzers der Handschrift sie von einem Nichteingeweihten aufgefunden würde, dieser sie nicht lesen dürfe. Die Bestimmung, daß die Handschrift nach dem Tode ihres Besitzers vernichtet werden solle, mag die Ursache des Verlustes der meisten ähnlichen Handschriften, die sich auf die Feme beziehen, gewesen sein, und wenn die hier wiedergegebene Handschrift erhalten geblieben ist, so lag das wohl nur an dem Zufalle, daß sie erst lange nach dem Tode ihres Besitzers unter dessen hinterlassenen Papieren Beachtung fand.

Anno domini Mccccxxxvij°
feria quarta post Urbani

Nota unser herre der kunig hat besant
dise nachgeschriben freygreven mit name
Kobolt von Werdinchusen freygreven zu
Valmeste[illegible] Cleusen von Wulkenbrecht
freyngreven von Hulberch Stecken
freyngreven zum Hamme und Bernharn
Wysthart freyngreven der stule zu Wils-
horst und hat die dise nachgeschriben
frage und stuck im fragen des Ersten

Questio prima

Was rechtens ein Romischer kunig habe
in den freyen gerichten

Responsio

Item daruf haben sy geantwort und be-
kannt das ein yeglicher freygreve ein
Romischen kunig belehent sein solle wan
anders habe er keine gewalt zu richten
in den freyen stulen er habe dann solchen
gewalt von ein Romischen kunige Und
darumb sol auch ein yeglich freygreve
eine Romischen kunig gehorsam und un-
dertenig sein Als er das auch swert so
man den freygreven machet und der
Romisch kunig ist aller freyen stule und
freygreven oberster herre und richter

Questio 2a

Item ob man eines Romischen kunigs man
und diener ansprechen die man zu in zesprc-
chen hat vor im echt billich ervolgen
solle Ee man sy vor das freygericht hei-
schen oder daselbs versuchen muge

Responsio

Item ob yemand unsers herrn des kunigs
diener eine antzusprechen habe der sol den
vor unserm herrn dem kunige kaufen(?) er
folgen ee man in anderen freyen stul aisthe(?)
Und also sol auch ein yeglicher clager
eine [illegible] den erden sprechen vor
dem stule herrn under dem er gesessen ist

von rechtzwegen bevorcrvolgen vnd ander
hern sagen das er der also halde das er
den klager in was er im von eren wegen
tun solle bestlichen denn des der klager mit
fordrige er sein recht vnd klage suchen
suchen vnd im ander freyen stulen doch
so ferre als das ist ende sache vnd stucke
die anderen freyen stulen von rechtz wegen
gehoren zu rechten

Nota

Sy mainen das es ain anders sey vmb
die manne wan der reichsmanne
sitzen auch vil in westfalen vnd vnd
lande hern doch die manne die vnder
andern hern dem kunige sitzen die solle
man alo wol bevorcrvolgen als der

Nota

Ist ain der man furaschen wil ein scheff
so sol man im zu dem ersten gebiete fur
furdern mit zwain andern scheffen vnd zu
dem andern mit vier scheffen vnd zu dem
dritten mit IIII sechs scheffen vnd ainen
freygrauen vnd sol ein rechte tag von dem
andern sein vnd nicht kurtzer sunder leng

Nota

Item ob sich der den man furaschen wil
mit wa[illegible] finden lassen oder ob er nicht
eygen rauch hette so mag man im an de
vierenden des landes darinne er ist ver-
kunden es sey im grauen herren oder stette
ain solch wage besucht man sich daß er sich
vnder dem oder der hern oder stete pflege
zu enthalten so mag man solichen herre
oder stete sagen also wonet der vnd euch
oder bey euch wonende der enthalt sich vnd
euch dem saget das er auf den tag ersten
rechten tags warte an dem freyenstule etc by
dem hochsten rechten vnd vnder kunigs
bann

Nota

Item sitzet er aber auf ainer slosse darin
man ime sogen nicht kumen mochte So
mugen die scheffen die in aschen wellen
ains nachtes oder [illegible] in sicht werden

slos reiten oder gan vnd aus dem kern
kern oder rigele dry kerbe hawen vnd
einen kunigs pfenning dar in stecken vnd
die kerbe die sy auf hawen oder die stuck
zu getzeugnisse vnd des namen dar sy
aschen an ainer zedlein schreiben an
die kerben stecken oder dem wachter rufen
vnd dem sagen das er dem der dem in der
burg ist sage das er seine recht tages
warte auf den tag etc auf dem stule

Questio 3a

Item ob ainer der fur das freygericht ge-
laden were vor ainen romischen kunig
keme vnd sich vor dem erbute sein ere
genug zetun wer darzu im zesprechen
hette ob denn ain romisch kunig vor dem
freyenstule wol muge vorzuwesen
vnd den freygrauen erbieten vber
denselben nicht zu richten

Responsio

Ein kunig muge ein freygrauen wol
erbieten nit zu richten welcher frey-
graue auch daruber richte der richte
vber sich selbs wann ain yeglicher
freygraue gesworen habe dem kunige
gehorsam zu sein so sy auch ain romisch
kunig der freyenstule obersten herre vnd
richter

Questio quarta

Item ob ein freygraue vber einsins hern
des kunigs gebotte richte vber ainen den
er fur sich gevodert hette was der wysen
hern den kunig darumb schuldig sey

Responsio

Ein solcher freygraue sey mainer wolle
im, mainend sy der kunig ein romisch
kunig entsetzen vnd seines ampts berau-
ben vnd das muge auch kain ander hre
[illegible] freygraue mer [illegible]
habe des wolten sy andere nit sagen denn
sy mainten so [illegible] die ere vellen [illegible]

Vnd entsetzt sy so habe ymant verlorn
doch so solle ein Romischer kunig keine
absetzen dann umb redlich schulde

Nota

Nach diser antwort wurden sy gefragt
auf den brief den Ruprecht vom Strit
habe freygreve zu Tzustherna unserm
herrn dem kunige geschriben hette von
Rudolfs wegen zum Lumbrecht von
Mentze Und darumb derselbe Ruprecht
unserm herrn dem kunig ungehorsam ge-
west were sprachen sy er were im ein
wette schuldig und nehte er verter
uber Rudolff verfurt so richtet er uber
sich selber wann keine freygreven ge-
burte zu richten uber unsers herrn des
kunigs gebotte

Nota

Item sy hetten auch die urteil das sie
man den vorgenant Ruprechten absetzte
und gevel im wol dabey waren auch
scheffen Ntel Knebel Gerhart von
[illegible] und Lohens von Lanckburg
Czollschreiber zu Bacherach

Questio quinta

Item ob unser herre der kunig einen
scheffen fragte bey scheffen ayde im
zesagen ob er den oder den verfeymet
hette ob derselbig scheffe im das schul-
dig sey zesagen

Responsio

Ein yetlich scheffe sy unserm herrn dem
kunig schuldig zu sagen ja oder neyn
ist er des nit so sey er unserm herrn dem
kunig bruchig Aber sy wolten nit sagen
was er verbrochen habe wann ob er nu
gar vil gutz hette das erteile man
doch dem kunig nit oder er verfalle im
des nit sunder er muge also im er ver-
fallen sin den leip

Questio sexta

Item ob ein sprache Er het eine verfeymet
ob der icht schuldig sey zu sagen an wel-
chem stule und auch briefe und urkunde
daruber zu wissen

Responsio

Er were sey schuldig dem kunig zu sagen
und doch einem andern scheffen nit er
wolle es dann gern tun

Nota bene

Item sy haben auch gesprochen man
solle schlechtlich keine brief uber die
freygreven geben Und als sy gefraget wurden
wie dann ein bewysen solt das ein
verfeymet were von sulchen wegen wann
von heyme ferre an die stule sy sprachen
sy ein sol es bewysen mit dem frygreven
under den sy feymet das ist der stul hatte
Und als da wider gesagt ward der mo-
chte man villeicht nicht gehaben dar
auf was ir antwort so solle man sy keine
geben Und als im gesagt ward daz man het
vil briefe in disen landen gesehen die
freygreven uber die die verfeymet weren
gegeben hetten antworten sy solch frey-
greven weren toren

Questio septima

Item wie man erfaren solle ob ein den
man verfuren wolle ein scheffe sy oder
nit

Responsio

Ein der eine verfuren wil der sol ze
wissen ob der den er verfuren wil ein
scheffe sey oder nit Und als sy gefragt
sind wie er dann des solle gewarn
werden haben geantwort er solle in
fragen ob er ein scheffe sy sprache er dan
ja so mag er furbas fragen an welchem
stule er gesessen sy dann das gebuert und
als sy gefraget sind one gezeugt in villeicht
mit fragen oder er wie an selben stetten

das er nu nicht gefragen mochte haben
sy geantwort so sol er einen anderen
an in schicken in zufragen etc. Also das
man zewissen solle ob der den man
verfuren wil scheffe sy od nit

Questio Octaua

Item ob ein der scheffe ist eine andern
der nit scheffe ist vor einem stule tut
eysschen ob der da die ladunge tut
icht darumb schuldig sy

Responsio

Es sy darumb oder darauf nit zu
sagen noch zu schreiben und sy auch
nit wort die sulen und die gerichte
sein [illegible]

Questio Nona

Item ob unser herr der kunig eine
sache wil in zu komen und besehen
zu lassen ob er ein sache die er dan
getan hette mit oder getan hette
oder nit [illegible] wolte wie unser
herr den kunig nit [illegible] und das be
sehen lassen was der darumb schuldig
sy

Responsio

Herauff wollen sy nit sagen was der dar
umb schuldig sy Doch sprachen sy Als
sy vor auch gesprochen hetten, das ein
iglich kleger den ansprechigen bevor
ersuchen solle vor dem herren under dem er
gesessen ist Wolte im aber gegen unsern
herrn den kunig des nit tun So mag er
in darumb an langen do sich das geburt
oder mugt es lassen Sy wollen auch nit
sagen wo sich das geburt

Questio x

Item ob ein der scheffe were ein ander
der nit scheffe were fur das frigge
recht lude von gutes oder schulde
wegen, was der der das tete darumb
schuldig sey

Responsio

Der geheischen wirde der ansprache sich
[illegible] von gutes oder schulde wegen
geheischen so kome er nit rechte von der
heisschunge Er werde dan geheischen umb
der stucke willen die sich vor dem fronstule
zu richten geburen

Questio xj

Item ob ein scheffe eine andern scheffen
fragte von eine andern ob der verfuret sy
ob der der also gefraget wirt das und was
er davon weiss schuldig sy zu sagen

Responsio

Darauf haben sy geantwurt als sy in der
sechsten frage geantwurt haben

Questio xij

Item ob ein [illegible] oder eine [illegible]
er were verfeymet und derselbe wurde
darnach scheffe wie man sich gegen
dem halten sulle

Responsio

So er verfeymet sy und darnach ein
scheffe werde das trage im nit für

Questio xiij

Item ob einer spreche der oder der ist verfeymt
und niemand wiste anders von demselben der
verfeymet solte sein dan das er ein frum
man wer und er erbutte sich auch sein ere
genug zu tun gegen allermenniklich wer an
in zu sprechen hette wie man sich gegen
dem halten solle

Responsio

So einer verfeymet oder nit ein scheff sey der
sy verfeymet Sey aber der verfeymet ein
scheffe habe in dan der der in verfeymet
hat mit recht verlotte so habe er uber sich
selber gerichtet Sey aber ein verfeymet als
der freyenstule recht ist der sey verfeymet
und weiss sie yemand an so ist ein ietlich

scheppfe schuldig dar … zu helffen der
under kunigs ban geruffen wirt Und
welcher scheppfe des nit tu der sey dem
[illegible] sein wette schuldig Und der da
verfeymet ist als der freyenstule recht
ist helffe damit das er verfeymet sei

Nota

Er sollen auch herinne das man [illegible]
nit wandeln halte das eim einen
verfeymten entwesten solle das er sein
notturftig sey und off das mit sie selb
datte

Nota

Er haben auch herinne gesetzet wann
der scheppffen oder mer einen andern schep
pen andern scheppffen anclagen das der
oder der verfeymet sey als recht ist
so sollen die den als also gesagt wurde ge
glauben Und wurde darnach der den ge
also gesagt sy under kunigs ban ange
ruffen den verfeymten helffen zu henken
er solle das tun oder er sey dem kunige
ein wette schuldig Und der der verfeymet
ist als recht ist helffe [illegible] wann
ver verfeymet als recht ist so sere auch
ubervunden als recht ist das er bose sy
Und darumb sol man ine auch als einen
verfeymten man halden Duncke aber eine
das im unrecht geschehen sey oder das er
biderbe sey das mag er dort austragen
do das billich ist und do sich das geburet

Questio xiiij

Item ob etliche scheppffen weren und im hie
schen der verfeymet were und andre sich
beheffen [illegible] die dabey weren were
dieselben schuldig sin daczu zu tun —

Responsio

Die frage ist vor ausgericht in der vorge
schriben nachsten antwort

Questio xv

Item ob ein Romischer kunig scheppffen
machen moge an andern enden dan in
Westfalen an den freyen stulen oder der
der vier scheppffen bey im hette

Responsio

Das er das nit getun moge von rechtes
wegen noch tun solle

Questio xvi

Item ob etliche wertzauchen also schep
ffen gemacht weren von kunig wentz
laus wie man sich gegen den halden
solle.

Responsio

Das man die fragen moge wo sy schep
ffen worden sein und an welchem stule
ist finde sich dann das sy an den stulen
do sich das geburt nit sin scheppffen
worden weren sy dann in Westfalen
die hinge man [illegible]

Questio xvij

Item ob ein herre einen der verfeymet
ist sein geleite geben moge in sein slosse
und ob er das tate Und darumb ge
mant wurde uber den der verfeymet
were ze wie sich der herre darinne
handeln solle

Responsio

Der verfeymet ist als recht ist der
ist verfeymet doch gibt unser herr
der kunig ein geleite vor all sache
und weiss nit das er verfeymet ist
er mag im das geleit halden gibt
er auch einem geleit vor allen sachen
und weiss das er verfeymet ist gleich
wol mag er ym das geleit halden
er habe des wol macht Wann er ist
aller stule oberster richter und hette
doch so ferne in dem das er die
heimliche gerichte sterke dann eine
andere Auch [illegible] kein ander herr solch
geleite zu geben

Questio xviij

Item ob ein scheppfe einen der verfimt ist frei sagen muge als dan vil leute maenen oder sprechen Es were als gut anderswo als gut brot essen und pfennig zeren Als anderswo hie

Responsio

Das man weder mit worten noch mit werken noch mit zeichen noch mit keinen andern sachen kein warnunge tun solle in kein weise weder brudern frunden noch magen noch ymand anders Es ist ein yeglich scheppfe schuldig uber verfimde zu helffen so sein bruder mage etc als vor auch gesagt ist

Questio xviiij

Wie aind gewihet sin musse das man in mit heischen oder verfimen solle

Responsio

Wer gewihet ist wie klein daz ist der gehoret vor sein obersten und man sol in seinem bischof antwurten ober missetat

Questio xx

Item ob drey oder vier scheppfen oder me einen offenbaren missetedigen man der der stucke eins tete darumb man leute verfimet verrimen mugen und darnach uber in richten

Responsio

nit — Das man yemand verrimen muge der nach der fimde recht werden solle er sey dan bevor erfolget oder dervoert als recht ist andern stulen do sich das gebuert Ausgenomen wo man eine uberkomen man an frischer tate das ist nach westfalischer sprache mit habender hand und mit gichtigem munde findet den mugen drey oder me scheppfen an der frischen tate und auf

stat zu hand verrimen und den im richten kumpt er da dannen so sol man im der noch nicht dan auf ime Er sey dan ee verfimet an andern stulen als recht ist

Nota

nit — Diß sind die stucke darumb man einen an die stule heischen und verfimen mag Item diebstal Verraterye kirchensturmer Ketzerey Kindelbetter inne berauben oder plundern heimlich mort Verrid sagen eine frei dinge sin heimlicheit

Nota

Wer ein verfimet were und hette in im jar und tag oder me mit im reiten die wol wissen daz er verfimet were und hulffen im doch und in beschedigen legen die mit im weder sin mag nit so gelaich den verfimden halten sin und also von im richten

Nota

Nota

Item ob sich zwen gemaynd verbuntten vnd liessen die sach vlss ansten so mag sich ain freund mit dessellen betrdeppsli... ob jm der freygraue gunne vil vnd das dritt recht volfuren mag als ob er dy zway recht vor hin volfurt het

Nota

Item ob ain furst vertregt oder verfamt wurd das mag ain freygraf vnd romisch kunig verbinden vnd auch all andern frer sten die sein da ze all schuldig ze tun vnd ze helffen da mit dem klager seine recht dar von verlegt werden vnd ob die nicht so vil macht hetten so sol der kunig die ob recht dar vber geben vnd der bayst den pann wan ist derselb furst aller seiner furstlichen freyhait lehen vnder gaystlichen vnd weltlichen beraupt

Nota

Item ob ain scheff den andern mit gewalt vberlere oder mit gewappent hand von dem stul drung was derselb auf denselben ... xx

Item ob drey oder vier scheppfen oder mer einen offenbaren missetedigen wan der der stucke ainis tete darumb man leute verfemet verriner mugen vnd dar nach vber in richten

Responsio

Das man den nach verrinen muge der nach der feymde recht verdorben solle er sey dem beuor erfolget oder verfurt als recht ist anden stulen do sich das gebuert Ausgenomen wo man aine vberletigen man an frischer tate das ist nach westfalischer sprache mit hebender hand vnd mit gichtigem munde findet den mugen drey oder mer scheppfen an der frischen tate vnd and

Item dez obgeschriben alles haben die ... gemut ... geschriben geben mir johans ... hoffschreiber des romischen kunigs ... ist gewesen johans von ... zu bacherach von ... zu haidelberg jm ... anno etc die ...

Anno domini Millesimo quadringen-
vicesimo quarto

Item die zedel sol meinrad les[illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] allein [illegible]
[illegible] ledig [illegible] und sol [illegible]
ob [illegible]

Fürsten tätige Parteigenossen der Ritterschaft gegen die lästigen Bürger. Doch diese Parteinahme in den Kämpfen mehrerer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und persönliche Händel gekreuzt, zuweilen standen die Banner einzelner Fürsten und Reichsstädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vasallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Übergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landstrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufstiegen, es ward fast nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, sie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, sie schwächte und verzehrte allmählich die Kraft der streitenden Parteien.

Ja, selbst Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzosen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die sich zusammenballten, aber sie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten sie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiser möglich, mehrere mächtige Reichsfürsten zur Heeresfolge zu veranlassen, und ebenso schwer wurde den Fürsten, ihre Vasallen zu längerem Felddienst in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch tun an Mannschaft und Gut war die größte Kunst des Krieges. Durch zusammengreifende Unternehmungen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte, den Krieg zu enden, gelang selten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn sie nicht durch Verrat oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu stark befestigt. Im Jahre 1376 lag Kaiser Karl IV. mit vielen Fürsten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte sich begnügen, zu sengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten und fast die gesamte Reichsritterschaft; drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran, die Stadt zu belagern.

Seit dem 14. Jahrhundert merkte man, daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei; der Mangel daran verursachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je vorher und nachher, und in welcher die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen hatten als Zänkereien und Fehden, gerade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Ratlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rat die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim, nach der Stadt oder den Schlössern derselben zu fliehen; dort mußten sie schwören, in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein; dafür erhielten sie aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten

I

2

3

1. Bote. 1456. (Jacobus de Cessolis. Cod. Germ. Monac. Nr. 243. Nach A. Schultz.)
2. Bote. Anfang des 14. Jahrhunderts. (Aus der Welislawschen Bilderbibel nach A. Schultz.)
3. Bote. 1419. (Miniatur der Wilhelm von Oranse-Handschrift. Staatsbibliothek, Stuttgart. Nach A. Schultz.)

Stadtschreiberei. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt von H. Weiditz.)

Handbüchsen.
(Holzschnitt aus dem Rudimentum Noviciorum. Lübeck, 1475.)

Städtisches Fußvolk mit seinem Führer. (Holzschnitt aus Revelationes celestes sanctae Brigittae. Lübeck, 1492.)

Befestigung einer mittleren Stadt (Eger).
(Holzschnitt von Kaspar Hofreuter, aus Sebastian Münster, Kosmographey. Basel, 1550.)

Fußvolk. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm, 1486.)

Kampf zwischen Fußvolk und Rittern. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm, 1486.)

Ritter vor dem Stadttor. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm, 1486.)

Belagerung einer Burg. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm, 1486.)

die Boten auf allen Straßen, die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rat gebot den Bürgern, Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde, und aus Leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heerteilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartiere geteilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechzehn und über sechzig Jahre zählte, und hier und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte der Bürger sich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden sehr in Anspruch genommen wurde. Die Bürgerschaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsstadt", je nach der Größe des Zuges.

Aus Rat und Gemeinde wurde ein Ausschuß gebildet, die Kriegsherren, zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruster und Büchsenschützen, in der Nähe der Schweiz suchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmischen Städte gaben nach den Hussitenkriegen gegen Sold Mannschaft ab. Unter den Reisigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landschaft, deshalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum obersten Hauptmann der Reisigen gesetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung besorgten sie entweder selbst oder sie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen bestritten. Auf dem Rathaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchse oder Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter" zum Überbringen der Befehle. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemustert. Jeder Abteilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern bestimmt auf Märkten und, wenn das Notzeichen gegeben wurde, an den Toren. Auf den hohen Türmen der Stadt wachten die Türmer, in jeden wurde zur Unterstützung derselben ein Posten gelegt; schaute der Türmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so blies er Feind oder Brand und steckte in der Richtung des Unheils am Turme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf sein Zeichen zogen die Trompeter als Signalisten der Reisigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signalisten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reisigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Losung ausgegeben, zumeist der Name eines Heiligen; wer, auf der Straße betroffen, sie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom Feinde, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur, was innerhalb der Mauern und Tore lag, wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, welche ihren Bürgern gehörten, und gemietete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Lebensmitteln, Geschütz, im Notfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und meistens wurde der Kampf um sie geführt, sie ergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt und, wo sich eine Landstraße durchzog, mit Schlagbäumen besetzt; diese konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenposten lag. War noch Wald längs der Grenze, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen; man war aber im 14. Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn die Feinde pflegten Öffnungen darin zu räumen, durch welche sie heranschlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Diese Flurbefestigung wurde ebenfalls durch Streifwachen zu Roß und Fuß behütet.

Die stärksten Wachen aber waren um die Tore; dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken Steingebäude, welche Vorwerke oder Wighäuser hießen, seit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauertürmen, die größeren galten für Kastelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war den Bürgern und ihre Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Österreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Awaren- und Ungarzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Überfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadttoren hereinpassierte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben, der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft tat.

Wer passierte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingnen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß[89].

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Schädigung war, Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen, einen Teil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Schärfe und Größe der Gemeindeforderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Rats eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah meist nicht durch die alten Sinnbilder der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen ritten an das Tor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, der „Kluppe", an der Spitze ihres Speers befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Tore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehrere tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe, zu wissen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deshalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse derselben an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei vielen der Nachbarschaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Andeutung war sicher Feuerschein, welcher über ausgeraubten Dörfern aufstieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge, auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie, auch einzelne aus Gewinnsucht nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundschaft zu halten wußte und tüchtige Gesellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub sich bereichern. Bei größeren Reisen wurde ein Teil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgelost, und es war durchaus bezeichnend für die tatsächliche Lage der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Losen „verloren". Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte". Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Teile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Lösegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutschen für unehrenhaft, Hühner und

Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Warenzug, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden gewöhnlich Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerscharen. Diese mußten zuerst schwören, treu und gerecht die Beute — in Süddeutschland „die Nahme" — zu verteilen. Unter dem Tor hoben sie jedem, der durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräte wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Teil den Befehlshabern und Vorgesetzten, ein anderer Teil der Stadt, nur der Rest dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Verteilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei, das gesamte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeistern gegen mäßige Summen zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Teil gehabt, noch einmal schwören, daß er keine Beute hinter sich habe und keine bei andern wisse, und durch solchen Eid kam noch viel Unterschleif zum Vorschein. Endlich wurde der ganze Erlös verteilt auf Pferde und Mann, so daß der Fußknecht ein Teil, der Reisige zwei, jeder Wagenbesitzer so viel Teile bekam, als sein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirten in die Herberge gelegt und von den Städten meistens nicht geschatzt. Die übrigen wurden in die Türme gesperrt, aus der Stadtküche gespeist, wofür sie, wenn sie es irgend vermochten, Kostgeld zahlen mußten, im Notfall auf Stadtkosten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geschatzt, es gab dafür besondere Abschätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Bescheid, so wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er seine gefangenen Parteigenossen taxiere. Das Lösegeld beanspruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein solcher Beutezug Privatanschlag einzelner, so kam diesen das Lösegeld zu, dann hatte sich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenschaft entlassen wurde, der mußte einen Eid schwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verraten wolle, wer erst beim Friedensschluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde.

Ein größerer Anschlag war es, wenn man ein befestigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte; hier hatte man stärkeren Widerstand zu erwarten und suchte deshalb mit Übermacht anzukommen. Bei solcher Veranlassung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entsatz heranzog. Der

Dorfplünderung durch Raubritter. (Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

Wagenburg. 15. Jahrhundert. (Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

Auszug wurde sehr heimlich gehalten, denn wahrscheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorsicht ihre Späher in der Stadt, aber es kostete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reisige Zug, den Scharen folgen sollte.

Die Belagerungsmaschinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Überlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaschinen, „Katzen" und „Tummler", große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden, oder Wurfgeschosse, große Bogen und Armbrüste, welche durch Hebelkraft gespannt wurden. Die Haare und Pferdeschwänze für die Stränge wurden von den Städten sorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet[90]. Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, sehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geschosse für Bogenwurf der Mörser lange nicht geschickt zu verfertigen wußte.

Es ist merkwürdig, daß das Pulver seine Bedeutung im Kriege sehr allmählich gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutschland wissen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerst Feuer und Knall das Getöse der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahre 1346 „eine eiserne Büchse, Donner zu schießen", im Zeughause von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, welche Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als wertvolle Handelsware von Italien bezogen, und es war dem Rat eine ernste Angelegenheit, diese Stoffe bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem höllischen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm teuer genug angekommen sei." Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Erfolgen führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald, Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geschosse bis zu drei Zentner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse) und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Lafetten befestigt, sondern zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen", worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehrere nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese",

welcher, über zwei hohen Karrenrädern befestigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte[91].

Die gesamte Artillerie war in Stürme (Batterien) geteilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Gerät zum Brückenbau; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturmes waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Lastwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Stadt gemietet; in festgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plaue überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinander gekoppelt, auf der Außenseite Schutzbretter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennenzulernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Arbeit außerordentliche Stoffe beanspruchten, z. B. teuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Geschütze hinter ihren Pavesen aufgefahren, mühselig war das Richten und langsam das Laden. War Bresche geschossen, dann wurden die Gräben auf Brücken überschritten, die man aus großen leeren Fässern machte, man näherte sie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Gestürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Turm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unsaubere geworfen, was Zorn und Not erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruten mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen; auch stählerne Haken wurden an Stangen herabgelassen und den Belagerern in den Leib geschlagen, um diese über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachsetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der beim Sturm das Beste tat als erster, zweiter und dritter, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

So zog sich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr ins andere, in der Hauptsache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zusammenstoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten sich in dieser Zeit in großen Bündnissen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutschen in der Hansa. Auch die binnendeutschen Städtebünde waren kein schwaches Werk; die Heere, welche sie auf-

brachten, gut bewaffnet und nicht selten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürsten und ihre Vasallen in schwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, sie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben schrankenloser Habgier festen Damm entgegengestellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber diese Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden siegreich zu sein. Wie auf Inseln saßen die Bundesgenossen, durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Ansprüchen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne inneren Parteizwist, der ihre Politik im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die man in eigener Sache zu vermeiden suchte, solange es anging, die unleidlich erschien, wenn man um einer andern entfernten Stadt willen die Außenhäuser verbrannt, die Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf deshalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher, daß sie in einer Zeit, wo der Eigennutz besonders hart und geldsüchtig herrschte, noch so weit zusammenhielten und jahrelang für ihre Nebenbuhler, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem einzelnen, das beste eigene Interesse stets über den Vorteil der Stunde zu setzen.

Deshalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer übel daran. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Tore gesperrt, die Warenzüge auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Teuerung ein und machte den gemeinen Mann aufsässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, welche der Stadt geschworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachteil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entschiedenes Auftreten gehindert durch die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich noch neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verloren gehen konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt selbst war die Leitung des Krieges durch einen Ratsausschuß der Wirksamkeit eines starken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unablässigen Vereinbarungen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorsichtiger Unterhandlung mit dem Hochmut und der Selbstsucht der großen Familien. Die politischen Führer aus den Geschlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Basel und den Nordseestädten waren keine ungeschickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landschaft und fürstlichen

Räten, wahrscheinlich oft an Weltklugheit und vorsichtiger Haltung, an scheinbarer Kälte, sicherem Wesen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsleuten, welche ein Treffen zu führen verstanden. Aber auch in diesem Fall mußten weitsichtige Stadtherren abgeneigt sein, alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchsen zu setzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnshause, an jedem Fürstenhofe, ja auch in andern Städten gegen den Reichtum der Gemeinde arbeiteten. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergesellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt teilten, die dem törichten Sinn wie ein unerschöpflicher Goldbrunnen erschien. Dann wäre ein Geschrei geworden von Jerusalem bis Lissabon, aber es war möglich, daß sich keine Hand rührte, einen solchen Schaden des deutschen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußte auch der Adel und seine Vasallen. Die Hilfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges den Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Kredit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen allbekannt waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten, den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmählich der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmählich zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahre 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif, ein gefährlicher Gesell, deshalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Öffnung auf den Burgen der Umgegend, schlug Wormser tot und wirtschaftete übel auf der Landstraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienst, und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

1

2

1. Richter und Urteiler bei der Tagung. (Sie deuten auf die Sonne zum Zeichen, daß sie bis zu deren Untergang warten müssen. Nach der Heidelberger Sachsenspiegelhandschrift. 13. Jahrhundert.)
2. Schwur und Wasserurteil. (Nach der Heidelberger Sachsenspiegelhandschrift. 13. Jahrhundert.)

3

4

5

3. Die Wippe. (Miniatur aus dem Nequam-Buche zu Soest. Nach den „Westphälischen Provinzialblättern".)

4. Galgen. (Miniatur der Hannöverischen Fierabras-Handschrift. Nach A. Schultz.)

5. Gefangener im Fußblock. (Holzschnitt aus dem Aesop, deutsch von Steinhövel. Ulm, 1475.)

Den Städten war die Fehde Notwehr, den Fürsten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Zusammenstöße der Rechte und Ansprüche. Oft lag dem Fürsten selbst an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterschild und Sporen, und hatte im Grunde seines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiser klagten, Büchsen gossen und seine Mitfürsten für sich zu gewinnen suchten, unleidlich sei. Vollends wenn er hoch von seiner Stellung dachte, suchte er planvoll die ummauerten Republiken seiner Landschaft durch die frischen Gesellen seiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Teil der Beute überließ.

Der menschenreiche Stand der Rittermäßigen, welche sich selbst Wappener nannten, wenn sie nicht den Rittergurt trugen, war in diesem ganzen Zeitraum schlimm daran. Sein Treiben, ja sein Dasein galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen sogar dem Fürsten für ein Unglück. Die Raubsucht und Fehdelust der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Gebaren gerade der Rührigsten, daß ihr Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zugrunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen ferngehalten hätte. Daß sie ein bevorrechteter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Bräuchen sich gegen andere abschloß, dies ausschließende Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen: wenn sie die Selbstachtung der einzelnen Mitglieder nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Heide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängnis steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die Tat sehr wenig Unterschied. Aber vor 500 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Tun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschiedes verstoße, daß es aber von den gesamten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehreren höchsten Herren des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend andern geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des 14. Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und setzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wohl sein Rittergewissen lange schwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. Oft war ihm sein Lehnsherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in seinem Dienst erlitten, und er fand ungnädiges Ohr, wenn er an sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung, zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst gerade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde, und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so geriet er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unsichern, aber vielleicht sehr vorteilhaften Geschäftes; ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit, von dem Eigentum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nötig hielten, er baute wohl gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand; denn die Waren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, solange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waren dem Eigentümer des Grundes. War die Örtlichkeit dieser regelmäßigen Einnahmequelle ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Unbefangenheit. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Manne gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot, Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgendein Wege-

lagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe; diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Ratsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, welche sich zur Wehr setzten, schnitt die Plaue auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte taten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, ebensosehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren, als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und rittermäßige Lehnsgüter gewann, daß die festen Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämtlich in Abhängigkeit von dem Vermögen oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild beanspruchte, und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außerstande, dem Hochmut und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Anteil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb viele zu schnöder und elender Freveltat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Genossen seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Wurden sie aber auch zersprengt oder zerrissen sie in Zwist, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Verfassung und Zeichen erhielten sich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehreren Menschenaltern wieder zum Vorschein. Von politischen Gesellschaften des 13. Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahre 1214 wurden die Wölfe, wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen[92], um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner, geteilt, die Sterner, 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahre 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, welche sich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und seit einigen Jahren gleiches Gewand

trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rat noch Tat gegeneinander zu handeln, sondern sich beizustehen in allen Fehden und Händeln, gleichviel weshalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die einzelnen behalten sich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, welcher oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderschaft nötig, einige unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowohl die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Gesellschaftszeichen, aus denen die fürstlichen Orden wurden.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (um 1370—1376), die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer, zu haben, und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein; die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto des Quaden von Braunschweig in dem Erbfolgestreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern entstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westfalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (gegen 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Kapitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich aufs neue (1391—1392), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—1397) unter König und Marschall zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengetan, auch sie wurden 1397 vom Land-

grafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplicius (1403) mit Zeichen und frommen Bestrebungen, sie forderte vier Ahnen, erhielt sich lange und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich noch im 17. Jahrhundert dem Verfasser des Simplicissimus in der Seele lag, als er seine Romangestalten zu einem Verein gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (um 1409); drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesellschaft von der Spange (um 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die sich Pflege frommer Rittersitte vorgesetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Wertheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Württemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rotem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswerteste unter allen: die Schlegeler (1394—1396), unter drei Königen, welche dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westfälischen Bengeler führte und wie diese gegen die Übergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormser, Hennele Streif, war einer der Tätigsten im Bunde. Indes diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahre später durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündnis schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hennele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wüterich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, daß dem deutschen Königtum nottat, gegen die großen raublustigen Herren mit den Kleinen zusammenzuhalten.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dasselbe Streben in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Österreich sind sie machtlos, teils ritterliche Hofgesellschaften, z. B. von

dem Drachen, mit dem Zopf, welche ein Herzog gestiftet, weil sich eine schöne Frau das Haar für ihn abgeschnitten hatte, teils ritterschaftliche Vereine, wie der Elefantenbund von Tirol (1409)[93]. In der Mark dagegen waren die Stellmeiser nur eine verwegene Raubverbrüderung, im Kulmer Land Preußens aber die Gesellschaft von der Eidechse (1397) eine schwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Verfassung und Ziele den schwäbischen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der westdeutschen Ritter werden allmählich zu landschaftlichen Verbänden, die der Fürsten zu Hoforden; die ersteren regen sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderten Bestrebungen. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief gesandt und wurde das ruchbar, so fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher sich heraufbringen wollte, wandte sein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgestein und durch Waldesgestrüpp zu traben gewöhnt war, und gesellte sich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und schrieb darum und bot seine Genossenschaft an, in der Hoffnung, sich bei der „kleinen Reiterei", wie sie genannt wurde, einen Namen zu machen und so viel Geld zu gewinnen, daß er sich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geschätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im festen Dienst warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebsten mit einem Pferde, und es gab überall harte Gesellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder aus dem Frieden in den Unfrieden versetzt waren und gern auf Kost und Beuteteil mitmachten. Daneben sammelte sich schwächeres Gesindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landstraße und den Waldschenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundschafter der befehdeten Stadt brachten sorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir sehen aus der Niederschrift, welche der Rat von ihren Aussagen machte, wie bunt zusammengeworfen die Gesellschaft war, welche sich wegen der Beute einer solchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeschnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandschatzt. Ihre Gesellschaft besteht zuerst aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfels, sie führen gemeiniglich niederländische Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und, wie die Mehrzahl ihrer Leute, Armbrüste, reiten fast immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich Rot getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein rot Pferd mit einer Blässe, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengst mit Blässe, hat einen Krebs unter dem grauen Rock, und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel, mittlerer Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Gesell, ist auch edel, hat zwei

Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Bösewicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Bösewicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächstdem sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Notfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert, ihm vor den Leuten Vorschub zu tun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Übermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte; diese sandte er an Fürsten und Städte und bat, den Gegnern keinen Vorschub zu tun. Ja, er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundschafter durch das Land, um einen Fang auszuspähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtschiff, einen Herrn vom Rat. Dann ritt der Haufe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, sorglich bemüht, nicht gesehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reise mußte geglückt sein, bevor die Städter ihre Schar hinaussenden konnten. Es war oft saure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald; den Wirten in Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirt gewonnen, so konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde sah, zum Verräter werden. Viele Helden der Landstraße, der Eppele von Gailingen, Rumensattel, Schüttesam, waren in der Herberge verraten worden. War die „Nahme", der Fang, gemacht, so wurde alle Reiterkunst daran gesetzt, sie glücklich in Sicherheit zu bringen; wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Teil die Nahme treiben, während die Reisigen gegen die Anrückenden Front machten; dann hielt der Haufe still, den Spieß auf Sattel und Bein gestützt, bis der Führer den Leisen sang — die Textnoten eines Liedes, welche nach deutschem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei den Angriff einleiteten.

Auf der Burg oder im Waldversteck wurde die gesicherte Beute verteilt, die Gefangenen in dem Turm an Ketten gelegt, bestockt und gepflockt. Sie wurden oft

sehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängnis gehalten, zuweilen jahrelang. Man wußte, daß die Bauern am schwersten daran gingen, die Schatzungssumme zu bezahlen, und behandelte sie danach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reisen solcher, welche sich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht selten eine wilde Grausamkeit, die uns entsetzt. Noch im 15. Jahrhundert vergaß man den Gewinn, um Rache zu üben, man verstümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackte Hände und Ohren ab. Ja, es war eine häufige Gepflogenheit jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nachtrug oder deren Leben lästig war, im Turm verhungern zu lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser und Brot, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdischer Finsternis dem Verderben durch den Kerker, und es geschah, daß ihnen, während sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt Mangold von Reichenau, der später Bischof von Konstanz wurde, stieß fünf gefangenen Fischern von Konstanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht stand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopfe angezündet, und die sich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang, die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die vorsichtige Rücksicht auch Mächtige nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender: sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurteilt war, und sie quälten nicht im Gefängnis, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert; das Vorrecht des Edelmanns war, enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für Haman von Reischach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Österreich persönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtturm trauerte ein junger Gesell in der Weise des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Turm „Schütt den Helm" zu Neuenburg vor seiner Hinrichtung gesungen hatte: „Gott gesegne dich Laub, Gott gesegne dich Gras, Gott gesegne alles das da was, ich muß von hinnen scheiden. Lieber Engel steh mir bei, weil Leib und Seel' beieinander sei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott gesegne dich Sonn', Gott gesegne dich Mond, Gott gesegne dich, schönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir scheiden."

Es waren nicht immer die Schlechtesten, welche das Verhängnis traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den Tüchtigsten seines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreisigen von Nürnberg gewesen, und in dieser Zeit, wo man wohl den Wert eines Mannes erkennen konnte, „hielt er sich so redlich, daß ihn männiglich lieb hatte." Als er darauf wegen seiner Verbindung mit dem Vitzthum dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, tat er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als sie in hundert andern Fällen ungestraft geübt wurde, sogar von Herren des höchsten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachsens als ein Meisterstreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor sein Reiterspiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geschah es, daß die Bürger von den wilden Taten ihrer Feinde so launig sangen wie von dem großen Helden der Landstraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgesagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, sich sein Roß beschlagen ließ und dann den Torwächter fragte, wem die Reiterstiefeln gehörten, die am Frauentor hingen; und als ihm der antwortete, es sind des Eppele von Gailingen Stiefeln, da riß der Reiter die Stiefeln herab, schlug sie dem Torwärter um den Kopf und riet ihm, seinem Herrn anzuzeigen, daß der Apel sich seine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weit verfolgt wurde, sprang er vom Hohensteine mit seinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „Keiner von euch hat ein gutes Pferd."

Zuweilen glückte der Fang durch Verrat, den die eigenen Leute übten, um den Geldpreis zu gewinnen, der auf den Kopf eines gefürchteten Fehders gesetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überrascht. Der Überwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienst der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit seinem Ritterschwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenschmied, daß man seinen jungen Sohn ziehen lasse, der nichts getan, als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort „Das Knäblein muß folgen der Kuh, er würde seines Vaters Tod vergelten." Und diese Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hause des Gerichteten dem hinterlassenen Kinde sang, das lautete: „Ihr Herren vom Rat, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann sprechen, seinen Vater, den soll es rächen."

IX. Aus den Hussitenkriegen.

PRAG

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespältig zwischen deutschem und slawischem Wesen. Von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenzeslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slawischen Ansprüchen bestimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg schien der staatliche Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, unter deutschen Ordnungen erstarkten die Städte der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Über dem böhmischen Königsstuhl schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichsadler. Karls Jahre, in Deutschland nicht preiswürdig, waren vielleicht die beste Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des 14. Jahrhunderts für eine deutschgewordene Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Denn seit 1348 zog die Blüte der deutschen Jugend nach der vieltürmigen Moldaustadt, um dort in der Genossenschaft der ersten deutschen Universität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterschwert verlieh. Vor Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrtenschulen in Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo ernste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse und Würden der gesamten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künste holten. Nach dem Muster von Paris und Bologna wurde die Prager Universität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen System, welches die Innungen

Gelehrtentracht. 15. Jahrhundert.
(Nürnberger Holzschnitt der Druckerei von Peter Wagner.)

TURRIS SAPIENTIAE.
(Turm der Weisheit. Holzschnittflugblatt u. 1470. Lebensregeln und Tugenden, durch deren Befolgung Weisheit errungen wird, folgen sich in alphabetischer Anordnung von unten nach oben.)

Y. Propugnacula

G. Altitudo turris ē pseuerātia i bono

F. Latitudo turris sapientie ē caritas. q̄ Dīs ē oīb' ordinata

H. Porte

E. Gradus

Oratio · Compunctio · Confessio · Penitentia · Satisfactio · Elemosina · Ieiunium

D.

C. Columpne

B. Bases

A. Fundamentū turris sapientie ē humilitas que est mater virtutum

Turris sapientie legatur ab inferiori ascendendo p seriem litterarum alphabeti

Archidiakon und Knaben beim Gesangunterricht.

(Holzschnitt [des Hausbuchmeisters?] aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1479.)

Schulunterricht.

(Holzschnitt aus Cato, Carmen de moribus. Nürnberg, 1500.)

Universitätsvorlesung.
(Holzschnitt aus Armandus de Bellovisu, De declaratione difficilium terminorum. Köln, 1499.)

Universitätsvorlesung.
(Holzschnitt aus Brunschwig, Chirurgia. Straßburg, 1497.)

Ärzte am Krankenbett.
(Holzschnitt aus dem niederländischen Promptuarium medicinae. Magdeburg, 1483.)

Mit dem Stock ordinierende und harnbeschauende Ärzte in der Apotheke.
(Holzschnitt aus dem „Hortus Sanitatis". Mainz 1491.)

Arzt, in der Apotheke ordinierend.
(Holzschnitt aus H. Brunschvig, Apothekerbuch. Straßburg, 1500.)

Apotheke.
(Holzschnitt aus H. Brunschwig, Chirurgia. Straßburg, 1497.)

Apotheke.
(Holzschnitt aus H. Brunschvig, Apothekerbuch. Straßburg, 1500.)

Pestarzt beim Beulenschneiden.
(Holzschnitt von Hans Folz aus dem „Spruch von der Pestilenz". Nürnberg, 1482.)

Serratura.

Amputation mit der Knochensäge. (Holzschnitt aus Gersdorf, Wundartzenei. Straßburg, 1528.)

Chirurgische Instrumente.
(Holzschnitt aus H. Brunschwig, Chirurgia. Straßburg, 1497.)

Grabmal des Apothekers Nicolaus Hofmair in Augsburg. † 1427. (Nach H. Peters.)

Harnglas. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt vom Jahre 1543. Nach H. Peters.)

Rötelhändler. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt vom Jahre 1486. Nach H. Peters.)

Wassergefäß und Essigkrug. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt vom Jahre 1486. Nach H. Peters.)

Conrad Schwestermiller: Pestregiment.

Cölln an der Spree. 1484.

II S. 336

JN dem namen der heiligen driualti-
keit. vnd der auserwelten gebererin gotes der heiligen iunckfrawen
Marien. Vnd auf sunderlich ersuchen vnd bete vil meiner gnedigẽ
gunstigen vnd lieben heren. guten frunde vnd gunner. den ich mich
in manichwege aus verpflicht verwantnus vnd guter fruntschaft
czu willfaren schuldig erkẽne hab ich Conradus Swestermullner
doctor des Irluchten hochgebornn fursten vnd herren herren Jo-
hansenn Marggrauen czu Brandenburg ꝛc. meins gnedigisten her-
ren leibartzt. dits hirnachgeschriben Regiment vnd lere wider die
swaren kranckheit der pestilentz So sich nu czuzeit durch verheg-
nus vnd willen des allmechtigen vnnd sunderlich aus czu neigunge
der planeten die der antzeigung thun ereigent. Aus den bewertsten
schriften der alten doctores vnd lere meyner meister auffs kurtziste
se myr geburt beginst czusetzenn Bitte vnnd beger von meniglich
vnd eynem yedermann in sunderheit nachgeburnus dyse meyne ar-
beite. vonn mir nach geschẽe vleis Im besten als ichs gutlich meine
czuuernemen Ich will auch dits Regemẽt alleyn setzen wider dyse
swere kranckheit So sich die vrsachet von naturlichen influssen vnd
sachen. damit ich byn dan setze die rutten vnd straffe gotes. wider
die nicht besser artzney ist dann rechte bicht ware rewe vnnd follige
bus. Vnd setze solch Regiment auff drey teil. Im ersten wie sich
eyner soll halten vnd bewaren vor disser kranckheit myt essen vnd
trincken ꝛc. Im andern wann eynẽ die kranckheit anstosset. wie
man dem selben helfen soll. Im dritten wie man es mit den bulen
oder apostemen halten soll.

Der erste teil wie man sich halten soll in eyner pestilentz mit essen vnd trin-ken vnd mit andern sachen.

An aber die vnreinikeit vnd vergiftung des luftes eyn be-
sunder sach ist der pestilẽtz So ist besser den czu meiden vnd
czu fliehen. als seyn fyndt. Nach dẽ alten wolgesprochẽ wort
Fleuch bald. fleuch feer. kum spatt herwider. Wã aber eyn iglicher
nit wol fliehẽ kã. der sol den lufft syner wonũg reinigẽ. In dem win-
ter mit rochungẽ wolriechẽden stuckẽ. Als ist Laudanũ Mastix Li-
gnũ aloes. Olibanũ Maiorana. Storax. oder mit Wermutt. Laur-
bere. Wachalderbere Vnnd eyn fur machen mit eichem holtz vnnd
wachaltern studen Oder nembt aus der apoteken kleine kuchlen ge-
nant Trocisci pro fumo vnd legt die auff die kolen vnd machet do

von alle morgen eyn roch. in ewerm gemach die reinigẽ den luft von irer natuer. In dem sommer so solt ir ewer wonũg besprengẽ mit rosen wasser vnd essich gemengt Und die bestrowen mit wolrichen den kalten krutern. Als mit Rosen Violen Seeblumen Rotẽ weiden ꝛc.

Wan eyner aber vnder das volck wil geen der hab einẽ swam mit essich vnd riech offt dar czu. vnd wasche sich dar mit vnder dem antlitz. den hals vnd den puls der hende. Oder hab in siner hant einẽ apfel vnd riech offt dar czu. den man nempt Pomũ ambre. den last machen in einer apoteken. kleyn ader gros nach laut diser nachgeschribener recept. Und wil die: auch ander recept alle setzẽ in latino vmb vermeiden irrũg. dann vil stuck czu deutsch nicht czu machen steen. auch nicht vber czu kommen dann aus eyner apoteke: Dar vmb schreibt in die apoteck also.

Die recept des apfels.

℞. Laudani purissimi Aliptemuscate Galliemuscate. ana. ʒ. ij. ℈. Maiorane Florũ anthos Rosarũ rubearũ Sandali citrini Corticum citri Ligni aloes Cinamomi Croci Calami aromatici Galange Costi Storacis calamite Gariofili Nucis muscate ana. ʒ. ℈. Ambre grisee. ℈. ℈. Musci. g. iij. Aque rosarũ quantũ sufficit Misce et fiat vnũ vel duo poma ambre. et sindone inuoluatur.

Ewer fenster oder laden sollẽ beschlossen sein bis die sunne wol auf gegangen sei. besunder wan nebel sint.

Ir solt essen gute abdowenliche speise die guet bluet mache Auch alle ewer speis soll getemporirt sein mit essich Wan essich czu brauchen in einer pestulentz ist seer nutze Als Auicẽna spricht. Ir sole meiden alle suse ding. Ir solt. als ferr euch muglich sei brauchen gebraten speis. dan die besser ist Ir solt nit vil fisch essen sie sien dan gebratẽ Ir solt gewonlich alle fruchte meyden oder der nicht czu vil Auch ist milch nit gutt Es sol im ein ycklicher abbrechen vberig essen vñd trinckẽ Ouch alles das im vberige feuchtikeit bring. Es sol auch keiner grosen hunger noch durst leiden Auch sein malczeit nicht lenger verczihen vber sein gewonheit Ir solt trinckẽ wolgesmacken guten wein der nicht czu starck sei Oder gut clar bier nach eynes gewonheit. Ewer arbeit czu diser czeit sol cleiner vnd ringer seyn. dan yn einer andern czeit Baden ist nit gutt. besunder in wasser Die wonũg do vil bruch mose oder pfutz vnd vnreine stinkende stett synt ist czuflihẽ. vnd dar bei nicht czuwonẽ Es ist auch czu flihẽ vil gesellschafft besunder die eyn boses regiment habenn

Und vber alle ding sol mañ ausschlaen die forcht traurikeit czorn vnd starcke fantasirũg dañ vil mẽschẽ aus groser forcht fallẽ in dise iamerliche kranckheit

Nun was artznei eyner nemen soll. sich czu bewaren vor der krancheit diser pestilentz.

Es beslisen eynhelliglich alle doctores. das eyn yglich mensch sol sich fursehen das es nit vil vberflussiger feuchtikeit oder humores hab Dan die allerbeste cur oder gesunthaltūg ist. dz der mēsch bose feuchtikeit bei im nit las vberhant nemē Hir vmb ein mēsch dz iung gross starck ist vn̄. vil blut hat. sol oft im iar zu der ader lasen. die median oder die leber ader Ist aber der mensch an der feuchtikeit foll. der sol sich lasen purgiren nach ratt eines doctors

Doch wil ich hie setzen ein gemeine reinigung. offt vn̄ vil von den elsten doctores bewert. die ich auch in vil peilenrzē gebrawcht vn̄ gesehen hab. Und synt pillulin nach diser hirnach geschriben recept gemacht. Die recept der pillulin.

℞. Mirre Croci Boli armeni Corallorū rubeorū. karabe. ana. ℈. i Mirabolanorū emblicorū. ℈. ij. Aloes. ʒ. ij ℈. i. Misceātur et conficiantur pillule parue cū vino Et quibus placeat deaurētur.

Von gebrauchūg diser pillulin hab ich wunderliche ding geschē vn̄ gethan. wan sy reynigen senftiglich den leib von allen drien vbrigen feichtickeiten. das ist Colere. flegmatis vnd melancolie Auch clarificiren sy das blutt. das hertz. vn̄ alle edele gelider stercken. Und lassen die feuchtikeit im leib nit fulen. Von dysen pillulin sol ein mensch alle wochen ein mal nemē mit wein vij. oder viij. des morgēs frue oder vmb mitnacht. vnd glaubt mir bei der warheit. das dz ein gute ware artznei ist zubewaren vn̄ beschirmē den menschen vor der erschrockenliche kranckheit der pestilētz. patz inspiciēti receptam.

Es sol auch der mensch alle wochen ein mal auf das mynst nemen von eynē gutē driackers eyns gulden swar. mit wein im winter. vn̄ mit rosen wasser im sommer. vmb mittenacht oder fru vor tage. wan Galienus vn̄ Auicēna sprechen Welcher mēsch nutzet tyriaca von eynē dritten tag zu dem andern mit Margelopfell wein. oder mit andern kaltē wasser. der ist sicher vor der pestilētz. Es ist auch zumerken welcher in eyner pestilētz ist. das dem nott ist alle morgē etwas nemen das im sein hertz kreftig mach. keinē vergiften luft zu im lasse. vn̄ was gifte bei im sey die zuvertzeren. vnd von dem hertzen austreiben Dar zu hab ich gemacht ein puluer: hir nach geschriben. vnd das getzogen aus vil der bewertsten doctores schriften. Und wirt von mir genant Puluis bezoarticus. ist so vil. ein puluer des ein von dem tod er

losen ist. Ich wil auch setzen mit der hilff des allemechtigen. dar zu ein kostperlich wasser genāt aqua vite. dz ist ein wasser des lebens. gemacht aus disem vorgenāten puluer. das dan seer lieblich vnd nutze ist. fur fursten vnd herren dy nit gerne alle tag grobe ertznei nemen.

Auch wil ich mer setzen ein latwerin aus disem vorbenemptē wasser gemacht. Meer wil ich leren. wie man das puluer in ein confect bringē sol. vnd das alle morgē nutzen fur das puluer. wañ ein mēsch yst gerne syes der ander saur ꝛc. Von disem puluer sol ein mēsch alle morgē nemē ein drittenteil eyns quintin. oder ein halb quintin mit wein im winter. vnd mit rosen wasser im sommer. Von dem aqua vite allein zu diser kranckheit gemacht muget ir nemen eynē kleinen leffel voll mit rosen wasser des morgēs fru. Von der latwerin alle morgen ein quintin swar. Vonn dem confect alle morgenn ein stuck. Wen ir aber dy nacht oder des morgens genomē habt pillulas oder tyriacā. so ist es nit nott etwas anders des selben tags zu nemen.

Nun ist zu merckē dz die hir nachgeschriben recept des puluers in ir hebt an gewicht anderthalb pfundt. vi. lot. iij. quintin. Der halbteil ist. xxvij lott vnd anderthalb quintin. Der vierde teil diser recept ist. xiij. lot drittbalb quītin vnnd ein wenig mer. Der achte teil diser recept ist vi. lot. iij. quītin. vnd auch gar wenig mer. Hirvmb das pulver zu machen So schreibt in die apotek. dy hirnach geschriben recept. als sy statt. vnd dar bei schreibt im. Ob ir den gantzē. halben vierden oder den achten teil welt haben.

Die recept. Puluis bezoartici. das ist ein puluer dz den menschen von dem tod erlesende ist.

℞. Cinamomi Croci. zedoarie Valeriane Pinpinelle Tormentille Corticū citri Diptam albi Vincitorici. ana. ℥. i. Sandalorū rubeorū Sandalorū citrinorū Karabe albi coloris Doronici Terre sigillate Seminis ꝛ foliorum basiliconis Melisse Maiorāne Enule campane Rosarū rubearū Gariofillorū Macis Nucis muscate. ana. ℥. ß. Florū scabiose Florū boragis Florū buglosse Florū anthos Cornu cerui vsti Coriādri preparati Seminis acetosi Rute Calamenti. ana. ʒ. ij. Boli armeni lb. ß. Ligni aloes Ossis de corde cerui Specierū electuarij de gēmis Spērū letificantiū almāsoris Spēruz leticie galieni Specierū dyarodon abatis. ana. ʒ. i. Margaritarū Jacincti Rubini Smaragdi Saphiri. ana. ʒ. ß. Musci Ambre. ana. ḡ. v. Misce ꝛ fiat puluis subtilis.

Nun sprich ich bei der warheit in gantzer trewe vñ liebe das es ist ein recht bewert puluer wider dise erschrockenliche krāckheit. ist es sach das es dem almechtigistē got gefellig ist.

Das puluer in ein confect zu machen. Welcher aber des puluers also nit alle tag gebrauchē kā der schreib also in die apotek. oder mach das selbst. Nempt von dem puluer ij. lot vñ gutē weisen czucker ein

halb lb. Erlast den czucker mit rosen wasser oder ampfer wasser. vnd macht ein confect in tafeln oder kiechlen. Dar vonn esset alle morgen ein gutt stuck.

Von dem aqua vite oder wasser des lebens Allein zu diser kranckheit. wie man das machen soll.

Vn wil ich furbas auf thun den. dy lust habē in subtilē stuckē czu arbeiten oder practitziren gar ein heimliche subtile kunst vnd schreiben vnd leren wie man sol machen das wasser des lebens. wider dise elēde grausamliche vñ erschrockene schnelle kranckheit. So aber dise kranckheit seer schnel vnd balt zu dem hertzen begert das zuvergiften. so ist hirwider das aqua vite so schnel vnd behend eilende zu dem hertzen das zukrefftigen vnd von ym ausz treiben dy gift. das es vngeloblich zu schreiben steet. was ich dar von gesehen hab. des doch sichtbarlich zu probirē steet. dan eyn oder drey tropfen ein gifftigs thier von stund todend ist. wan man das dar auff gust. Es sei ein spynn oder scorpio. Hir vmb in dem namē gotes dz zu machen So nempt die gantze recept des obgeschriben pulvers nit gantz zu kleyn gestosen. vnd thut dar zu eyn lb. von eynem gutē dry ackers Thut das zu samen in eynen glesyn kolben. vnd gest dar auff drey pfundt von eynem guten gebrantē wein der vor zu syben mal gebrant sei aus gutē wein. vnd menget das zu samen in dem glesyn kolben vñ verstopft dē kolben wol mit wachs. vñ setzet dā den kolben mit sampt den stucken. mit lode in ein pferde misthaufen. doch das der hals des glases an dem luft vnuerdecket bleibe. vnd last dz also sthen xiiij. tage oder lenger. doch in iiij. tagen sol man den myst erneuern Dar nach setzt eyn helm dar auf vnd distillirt dz aus aschen oder sandt nach lere der alchimisten So habt ir eyn kostberlichs aqua vite dz ist ein wasser des lebens. doch allein zu diser kranckheit dynend.

Von der latwerin vnd wie man die machen sol ꝛc̄

Vn zu dem dritten hab ich furgenommen zu schreiben vñ lerē wie man eyn latwerin aus dem vorgeschriben aqua vite machen sol Vnd ist furwar in gantzen trewen des allerliplichest nutzest vnd sterkest confect oder latwerin gegen diser kräckheit. das ich bessers daruber nye gehort oder gelesen hab von allen doctores. des doch die hochgelerten doctores vnnd lerer der heiligen artzney Hugo Senensis vnnd Nicolus Florentinus gar oft in vil pestilentzen. an vil menschen probiret haben. das alles folck groses wunder nam von sollicher groser kraft dyses confects oder latwerin Es synd auch nit vil menschen funden worden dy die latwerin zu rechter zeit genommē vñ sich nach geburlicheit regirt haben dy nit von diser erschrockenlicher kräckheit aufgestanden seyn. vnnd ist wol fur fursten

vnd hertzen Hirumb dz zu machen in der ere der muter gottes So
nempt von dem obgeschriben wasser des lebens eyn pfundt. vnd syru-
pizieret dz mit gutem zucker vnd last dz seuberlich syeden auf koln. Dar
nach so thut die hirnach geschriben stucken oder recept dar in.

R. Terre sigillate. zeduarie Corticu̅ citri Pinpinelle Valeriane:
ana. ʒ. i. Boli armeni. ℈. ß. Speru̅ electuarij de gemmis Specieru̅ triasa̅
dali Ligni aloes Ossis de corde cerui Corallozu̅ rubeo. ana. ʒ. ß. Smo-
ragdi Jacincti Saphiri Rubini Margaritaru̅ vnicornu. ana. q̅. x. Fo
liozu̅ auri puri numero. x. Foliozu̅ argenti numero. v. Misce simul cu̅
syrupo predicto Et addetur conserue boraginis et buglosse quantu̅ suf
ficit pro condito siue electuario fiendo.

Es ist auch furbas zu wissen dz in diser kra̅ckheit dz hertz grose not
lidet Dan dy gift von stund dz hertz begert Hirumb sol man alle tag de̅
me̅schen krefftigung des hertzen geben. O wie gar seer kostlich dar zu
ist dz auru̅ potabile Goldtranck gena̅t. empfilh ich dem das aus zu le
gen der dz vnd alles geschaffen hat. wer dz gehaben mag. So aber vil
me̅schen dz nit vermuge̅. auch ein yglicher nit mache̅ kan. wil ich euch
lere̅ mache̅ der arme̅ goldtranck. vn̄ dz habt alletzeit auf ewerm tisch:

Ne̅pt dry fier oder funff vngerisch gulden. vn̄ last dar aus zu same̅
mache̅ ein dynnes blech. vn̄ ye dynner ye besser. vn̄ machet dz blech
la̅g vn̄ nit zu breit. dz selbige blech legt auf brynne̅de koln als la̅ge bis
es gluende werd Darnach werft dz also gluend in ewern wein. den ir
zu dem tisch trincken wolt. dz macht also zu drey mall So habt ir ane
zwifell dy kraft des goldes. Wer aber ein solichs auch nit vermag:
der nem ein oder ij. gulden vn̄ wasch dy aus reyne̅ wasser. vnd leg die
auch auf glue̅d koln vnd werff sy dan auch in den wein zu iiij. oder v.
maln So bleiben dannoch dy gulden vnuersert. vnd habt gar ein gro
se krefftigung des hertzen. vn̄ ist dem hertze̅ krefftiger dan welsch wein:
Dar von mugt ir alle maltzeit trincken Vn̄ war zu mehr dz goldtra̅ck
gutt sei ist auf dits mall nit not zu schreiben

Auch ist zu wissen dz fur ander ding nutzlich ist zu stercku̅g des hert
zen. alter guter clarer wein. wan ein me̅sch dar mit reibt seine hende
seine̅ mundt. seine neslocher. dz angesichte. hynder den oren vnd vn-
der den arme̅ dy gemecht vnd dar neben.

Fur Swanger frawen iunge kynder under. x. iaren Fur gute ruters gesel len vnd arme leute die dy apoteck nit alle zeit mit inen konnen furen.

An aber dy obgeschriben stuck ein yglichs mēsch nemen vñ
gebrauchen mag. außgenommen dy swangern frowen vñ die
kinder vnder x. iaren. dy sollen dy obgeschriben pillulē nit ne-
men noch gebrauchen. auch alle tage des puluers nit zugebrau
chen Sy mugen aber dar fur nemē von eynem driackers eyner hal
ben haselnus gros mit rosen wasser oder ampfer wasser.

Ampfer alle morgen nichtern ein mūnd vol also gryen oder dyrre
zu puluer gemacht vnd gedrunckē ist seer kostlich dar zu.

Bolus armenus ein halb quitin alle morgē mitwein vñ rosen was
ser gedrūcken ist seer kostlich dar zu. vnd gelicht eynē driackers.

Tormentilla. bluetwurtz Valeriana. baldrian Vincitoricū. swal
benwurtz Pinpinella. bibenel Dyptamus. dyptam. Von disen stuckē
welchs ir gehaben mugt. Nempt dar von eyns halben gulden swar.
vñ drinckt das alle morgen mit wein oder rosen wasser die synt seer
gut fur dise krāckheit. vñ werden von dē altē geleicht eynē driackers
Doch der dyptam ist nit vor swanger frawen.

Also hab ich kortz gesagt von den dingen die außwendig vñ inwē-
dig zu nutzen synd zu bewaren den menschen vor der erschrockēliche
krāckheit der pestilentz Ane zweifel wer dy obgeschriben lere merckt
vnd sich dar nach regiret sein leib wirt rein funden. das verleihe vns
got Da mit sei genug gesagt von dem ersten teil.

Der ander teil dises Regiments wan die pestilentz den menschen hette an-gestosen. wie sich der halten vnd was man dem geben soll.

Vn wil ich kurtzlich setzen wan die pestilentz eynē menschē
ankommen wer. oder empfunde etlich der hirnachgeschriben
zeichen. wie man dem mit der hilfe gotes helfen sol. Czu dem
ersten volget das haubt wee mit schure seyns leibs Das an
der zeichen grose inbrinstige hitze inwēdig doch außwēdig ist sy leidlich
Das dritte er begert kalten luft vnnd zeucht den an sich mit groser be-
gird mit angsten vnd swarikeit. Das vierde groser durst. durrkeit sei
nes mundes. swertzen der zungen mit kleynen bletterlin in dem mun
de vnnd lefftzen. Das funfte. seyn hertz klopfet vnnd zittert. Wan
nun der mēsch etlich oder alle czeichen vernempt. So nem er von stūd
an. es sei tag oder nacht eyns gulden swar dits obgeschribens puluers
bezoartici vñ eyns gulden swar von eynem guten driackers. menget dy
zu samen vnd gieß dar zu rosen wasser vnd ampfer wasser zu eynem

drunck vñ drinckt dz zu samē rein aus. Habt ir aber dises vorgeschriben aqua vite So nempt dar von eyn lot vnd mengt dar vnder eynē drunck rosen wasser oder ampfer wasser.
Habt ir aber der obgeschribē latwerin So nempt dar von eyn lot als sy ist. oder mit rosen wasser gemengt vñ das gedrunkē. Nun ist wol zu mercken. wan der kräcke dz puluer. aqua vite oder dy latwerin nit bei im behalt. vnd dz von im breche das dan eyn zeichen groser vergiftung des hertzen ist. Darvmb so sol der krancke seinen mund wasschē mit wein vñ von stund eyn anders nemē. vnd ob er dz widerumb breche von im So sol mā im widerūb ein anders geben also läge bis doch etwas bei im bleibe. Furbas ist wol zu mercken ob der kräcke behalt dz puluer latwerin oder wasser bei im oder nit. dannoch sol der kräcke alle tage auf dz mynst dz puluer latwerin oder wasser zwe mal nemen. vñ vier tage nach eynander. besunder so der mag aller lerest ist. als des morgēs vnd des abents vor dem nachtmal Auch mag man des nemē wan eyner zu bette wil gein. wan es seer not wer.
Nach dem vnd der kranck das puluer latwerin oder wasser gedrūken hat So besecht das der krancke ein stulgang hab er das mann im zu der ader las vnd mag er nit naturlich So macht im den mit einem zepflin oder mit eyner senfften cristir Dar nach von stūd sol der kräck ein ader lassen offnen. als ir nun horen werden.

Nun volget hir nach Von dem aderlasen. wie man sich da halden soll.

Nun merckt gar eben von dē ader lasen Dan zu der ader lasen in diser kräckheit seer gut ist besunder zu rechter zeit. vnd die rechte ader die dar zu dynet geschlagen. Darvmb wan eyn mensch in die pestilētz gefallen ist. ob die apostem dannoch nit erschynen ist Gleichwol sol man im zu der ader lasen an dem ende da er sich aller merst beswert empfindet. Also empfindet er das hewbt beswert So las man im die hewbt ader auf dem arm. Wer aber die selben ader nit finden mocht so mag mā iren ast lasen auf der handt tzwischen dem daumen vñd dem deire finger. Empfindet aber der mensche sich beswert mitten des leibes So sol man im lasen die median. Empfindet sich aber der mensch beswert nach bas her nider am leib vmb den nabel oder dar bei So sol man im lasen die leber ader an dem arm die vnderst ader Oder iren ast auf der handt tzwischen dem kleinen finger vnd dem goltfinger rc.

Wan sich das apostem ertzeigt hatt.

Hat sich das apostem ertzeigt hynder dem oren oder dat bey So sol man eylent lassen dy haupt ader. oder iren ast bei dem daumē. vñ auff dem selbigen arm. an welcher seytē sich das apostem ertzeigt hat.

Ertzeigt sich dan das apostem vmb die brust. so sol man im lassen die median auf dē arm do bei es sich ertzeigt hat.

Ist es aber vnder dē arm. so sol man im lassen die leber ader des selben arms oder iren ast auf der hant bei dem kleynen fynger

Ist es aber bey dem gemecht. so sol man lassen dy frawē ader vnden auf dem selbigen fus ynwendig vnder dem knoden

Nun merckt eyn gemeyne regel auf alle vorgeschriben aderlasenn. Das man in diser kranckheit alle mal lassen sol dy ader der selben seitē do dy bule oder apostem ist. vnd nit anders Wan lies man dy ader an dem rechtē arm so dz apostem vnder dem linken arm were. so zug mā dy gift wider hindersich zu dem hertzen. des doch dy natur von dem hertzen aus getriben hett In dem doch vil lewt vnd auch wundartzt seer irrendt vnd dar durch vil mēschen vmb ir leben kommen

Auch ist furbas mer zu mercken. dz alle doctores einhelliglich sprechen dz man das blutt sol lassen gen so lang bis der mensch schir woll verschwymeln Wil aber der mēsch auf eyn mal so vil blutt nit von im lassen. so mag er zum ersten eyn gute les thun. dar nach vber iiij. oder v. stundē aber eyne thun. nach der lere Auicenne.

Welchem menschen zu der ader zu lassen sei.

Nun ist mer zu merckē dz nit allen mēschen zu der ader zu lassē ist Wan welcher mēsch seer alt ist. vnd kynder dy vnder xi. oder xij. iarē seyn Auch zu zeiten Schwanger frawen den sol man nit zu der ader lassen. man sol aber den selben kopffe setzen dar fur. Vnnd also fur die haupt ader sol man kopffe setzen auf den hals vnd vil blutt dar aus ziben Fur die median. sol man kopfe setzen auf die schulter Fur die leber ader sol man kopfe hynden setzen auf die lenden Fur dy frawē ader sol man köpfe setzen hynden ob der knyebugen oder bei dem knye dar neben.

Nu ist furbas zu betrachten. wan ytzt der kranck dz obenge schriben puluer. aquā vite. oder latwerin genommen vnd czu der ader gelassen oder kopf gesetzt vñ ein stulgang gehabt hatt So legt den krancken in ein bette. vnd deckt in warm zu das er woll switz vnd wischt dan den sweis mit reynen tuchern ab Dar nach so legt den kranckē an ein reyn luftige weite stat. do dy laden vnd thuren offen sein tag vnd nacht. es sei dan seer kalt. Vnd strewet in dy kammer krewter oder macht ein roch als ich in dem ersten teil gesagt hab

Auch nempt ein leynen tuch vnd netzet das in rosen wasser vnd essich vnd hengt das an eyn stange bei dem krancken in dem gemach-

Auch besprengt ein heisen steyn mit wein essich bei dem krancken. vñ besprengt oft des krancken wonūg mit frischem wasser   Es sollen auch nit vil mēschen bei dem krācken sein   Der krācke sol alleczeit haben in seiner hand ein queden oder ein apfel. oder ein swā mit wein essich vnd offt dar zu richen

Wan nun der kranck nach dem allen Ryewig sy. so sol man in speisen mit guter speis als rephiener kleine fogel hiener rc̄. Jr solt auch alle seine speis besprēgen mit wein essich Er sol auch offt essen vñ trinken Sein tranck sol sein gersten wasser oder ein klar dynn byr Man sol im auch geben eyn huner brie auch von einē gestosen bone Itē fursten herrē vnd vermugenlich lewthe mugen mit irer speis lasen siedē vngerisch gold Jacincten Saphir vnd Rubyn

Furbas solt ir mercken dz man dem krācken alle morgen iiij. tag nach einander geben sol dz. obgeschriben puluer. wasser des lebens oder latwerin als ich vorgesagt hab. vnd dar tzwyschen von einē andern lieblichen confect. des das hertze krefftiget vnd die hitze myndert. als manus cristi mit Berrlen rc̄ Oder ein tranck Oder ein solich confecte als hir nach geschriben stett. dar von mag man essen wā man wil

Ein gut lieplich confect zu krefftigung des hertzē. fur den durst vñ fur vberig hitze   Schreibt also in dy apoteck

R. Conserue rosarū Conserue boragis Conserue buglosse. ana. ʒ vi. Manus cristi cū perlis ʒ i Margaritarū ℈ ß Sandalorū oim Corallorū rubeorū Semis acetose Corticū citri ana ℈ i Ossis de corde cerui q̄ viij. Radicis tormētille Valeriane ana ℈ i. Foliorū auri puri nūro vi. Syrupi acetositatis citri parū Misce et fiat in modū conditi

Ob aber der kranck so vil hitze hette So last im in der apoteck machen ein kuel wasser dar inne netzet ein rot seiden tuchlen eyner hant breit vnd legt im dz vber die lincke brust auf das hertz Doch sol es ein wenig lawe sein nit gantz zu kalt   Vñ schreibt es in dy apoteck also

R. Aque rosarū quartā vnā Aque violarū Aque acetose Aque buglosse ana q̄r. ß. Sandalorū oim Rosarū rubearū Spodij Corallorū rubeorū et alborū Corticum citri ana. ʒ. ß. Camph ℈. i. Croci Ossis de corde cerui ana. ℈. ß. Misce pro epithimate fiendo.

Wer aber das nit gehaben mochte der nem ein halb lb. rosen wasser vnd meng dar in ein quintin des obgeschriben puluers bezoartici: vnd lege das auch also mit eynem seiden thuchlen vber die lincken brust

Mit dem wil ich also kurtz gnug gesagt haben von den dingen die auswendig vnd ynwendig die gift austreiben. vnd den menschen mit der hilf gotes vor disem erschrockenlichen vnd gehen tod bewaren. Des helf vns der. der alle gyft zu nichte machen kan.

Der dritteil dises regiments ist. was man vber das apostem legen vnd wy man das halten sol.

En dritten teil dises regiments czu vulbringē wirt czu mer-
ken. wan alle obgescribene ding vulbracht synt die ich ge-
gesetzt hab das ist gutt wer das mann lies kopf setzē vnder
das apostem oder bule. das die kopf dy gift von dem hertzē
oder hirn rc. mit macht herczu zugen. Wie doch etlich doctores sagē
dz man die kopf solt auf dz apostem setzē. des doch nach meinē gedū-
ken. auch als ich gesehen hab nit alle mal von einē yglichen czuleiden
stedt Hirvmb wā das apostem wer hynder dem ore So sol mañ czuē
kopf setzē darunder an den hals by zue oder dry finger breit. vnd die
nit lasen hawen mit dem eysen. vnd eynē kopf vnder den andern setzē
das die vberig gift hirtzu von dem hyrn getzogen wurd Also auch
wañ das apostem vnder dē arm ist. so sol man auch czu gleicher wei-
se czue kopf setzen. einē vnder dē andern vnd die auch nit lassen howē
Darvmb das dy vberige gift krefticlich von dem hertzē hirczu getzo-
gen wert Ist aber das apostem an dem fus. so setzet einē kopf dar-
unter vnd last dz howē vnd das vberig vergifte blut heraus czyhen
Hir ist czu mercken gar eyn gute lere Das ir den pestilentzigē aposte-
men keyn arczeney czufugen oder uberlegen solt die kelte oder hyn-
dersich treibe Als hauswurtz Nachtschattē Wegebreit Wormkrut
Rosen oel Essich oder ander kalte ding. wañ es ist hir noth das mann
dy gifte heraus czyhe. was aber keltet das treibet hindersich.

Darumb so sol mañ vberlegē emplastra dy die gift mit macht her-
aus zyhen oder ander ding dy das von natur heraus zyhen Als dā
ist eyn swartzer hañ. dem sol mañ dy federn vmb den stertz aus pflic-
ken vnd den stertz wol mit saltz reiben. vnd den also lebendig mit dē
stertz auf das apostem halten So czucht er die gift an sich. dz er dar
von stirbt. dar nach halt also ein andern dar vber als vil bis einer le-
bendig blibe Auch ander vil dyng die das von natur auszihen. des al-
les czu schriben vil czu lāg wurd vnd dem leser verdries bringē mocht
Doch sy das gesagt denen die nit alweg pflaster bei ynen haben mugen.

Vnd wil auch hir lern machen ein pflaster das gering czu machen
stet vnd kostlich ane czweifel ist Es czeucht dy gift aus vnd verzeret
vnd totet die ausgezogē Nempt ein oder czwe zipollen oder zwibel
genāt vnd sneidt oben die hewbtlen ab. vnd nempt sy ein wenig aus.
vnd fullent sy dan mit gutem driackers. vnd decket dā das abgesnyt-
ten hewbtlin widder daruber. vnd legt sie dā vnder ein heysse aschen

vnd laſt ſie bratẽ Und wã ſie gebraten ſein ſo ſtoſt oder reibetz kleyn
Und machet daraus ein plaſter. vnd legt das vber das apoſtem. vnd
ernewert das alle morgen ein mal. vnd iſt zu diſer kranckeit ſer gut be-
ſunder kindern.

Welt ir aber haben ein ſer gut ſtark pflaſter. das die gift in zwe oder
drei ſtunden mecklich herczu zeucht in ein blaſen. die man gar gering-
lich offenen kan So ſchreibt die hirnachgeſchriben recept in die apo-
teck Und wan das gemacht ſei ſo ſtreicht das auf ein thuch vnd lege
es vber das apoſtem. Die recept des plaſters

℞. Armoniaci ℥ ß Bdelij Serapini ana. ʒ ij. Sinapis Piretri. a-
na. ʒ. i. Euforbij Caſtorei. ana. ʒ. ß. Vitrioli. ʒ. iij. Ficuum pinguiũ. nu-
mero iij. Fermenti acri ℥ ß. Gume in vino diſſoluatur. et colletur et a-
liis commiſceatur Et addentur Cantarides abſciſis alis capitibus et pe-
dibus n mero. x. et fiat emplaſtrũ ſeu maſſa pro emplaſtro ſiedo. Et
erit fortiſſimum

Man merckt furbas wañ das apoſteim czeitiget. er dañ das gantz
czeitig werde. ſo ſol mañ das laſen aufthun. es ſei mit ſneiden etzen o-
der brennẽ. doch ſo brechen ſy gewonlich ſelb auf von den obgeſchribẽ
pflaſtern Und wañ man dz aufſneiden wil ſo ſol man dz aufſneiden oder
hauwen an dem vnderſten teil. dz es deſterbas, gereynigt werde Wan
es aber dem kraken groſen ſmertzẽ bryngt ſo man das alſo vnzitig auf
thut hirvmb ſo legt daryn ein meiſel von dem weiſſen eyns eyes vnd
ein wenig totters geklopft mit roſen oel das gelegt den ſmertzen.

Nun wy mañ das reinygẽ vnd czuheilen ſol enpfilh ich den wund-
ertzten. die der ſach wol recht thun werden. Dar mit wil ich beſchloſ
ſen haben diſen drittẽ teil vñ das gantz Regiment wider die erſchrockẽ
liche gyftige kranckheit der peſtilentz. Und hoffe das ane czwifel wel-
cher ſich halt nach laut des Regements dem ſol nit leid ſeyn vor dyſer
kranckheit. Des helf vns der. der alle gifft vertreiben vnnd alle vnſer
kranckheit des liebs vnd der ſeele helffen kann. Amen.

Gemacht vnd geendet zu Colen an der Sprew Anno ꝛc. lxxxiiij.
Awf mantag nach Crucis exaltationis.

Hölzerne Arzneibüchse und Arzneischachtel. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitte vom Jahre 1486. Nach H. Peters.)

und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes genannt — hausten zum größten Teil in „Bursen", gemeinsamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der Meister, Magister. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten, nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Bayern, Polen, Sachsen; sie kürten ihren Rektor, gewöhnlich aus ihrer Mitte. Aber diese älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künstlicher geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft der freien Künste anspruchsvoll die Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer Nation, sondern auch entweder einer Fakultät oder dem großen Verband der Artisten angehörte. Im Anfange bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Anforderungen der Fakultäten das akademische Leben. — Wie groß das Bedürfnis solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt folgten noch im 14. Jahrhundert. Und die neue Art von Genossenschaften, welche durch die Universitäten in das Leben der Deutschen gestellt wurde, hat allein von allen Vereinen des späten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unablässig wird das wissenschaftliche Denken des Menschen beschränkt und geirrt durch die Mängel seiner Erkenntnisquellen, in den Naturwissenschaften durch die Sinne und die Instrumente, welche zur Ergänzung derselben erdacht werden, in den historischen Wissenschaften durch die Unvollständigkeit und Unsicherheit der überlieferten Grundlagen. Und unablässig ist der Gelehrte bemüht, diese Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufsuchen alter Überlieferungen zu bessern. Größer aber ist die Beschränkung, welche dem Wissen jeder Zeit durch die Hast der Vermutungen und das übermächtige Eindringen der Phantasie in die geistige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit sieht überlegen auf solche Trübungen der Wahrheit in früheren Geschlechtern zurück, welche durch stärkere Erkenntnis und bessere Zucht der folgenden Geister überwunden sind, aber keine ist frei von neuen Irrungen, welche ihr eigentümlich sind. Der Geschichtschreiber der Gegenwart ist allzu geneigt, Leben und Staatskunst vergangener Fürsten so zu deuten, wie er sich die Politiker seiner Zeit vorstellt, gedankenreich, systematisch, mit Parteibestrebungen und geheimem Plan; aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächsten Vergangenheit; er ärgert sich über die rednerische und schönschreibende Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Tatsachen ihm sehr auffällig erscheint, und er sucht die epische Zurichtung geschichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse dem alten Berichterstatter ganz unwesentlich war gegenüber einem überlieferten Verfahren der Umbildung, in welchem das poetische Bedürfnis des Volkes sich geltend machte. Ähnlichen Wandel in der täuschenden Zugabe unserer Einbildungskraft lehrt die Geschichte der Naturwissenschaften. Von der heutigen Ansicht über Entstehung der Menschen und Bildung des Sonnensystems

blicken wir zurück auf eine lange Reihe großer Vermutungen und Lehrgebäude, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, sondern auch eine eigentümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir sind uns wohl bewußt, daß die kühne Arbeit der Phantasie, welche die zahllosen Lücken unserer Wahrnehmungen ergänzt und sich notwendig und untilgbar in unsere feinsten Schlüsse eindrängt, in jeder Zeit durch die Beschaffenheit der gesamten wissenschaftlichen Erkenntnis bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unablässig treibende Sehnsucht des Menschen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menschheit sich begreiflich herzurichten.

Von solchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wissenschaft in früherer Zeit der Teilnahme und Forschung höchst würdig. Wenn der Alchimist ruhelos Gold aus unedlem Metall oder ein Lebenselixier suchte, so war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zusammensetzung und Formenwechsel geheimnisvoller Naturstoffe, und wenn der Astrolog aus der Stellung der Gestirne gegeneinander das Schicksal des Menschen bestimmen wollte, so war der Zusammenhang, den er zwischen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige Bedürfnis, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zusammenhängendes zu erfassen. Der Sterndeuter und der Goldsucher haben nicht nur ihrer eigenen Wissenschaft unentbehrliche Dienste getan, sie haben gerade durch diesen phantastischen Zusatz das ganze Volk zur Teilnahme herangezogen, sie haben auch andere Arbeit des Gemütes und denkenden Geistes mächtig beeinflußt. Wiclif und die Professoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Vorherbestimmung wieder auf, weil dieselbe durch die Astrologie zu einer Lebensfrage für die Christenheit geworden war, und die Mystiker erfanden sich genau wie die Alchimisten lange dichterische Bilder und Gleichnisse, in deren Deutung sie das Mysterium der Gottheit zu erfassen suchten.

Seit dem 13. Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden der Antrieb für Naturbeobachtung im Volke sehr gesteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Astronomie, Kalenderwesen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeschichte, Rechnen, Messen, Erkunde, und erwiesen besondere Teilnahme für alle mechanischen Künste. Es ist sehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge schärfer und die Beschreibung genauer wird, das Einordnen und Teilen, das Erklären und Aufzählen wesentlicher Merkmale überall reichlicher; diesen Fortschritt schuf nicht vorzugsweise die scholastische Philosophie, welche von Frankreich her in die Klöster und großen Stadtschulen drang, sondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Fassen der Form und Zusammensetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwicklung der Handwerkstechnik dem Gebildeten die Freude und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahre 1300 die alte epische Erzählungs-

weise in Vers und Prosa fast plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der städtischen Chronisten haben oft eine erfreuliche Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, trotz mangelhafter Kenntnis und engem Gesichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gassenlieder des Jahres, andere alle Denkwürdigkeiten an Geburten, Wassernot, auffälligen Tieren; die liederlichen Verse des Spruchsprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche sein Kreuzheer übergeschifft wird, und die Tiefe des Wassers; auch in den kleinen poetischen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, umständlich ausmalende Erzählung. Wer aber wißbegierig die Dicke des Baumstammes maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, welche der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Rutenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem sorgenvollen Tage sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie gerät, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen anderer gelegt, der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbsttätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war zumeist nur die Arbeit weniger großer Denker, welche sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbsttätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, welche den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am wertvollsten, die Weisheit, welche er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzuteilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehren werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rates, die Kenntnis und das Ansehen des römischen Rechtes steigt schnell. Die Ärzte sind weniger selten; wenn sie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, so stellen sie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Pest die Stadt verlassen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angestrengten und leidenschaftlichen Prüfung unterstellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, bestimmen auf Jahrhunderte das politische Schicksal der Nation.

Wer jetzt die Sache der alten Kirche verficht, der sollte sich hüten, das Schmachvolle ihres Verfalls im 14. und 15. Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigstens

Uniuersis presentes litteras inspecturis Raymondus peraudi sacre pagine professor Archidiaconus Aluisiensis in ecclesia xanctonensi Sancte sedis apostolice prothonotarius et Commissarius in hac parte Decanus et Capitulum ecclesie cathedralis Xanctonensis salutem. Notum facimus quod felicis recordacionis Dominus Sixtus diuina prouidentia papa quartus cunctis vtriusque sexus christifidelibus qui pro tuicione orthodoxe fidei contra thurcos et reedificacione ecclesie nostre Xanctonensis sede in toto orbe terrarum ad honorem beati Petri apostolorum principis fundate de bonis suis specialiter intencione pie distribuerint vel per nuncios nostros miserint quod possint eligere confessorem secularem vel regularem qui eos ab omnibus excessibus et delictis preterquam sedi apostolice reseruatis totiens quotiens opus fuerit absoluere possit Et insuper toties quotiens ad talem statum deuenerint ut verisimiliter de eorum morte dubitetur aliquis in mortis articulo plenariam omnium suorum peccatorum remissionem eis valeat impertiri de sue plenitudinis potestatis facultatem concessit. Et sanctissimus in christo pater dominus noster Innocentius papa octauus et modernus approbauit..

Facultas associacionis siue participacionis omnium ecclesie suffragiorum in quibus nunc et in perpetuum participent nedum obtinentes huiusmodi gratiam confessionalis sed etiam eorum parentes et benefactores defuncti que facultas taxata est vnica taxa sicut cum confessionali

Voluit quod idem sanctissimus dominus noster motu proprio omnes et singulos huiusmodi benefactores atque eorum parentes defunctos aut eorum benefactores qui cum caritate decesserunt in omnibus precibus suffragijs missis elemosinis ieiunijs orationibus disciplinis et ceteris omnibus spiritualibus bonis que fiunt et fieri poterunt in tota vniuersali sacrosancta christi ecclesia militante et omnibus membris eiusdem in perpetuum participes fieri. Cum itaque deuotus in christo   ad ipsius fidei piam subuentionem et defensionem et dicte ecclesie reedificacionem iuxta summi pontificis intentionem. prout per presentes literas sibi in huius testimonium a nobis traditas approbamus contulerit eiusdem auctoritate pontificis sibi ut indulgentia predicte ecclesie concessa quad in superioribus contenta vti et gaudere valeat merito constat esse concessum. Datum sub sigillo predicte ecclesie ad hoc ordinato. die

Mensis   Anno domini Mcccclxxxvj.

Forma absolutionis in vita toties quoties

Misereatur tui etc. Dominus noster Jesus christus per meritum sue passionis te absoluat. Auctoritate cuius et apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa: ego te absoluo ab omnibus peccatis tuis In nomine patris et filij et spiritus sancti.

Forma absolutionis et plenarie remissionis in mortis articulo reali vel verisimili.

Misereatur tui etc. Dominus noster Jesus christus per meritum sue passionis te absoluat. et ego auctoritate ipsius et apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa: te absoluo Primo ab omni sententia excommunicationis maioris vel minoris quam incurristi Deinde ab omnibus peccatis tuis contritis confessis et oblitis: conferendo tibi plenariam omnium peccatorum tuorum remissionem: remittendo tibi penas purgatorij inquantum sancte matris ecclesie se claues extendunt. In nomine patris et filij et spiritussancti Amen.

II S. 340.

Raymundus Peraudi, Ablaßbrief. Köln, Ulrich Zell, 1486.

Sixtus de verde paweſt hefft gegeuen allen
mynſchen de dit nageſchreuene beth leſen vor de
me bylde marien dar ſe ſteyt yn der ſonnen vnde
hefft de mane vnder oren voten vñ ihesum uppe
oren armen. xi. duſent yar aflates

Begrotet ſiſtu aller billichſte maria Eyne
moder gades. Ene koninginne des hemels. Ene
porte des paradiſes. Ene vrouwe der werlt. Du
byſt eyne ſunderlinges reyne: Junckfrouwe. Du
heueſt vntfangē ihesum ſunder ſunde. Du heueſt
getelet den ſchepper vnde den ſalichmaker diſſer
werlt dar yk nycht anewvuel. Bydde vor my
ihesum dynen leuen ſone vnde vorloſe my van
allen quaden. Amen

Sixtus IV, Ave Maria, niederdeutsch, mit Ablaßverheißung.
Einblattdruck, 8⁰. Lübeck, nach 1493.

scheint eine bessere Beweisführung für den sittlichen Hintergrund der Lehre, welche sie in ihrem Bekenntnis zusammenschloß, daß sie sich aus jener tiefen Versunkenheit noch einmal erheben konnte. Es ist wahr, daß jedes Urteil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genossenschaft grausam gegen die vielen einzelnen wird, welche sich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorsichtiges Urteil vor Zuständen einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erscheinungen zu schnell auf das Ganze zu schließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßstab, der uns, im ganzen betrachtet, so sicher ist wie irgendwelche Kunde über Verhältnisse alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der unleugbaren Schlechtigkeit einzelner Päpste und Kirchenfürsten, und nicht in der Menge von anstößigen Geschichten, welche aus geistlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöstern überliefert sind, sondern in dem abfälligen Urteil solcher Zeitgenossen, welche unzweifelhaft den Wunsch hatten, die Schäden ihrer Kirche zu bessern. Wenn seit der Hohenstaufenzeit über irgend etwas in Deutschland Übereinstimmung besteht, so ist es über den Verderb der Klerisei und über das schlechte Regiment in Glaubenssachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über das öffentliche Ärgernis, Konzilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn die heiligste Einrichtung in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen so wenig zu entsprechen, so haben die Spätern ein volles Recht zu verurteilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Neugestaltung der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und andern, daß diese Verbesserungen durch mehrere hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit reformsuchender Konzilien, welche seit Kostnitz anfing, endigte erst im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Konzilien überhaupt aufhörten, und daß die tatkräftige Wiederherstellung der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholizismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholizismus sind auf sie zurückzuführen, die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Sätze des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern, welche sie verachteten, und bei den Heils-

mitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des einzelnen Christen und einer Opferung für Gewissenskämpfe im ganzen nicht günstig. Das harte, rührige, derb praktische Geschlecht sah mit Mißtrauen auf jeden einzelnen, der sich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte als seine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Geheimnisse des Glaubens und den Inhalt der Lehrsätze nicht leicht. Die Kenntnis der Glaubenslehren war selbst bei Anspruchsvollen meistens sehr mangelhaft. Es war gut, wenn sie die heilkräftigsten Gebete lateinisch hersagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel getan, das Leben der Laien mit geistlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Kultus erhalten hatte, tat er wenig, der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Manne auflegte, war ein äußerlicher. Der Laie sollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten fasten, doch hatten einige dieser Fürsten des Himmels: Jakob, Philipp, Johannes der Evangelist und Bartholomäus, freundlichere Sitte, sie forderten solche Entsagung nicht. Dann waren die vier Fronfasten, die langen Fasten bis Ostern, der Pfingstabend und zwei Marientage. Messe sollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Christen aber sollte sein, daß er wenigstens einmal im Jahre seinem Pfarrer beichtete; wer das nicht tat und starb, den sollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Anteil, welchen im 15. Jahrhundert Millionen am Christentum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, so hatte sie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geistlichen besaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemütlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Bischöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und Harnisch waren ihre Tagesbeschäftigungen, es gab Kirchenfürsten und Äbte, welche kein Latein verstanden und nicht lesen und schreiben konnten. Nicht viel besser erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeistlichen, denen vorzugsweise die Seelsorge für die Laien oblag. Wenn sie beim Gottesdienst Gebete und Reden lateinisch lesen mußten, so buchstabierten sie mürrisch, ohne Verständnis des Sinnes und der Worte, ihnen selbst war barbarisch, was sie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müßiggänger und faule Bauch sich in den Priesterstand drängte[94]. Und der Franziskaner Bernhard Baptisé klagte in der Predigt, die er auf dem Konzil in Kostnitz vor den Kirchenfürsten und der versammelten Geistlichkeit Europas hielt: „So schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist[95]."

Dennoch gab die verlorene Kirche vielen Millionen Trost im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüstliche Glaubensbedürfnis des Volkes richtete

sich das Wenige, was der Kirchenglaube nahelegte, recht gemütlich zu. Vor allem waren die Deutschen damals Geschäftsleute; sie waren gewöhnt, in irdischen Dingen verständig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeschmack von Handelschaft und Vereinswesen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Fasten, Wallfahrten, Almosen und Spenden an die Kirche, waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche sich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und stand seine Rechnung nach der Meinung anderer Leute sehr schlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke getan. Er hatte einem Heiligen besondere Ehre erwiesen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnisvolle Urteil über den Sünder gefällt werden sollte, die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der heiligen Jungfrau, welcher dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werktätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb, von der Verdammnis zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entscheidung und die Schlußrechnung so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des einen auch für andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Tätigkeit zum Besten anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde diesen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehrere Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache, diese Gebete zu veranlassen. Wer den andern um etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hilfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der verpflichtete den Beschenkten, für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hilfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann, das Weib, welches in ihrer Klosterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung zugetan war, der Ritter, der einem Kloster Äcker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchentür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unablässig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen

wollte, wurde Büßer und Klausner; wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte außerdem festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenseitiger Versicherung füreinander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Überschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zugute. Nach diesen Grundsätzen entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Auch diese Bruderschaften wurden kennzeichnender Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewöhnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um miteinander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Genossenschaft ein kleines Kapital für den Himmel angelegt, er hoffte deshalb, nach dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden, und er wollte ungern diese aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig Gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in atemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funke in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand; als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Es ist möglich, das Verfahren jener alten Volksredner aus erhaltenen Predigten zu ersehen. Einige derselben gelten auch uns für edle Muster einer volkstümlichen Beredsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Kraft und treffenden Vergleiche der Sprache und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen

Sequenz von unser lieben Frowen des Mönchs von Salzburg.

O. O. Dr. u. J. (Straßburg, Heinrich Knoblochtzer, um 1480).

II S. 346

aue gracia plena

Sequentz von vnser lieben frowen
des munches von salczburg

Aue balsams creatur/ Du englische figur/ Gott haut in künschem lob/Marie naturenn ob/Prich qual/Rüff suntlich toren/ Vnd wend cristo ymer zoren/

Balsams riechenn süß vnnd starck/ Do jungest blüt vnnd marck/Wer in sündenn ist veralt/Der gewint von dir ain güt gestalt/Wes du dich frow wilt an niemenn/ Der mag got mit wider zemenn Creatur in got gerigelt versigelt/Noch dem gebracht gepontzemiert/Vnd durch floziert

Des bist du frow in gott geschmuckt/ Dar in gedrugt/ Er haut sin mensclich bilde/
Du bist in götlichen hertzen/mit schmertzē/Frowe ie vnd ye gewesen schon/Kunig salomon Dir des gestatt/Din küscher nam got machet zam

Englische sunderlich/ Din hertz was müderlich Das du so wüderlich/ Den küschē müt erdaucht Vnfruchtbar was verflüchet/Des hast du klein gerüchet/ Küsch frucht hast gesuchet/ gelüpte ward nie so recht/

Figur in einheit/Got het dein reinheit/ Lieb fur gemeinheit/Punct in der circelmosz/ Die got vñ vns vmbfahet/ Wol im der dar zü nahet/ Wend frow wer dar von gahet das in din hilff mit lasz/

Got vatter hat sein meisterschafft/ An dir maria wolbehafft/Er gab dir eer schon Küst vnd kraft Die streich es vsz sins hertzen safft/ Mit scharpf fen benseln vngezittert din schön sin götlich ög erwittert

Hat ye hie vor der mine pfil/Drye gantz person so gar subtill/ Gelocket zü der liebe yll/ Das in gnadē richer wil veremet ward / Als fuwer vn̄ stahel/Got mensch der schönster brutt gemahel

In alchamy dē höchsten grad/Haut din kry/ by dinez ertz ward nie kein bly/Quecksilber wil sin fures fry/Flammen wonet dē schwebel by/Kein wider part gott an dir wolt/Wan güt in güt fin itel gold/Glantz in des füres blick/

Rüschlichem lib/ Gab recht lidmasz die modell schib/Drucz dz kein elemēt zü trib/mißfall/Dem iunckfrowlichē weib/Rüch wz der heidē schrib/ Dich hat geziert Jhes9 crist das kein planet dar wider ist/Er bieg dir sin genickt

Lob aller frowen/Laß dich schowen / In himels owen/Arm sel verhowen/Zuck vß klowē des tüf= fels trowen/Sin hohes brangen / ist gefangen/ Du hast der schlangen/Höpt vber gangen / Sin belangen hat leid entpfangen/

Mariam eren ſoll wir gern/Sie kán leren/Võ ſün den keren/gůtheit meren/Seld nit enberen/gen himel ſtellen/Zů dẽ hellẽ ſich nit geſellẽ/Sy kan verſchwellen die vns wellen/ leidlich verfellen/

Naturen der gestein/ Groß vnd klein / Kanst du ein kúsch vnnd rein/Mit adel vber gűden/Rubin wart nie in goldes zem/ Versetzet noch in helffē bein/Der mőcht haben ein gemein/gen tusentfal tē frőden/Die wolt din vnuer malgter grűß/Lie blich vnd suß dem sunder zeigen mag.

Ob aller krűtter art/wer ein gart/ der alle fart/ Wurt gar zart/mit allen wurtzen frűchtē/ dē leg es jn dem wintter hart/So ist dein krafft gar vn-uerkart/Die volgnad hat dich bewart/ mit allen gűtten gnűchtē/ye me du barmhertzig bist/ Je vőller ist din vas von tag zű tag.

Prich gottes zorn frow vnd sprich/sich Ich han schőn gesőget dich min kint du solt bewerē mich Durch all din gűt/so bald nit rich/Wie licht din barmung entwicht/ So wer der tűffel frow/Min kint tű nit also/Du solt sie ergeben mir/die du ge bildet hast nach dir.

Qual strauffet vnns vmb sunde fall schmal zal/in gűt vil bőser wal/suchē wir In disem iamer tall/ Frow das bedenck in dinem sal/ Do du hőrst der engel schall/In sollichem hőhē brys/gőttlicher susser spis/Ein alt schűssel vns her send/Die vns all weltlich lust erwend

Rüff vnns recht als löwe thüt / Spis vnns mit pellicanus blüt/ Vns iüng als fenix in der glüt/ sich vnns recht als der struß sin brutt/stell blick gar hoch in adlers müt/magt vns din ein horn va he thüt/Gib helffans sterck durch sünden flüt/ Du wol geblümte aarons rüt/halt vns alle zyt in diner hüt/Das lib vnd sele behalten werd.

Suntlichē mēschen huld gewin/So in der güten werck zerrin/Wie klein der sünder gütz begin/O himelsche keyserin/ Die trümer in zesā men spin/ wurck blümlin mit subtillem sin/Lustlich ze sehē gottes min/Din kint trut lieblich bey dem kinn/ vnd sprich Wend das der mensch icht brin/ Dye blümlin send ich dir von erd.

Torē ficht die torheit an/sid der erste mā/sich mit besan/Wie kan der mensch dan wider ston/Des welt im selbs des tüffels ban/So im d' geist nün güttes gan/So zucht der lichnā in herdan/ Dar vmb bist du der selden van/ Din barmung nie an im zer ran.Maria höchster trost.wiß vns zü dem. der vns erlöst.

Vnnd het ein mensch gethon alle sund. E die ab grunt in verschlint.Noch kund din trost fur hel lisch bunt.erdencken barmhertzig fInd.Din fleis lich bett/ do nit erwint biß das got /sin zorn ver schwint.Vnd die dy sele zü lössen günd.Dar vmb der engel mund/ dich loben manigfalt. Das du hast gnad vnd gewalt

Wend vns ewig achten.ler vns schwachen.Vest entlichen wachen.Das wir icht erkrachen jn dē rachē.des furm trachen.Als die durē spachē In dē sachē solt du frid machen.Dz wir frölich wer, den lachen.Vnder dines mantels fachen.

Xpo soltu bringē mit gedingen.Das vns mög ge lingen.Ler vnns dar nach ringen das wir zwin gē Der hochfart schwingē.Mach vns frölich dri gen.Da erclingē engelische singē Dz wir sigklichē werdē springē Als her dauit mit der schlingen.

ymer by der maiestat/ ist din ratt. Das vor gat. Din gedat.Wer dir dā gedienet haut frū vn̄ spat den verlat nit so drat Din hilff dz flam sin sel icht braut Du machest kein der sele vnflat. Vnd clei, dest sie mit wisser wat gewurcket mit der selden nat.Köstlich in dinem namen

Zorn an dem Jungstentag gat ver iag. so betag vnser clag.so die eigen schuld vnns neig.Frow so sag.Das vns mag.gottes schlag erwendē. Hilff das kein mensch verzag sit vnser trost Je an die lag.Maria vnser schulde trag.Das vns die vrteil wolbehag bey den vsser welten. Amen

der Hörer, sowie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört und sie wurden allmählich zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geschützt waren. Aber seit das gesprochene Glaubenswort in die Seelen der Hörer dringt, gewinnt leise und allmählich auch das deutsche Volk eigene Gedanken über die Lehrsätze des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt steht für diesen ganzen Zeitraum bis zum Dreißigjährigen Kriege obenan unter den Mitteln, das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, welche das Gemüt des Volkes beherrschen, sind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche suchten gemütvolle Menschen Rettung in stiller Beschauung, in innern Gesichten und schwärmerischem Versenken in die Gottheit. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Mystik überall Anhänger, als ein neuer Weg des armen Christenmenschen die Gottheit zu suchen. In der Kirche des Mittelalters hatten sich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Einbildungskraft so lange gesteigert, bis ihnen nach Angst und Unsicherheit eine Stunde verzückter Spannung kam, dann sahen sie Gesichte, den Erlöser, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zusprachen. Es war für Hunderttausende derselbe aufregende Vorgang, die Ausübung der Aszese war in den Mönchsorden festgestellt, der Geübte erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten sich und schauten Gesichte als kleine Dienstleute des Himmelsherrn, sie lebten nach der Stunde ihrer Erhebung vergnügt dahin, ihres guten Verhältnisses zum Himmel sicher; was sie in der Verzückung schauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Gestalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwischen dem Diener und dem Herrn gewesen. Seit die prächtige Entwicklung der lyrischen Dichtkunst unendlich größern Reichtum an poetischen Bildern und zugerichteten Anschauungen in die Seelen leitete, seit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwissenschaft viele Geheimnisse der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeisterten kunstvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Teil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das massenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Besten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein sinniges, leidenschaftsloses und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menschen und alle Geschöpfe Gottes mit herzlicher Liebe umschloß, der Weg zur Gottheit war, selbstlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was diesen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, soweit wir aus ihren Schriften ein Urteil gewinnen, zunächst eine glänzende Anschauung, ein

zugerichtetes Bild, ihnen aber verwischten sich die Grenzen zwischen Gleichnis und der Idee, die dahinterlag, die allegorische Deutung, welche sie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie sahen die christliche Kirche als einen hohen Felsen, von welchem Wasserbäche herabrannen, einen Felsengipfel über den andern aufgetürmt, auf dem höchsten Christus, und sie wurden begnadigt aufzusteigen von einem zum andern, oder sie wandelten in einem himmlischen Rosengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Christus begegnete. Alle Erkenntnis des Menschen wurde geschaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit sieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott; der Zustand der Seele auf jeder dieser Staffeln und das Glück derselben wird ausführlich geschildert, auf der siebenten wird man Gott gleich und schaut ihn „von Auge zu Auge", das unermeßliche Glück dieser letzten Staffel soll St. Paulus einmal genossen haben, vielleicht hat es Maria, sicher aber Jesus Christus.

Diese Art der christlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bilde schaute und in der allegorischen Deutung desselben das unerforschliche Geheimnis zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Kulman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls bezeichnend für die Jahrhunderte des Überganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitteninne zwischen der Mönchsaszese des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Speners.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Spekulation das individuelle Sein aufzuheben. Der Mensch soll sich als Kreatur vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werktätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Übung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am folgerichtigsten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde oder ob sie von der Berührung mit indischer Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die lauten Unzufriedenen in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten, wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber nicht diese Frommen haben den Kampf gegen das Papsttum aufgenommen, sondern die Lehrer der Universität, welche zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volke Zeugnis abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutsche Rebell wird, so wird er es selten aus dogmatischer Starrköpfigkeit, sondern weil ihm sein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt ist. Dasselbe galt damals von den Böhmen.

Denn die hussitische Bewegung begann mit dem Zorn und Ärger über unredliche Gewalttätigkeiten der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren steigerte sie sich schrittweise bis zum Abfall von der irdischen Kirche. Im Jahre 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Vissegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloses Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, spendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geistlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbischof mit dem König Wenzel teilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der sich gegen den Ablaß setzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Kohle, wagte leise zu raunen, das sei nicht Ablaß, sondern Betrug; Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in sehr auffälligem Hut mit den übrigen in Prozession. Damals stand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Vissegrad, welche später die ruhmvolle Stätte seiner Reden werden sollte, und lauschte der Predigt des Magister Stekna, welcher dringend mahnte, ein so großes Gnadenmittel nicht zu verachten[96]. Auch Magister Johannes gab seine letzten vier Groschen dem Beichtvater, so daß er zu Hause nur trocknes Brot zu essen hatte, und wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein gespendetes Geld auf dem Vissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verschwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An dieses Jahr erinnerten die Streiter gegen die Kirche später von den Kanzeln, und Johannes Huß erzählte seinen Irrtum dem Volke und beklagte seine Torheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten hatten die akademischen Händel zwischen den fremden Nationen und den Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. Die Deutschen in Prag standen unter den Slawen als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität als die Mehrzahl; da war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und deutsch gesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß die böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König stützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der böhmischen Bürger und Bauern, vertrat.

Im Carolinum begann der Streit zwischen Deutschen und Böhmen über die Lehren Wiclifs; ein Magister der deutschen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Sätze wurden vom Domkapitel dem Rektor übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei ihrem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten noch darüber disputierten. Das tat der Rektor, aber Mitglieder der böhmischen Partei protestierten heftig gegen die Fälschung der Wiclifschen Lehre, Huß noch mit vorsichtiger Verwahrung gegen ihren

Aus der Konstanzer Konzilszeit.
(Ulrich von Richental, Chronik des Konzils zu Konstanz. Bilderhandschrift u. 1417. Konstanz, Stadtbibliothek.)

Markttreiben:
Fischbänke, auf denen auch Frösche und Schnecken ausliegen.
Wild= und Geflügelbänke. — Fremde Straßenbäcker.

Prüfung der Speisen im Konklave.

Verbrennung des Huß und Vernichtung seiner Asche.

Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg (der die bereits empfangene Lehens-

fahne mit dem roten brandenburgischen Adler in Händen hält) mit der Markgrafschaft Brandenburg durch den Kaiser.

Inhalt. Im Jahre 1409 brach die Spaltung der Universität aus. Die Böhmen hatten beim König durchgesetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugeteilt wurden. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Franzosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien; dort war das Zahlenverhältnis zugunsten der Franzosen, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen[97]. Es kam zum Bruch, die Deutschen und Polen zogen aus — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann —, in der Mehrzahl nach Leipzig zur Gründung einer neuen Universität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalschweres Ereignis für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Gegenpartei gewesen war. Die Fremden, hochmütig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Teil der Universitätswissenschaft verkörpert, die Anstalt verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen vermochten. Bis dahin waren Huß und seine Freunde durch das hohe Ansehen, welches die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, der Kampf um Glaubenssätze wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Huß ward von Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Teil von dem Reste der Universität, sogar die Bürger Prags erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahre 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wiclifscher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahre kam das entscheidende Ärgernis von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XII. gehörte; wer am Kreuzzug teilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünde bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Eine königliche Verordnung hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurteilt. Huß, der keinen Anteil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitäts-

gefolge nach dem Rathause, bat um das Leben der Verurteilten und erbot sich selbst, für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täuschten ihn durch gewundene Rede und ersuchten ihn, den Aufstand des Volkes zu stillen; er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurteilten tumultuarisch enthauptet. Man tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Bethlehem, in welcher die Leichen bestattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Huß bezeugte den Getöteten, sie seien gemordet worden, weil sie dem Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann getan, und legte von der Kanzel Berufung ein an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Hause der Landschaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Konzilium von Kostnitz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Überall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die schamlose Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zuteil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewalttätigkeiten der alten Kirche, welche immer neue Steigerung des Widerspruchs hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Mut und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und in der Zeit; zuerst Slawen, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigentümlich deutsches Verhängnis, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesamten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes noch ein besonders tadelnswertes Ereignis. Man war damals schnell bei der Hand, hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite, nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn nicht die Böhmen trugen zuerst die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahre 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, welche die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher —, entnommen. Das Bruchstück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rerum Lusaticarum I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Heide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich bei beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn einzelner erhebt. Der Berichterstatter, welcher von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urteil.

„Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Übermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus [98], das war ein hohes Steinhaus. Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Stadthause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man miteinander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plaue [99] mit ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und bange ward, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt — es war des Vogtes Gevatter —, der ließ hinabschreien und rufen: ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollte er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er heraufkam, da fragte ihn sein Gevatter, der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der Vogt: ‚Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen.' Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: ‚Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! Das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wolltet Gut und Übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.' Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht

betrübet euch, wir wollen euch und euren Kaplan flören[100] und wollen euch wohl mit hinab- und wegbringen.' Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: ‚Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten.' Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

Während dieser Rede einigte sich der Vogt mit den Bürgern, wie sich ergeben wollten, und sie ergaben sich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da standen die Böhmen und Hussen gar stark unten vor dem Steinhaus und nahmen sie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen sie los und frei hinweggehen. Aber ein großer Teil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über sie kam, da erstickten sie und vergingen alle. Als sich nun alle von dem Steinhause ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und sonst noch ledige Gesellschaft, als Knappen und andere Handwerksgesellen, die nichts hatten, sich loszukaufen und die besorgten, gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und sprach: ‚Liebe Gesellen, wehret euch heute eurer Hälse und steht feste; denn werdet ihr euch gefangen geben, so werden sie euch quälen, martern und peinigen.' Da sprachen sie wieder, sie wollten es tun. Aber als sie sahen, daß sich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben sich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Hussen hinauf und nahmen sie herab und führten sie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meister Ambrosius, ein Ketzer von Grätz[101], der sprach zu dem Herrn lateinisch: ‚Pfarrer, willst du widerrufen und widerreden, was du gepredigt hast, so magst du behalten das Leben, wirst du aber das nicht tun, so mußt du gehen in das Feuer.' Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und sprach: ‚Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unsers heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein willen. Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derselben Wahrheit willen will ich lieber sterben.' Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden sie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die all um den Leib, daß man ihn nicht sehen konnte. Dann zündeten sie das Stroh an und ließen ihn so laufen, und tanzten in dem Heere mit dem Feuer so lange, bis er erstickte. Dann nahmen sie ihn also tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll siedendem Wasser, und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen sie darin sieden. So wurden sie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher gesagt hatte, die kamen mit den Frauen heraus, verschleiert in Weibskleidern, und des einen Priesters Kind, das er auf seinem Arm trug, begann zu weinen und zu schreien nach seiner Mutter, und der Priester wollte dem Kinde zusprechen,

es zu beruhigen. So erkannten die Hussen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; sie folgten ihm nach und schlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünschelburg.

1429. Aber zur Hand danach, als die Hussen heimgekommen waren, blieben sie daheim kaum sechs Wochen. Sie schrien wieder nach einer Heerfahrt und sammelten sich wieder gar stark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner stark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunschweig, die Sachsen und die aus der Mark, und auch ein Teil aus den Reichsstädten. Denn die Hussen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Hussen und die Taborer so weit gezogen waren, bis sie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsstädte und viele andere Lande mit großem Heer gesammelt waren und im Felde lagen, da lagerten sie sich auch gegenüber in das Feld und schlugen eine Wagenburg. Und so lagen die Heere gegeneinander, nur daß sie einander Briefe sandten aus beiden Heeren. Die Meißner schrieben also: ‚Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen.‘ Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: ‚Ach, ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen.‘ Als es kam bis auf den andern Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streite, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen, sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilends jagend auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und teilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei beieinander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wohl sechs Steinbüchsen am Fronleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reisig und stachen ihnen das Wasser ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof

selbst anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller, und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hofe stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechzehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebrannt wurden. Diese selbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Wederau lagen, und das tat er nach Beratung mit andern Schloßherren, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt ließen und nicht so jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Ältesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und berieten sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande Ketzer. Auch hätte diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. ‚Und darum,' sprachen sie, ‚verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu.' Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohlbekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherren. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Lande Frieden geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältnis zu dem Lande haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber[102] nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Lande jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch getan hätten. Und es

war Hermann Zettritz gar fremd, solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm, das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehen vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch stürmen, noch morden und niemand fahen, sondern stille liegen. Aber Eßware und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landschaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und sagten Hermann Zettritz, er sollte dem Lande Frieden schaffen, so gut er könnte. — Da zogen die Hussen wieder gen Böhmen.

In denselben Jahren kamen die Hussen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar rasch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer gesammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Ältester da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als diese nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht fest war noch passend zur Abwehr, und sie sich auch nicht getrauten darin sich zu halten und zu wehren, so berieten sie sich darin, machten kurzen Rat und ergaben sich, so daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adlige und sonst gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löste sich durch vierhundert Schock Groschen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener, und gesellte sich zu ihnen und blieb bei ihnen fast ein Jahr, und half ihnen die Kühe zusammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Husse, Böhme oder Ketzer. Denn wie sie damals Nimtsch selbst innehatten und allen Raub, den sie in dem Lande einstreichen konnten, dorthin zusammentrieben, so hatte auch Hein von Czirnau daselbst das Schloß und Haus, den Falkenstein, inne und war Herr darüber. Dieser Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirsich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Ältesten und Führer der Hussen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu tun, wenn sie ihm folgen wollten, und sprach: ‚Um Löwenberg ist gar ein volles Land, dort wollen wir wohl Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen ist, und an welchen Enden sie gar gut zu ersteigen und zu gewinnen ist. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.‘ Aber Hein von Czirnau sprach so mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde tat, folgten sie ihm, rüsteten sich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hein von Czirnau auf den Falkenstein, dort blieben sie über Nacht. Dort rüstete er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle frischen Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten sich zusammen an einer Stelle im Hause. Als nun die Zeit kam, daß man schlafen gehen wollte, da hatte Siegmund von

Czirnau es so geschicket und gefüget und die Hussen gar weit voneinander gelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirsich und Mihalko, zuoberst in einen Erker und Gemach. Danach lagerte man wohl fünfzig böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen allen ihre Harnische, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüstete sich Siegmund von Czirnau mit den Gesellen, die er auf einen Ort gesandt und versteckt hatte, die nahm er an sich, und sie zündeten viel Lichter und Fackeln und Luzernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben grausam, gräßlich und greulich zu schreien, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen konnten, was die auf dem Hause vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerst mit seinen Gesellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirsich und Mihalko, und er klopfte gar leise an die Tür mit zweean Fingern. Da sprachen die zwei Herren: ‚Kto tho? Kto tho?‘ d. h. wer da? Da sprach Siegmund von Czirnau: ‚Pan Hein.‘ Nun taten sie die Tür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle seine Helfer und Gesellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und schrien mit grausamen Stimmen: ‚Daywothe se, daywothe se‘, d. i. ergebt euch. Da sprachen sie: ‚O pan Hayn, czow wtczmisch?‘ d. i. was tust du, Hain, gegen uns? Da aber sprach Siegmund von Czirnau: ‚Gebt euch nur gefangen, es ist kein Hein mehr allhier.‘ Und das war so, denn Hein von Czirnau hielt sich wo anders im Hinterhalt. Und es geschah in derselben Nacht durch die Schickung Gottes, daß seine Frau, welche die Jünglingin von Teschen hieß, verschied und starb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und setzten sie in eine Kammer, die stand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach sich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam so fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirsich hielten sie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtsch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüstete sich und besandte sich, und es brachen auf wohl an vierhundert Pferde. Sie wußten wohl, daß die Böhmen und Hussen den Willen hatten, in das Land zu ziehen, aber sie wußten nicht, an welchem Ende; deshalb lagerte sich die Landschaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, sehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, sie würden auf Bolkenhain zukommen (wo er damals gesessen hatte), wie es auch geschah. Darum sandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeister sagen und bitten, man solle die Wache stark und gut bestellen, denn er hätte sichere Botschaft, daß die Böhmen und Feinde ins Land

wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeister erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten, und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden nebeneinander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Waschhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe, und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Tortürme oder auf den Kirchturm und auf andere Türme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wohl achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Haustür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, solange bis sie meinen Kram und das Gerät ganz und gar ausgeteilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch taten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause getan hatte, die gingen zu ihr an die Stubentür und beklagten sie, es täte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: ‚Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was

Ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.' — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weggewesen, und konnten doch nicht zu den Toren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Türme und Torhäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Toren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Geräte durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Bögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da sprach ein jedermann: ‚Es ist fürwahr Bolkenhain oder um Bolkenhain.' Da rannten sie und jagten gar rasch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, so daß sie die Feinde und Böhmen daselbst erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Hussen sich wandten und umkehrten nach der Landschaft hin, da wurden sie gewahr, daß noch ein großer Haufe der Unsern über den Galgenberg kam, darauf erschraken sie und gaben die Flucht. Da schlugen die Unsern auf sie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büsche und ließ die Wagen mit unserm Gut und Gerät stehen; das wurde ihnen wieder abgeschlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reisigen. Sie wurden unter die Städte geteilt." — — Soweit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Hussitenkriege verwüsteten das mittlere Deutschland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weise. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schlesien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerstörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge notdürftig gestillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volkes Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girsiks durch zwei katholische Bischöfe, seine Sonderstellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Christenheit war zerrissen. Mitten unter Deutschen bestand ein Gottesdienst, der in blutiger Empörung dem Papsttum abgerungen war. Das Beispiel sollte für die Deutschen nicht verloren sein.

X. Eine deutsche Frau am Fürstenhofe.

(Um 1440.)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schlesier und Hussiten sind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn des Volkes kennzeichnen. Zunächst freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Schilderungsweise des Berichterstatters Martin selbst. In seiner knappen und doch lebendigen Darstellung werden die Tatsachen berichtet, die Betrachtung darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die List des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfnis, sein Urteil auszusprechen, ja, es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch ist am wichtigsten, was geschieht, nicht aber, warum es geschieht und in welchem innern Zusammenhange. Die Bewegungen einer Menschenseele bis zum Vollbringen einer Tat sind noch nicht so durchsichtig oder nicht so fesselnd, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden auch die Menschen, von denen er spricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der schnell gewonnene Entschluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblickes, der meißnische Heerhaufe, eben noch so tapfer, flieht in dem Grausen der Nacht. Solange Hoffnung ist zu leben, spannt sich die Seele erfinderisch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer, von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung ist, sich zu retten, aber gegenüber der Zumutung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbetterin ehren die stürmenden Böhmen und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmut. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die Stärkeren, weil bei ihnen der einzelne am stärksten erfüllt ist von den Gefühlen, welche zum Zusammenschluß treiben und über die selbstsüchtigen Triebe hinausheben. Die Vereinigung von Glaube und Heimatgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht, zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt, für die Lehrsätze ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proselytenmachen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsprozeß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtolds und dem Scheiterhaufen von Kostnitz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den Kreisen seiner Beweisführung, noch war die deutsche Volkssprache nicht zu gewandter Redekunst ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verschiedenheit der Sprachen die Hussiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeisterung einzelner Hussitenhaufen war, die Krieger waren insgesamt noch unfähig zu disputieren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüt bewegte. Erst durch die gedruckten Büchlein, durch die Humanisten und Luther kam solche Fertigkeit unter die Enkel der Hussiten, die böhmischen Brüder.

Diese kleinen Blicke in die gemütlichen Regungen des 15. Jahrhunderts seien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenstarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem sie auftritt, ist der Hof einer deutschen Kaisertochter.

Wenige unserer Hofherren mögen in der Erkenntnis leben, um wieviel behaglicher, sicherer und anständiger ihr Amt ist als der Dienst ihrer Vorgänger, denen Kaiser Wenzel seine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margaretha Maultasch mit festgeschlossener Fürstenhand einen Faustschlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten starke Nerven und eine feste Gesundheit haben, sie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der schlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf schweren Reiseklеppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten stark trinken und die Fertigkeit besitzen, ihre Besinnung später zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn sie nicht von diesem und andern fürstlichen Gästen begossen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen stark betrunkener Männer von rohem Wesen zu scherzen oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geschrei einer empörten Volksmenge gestört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiserhofe, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kasse war, und daß die ehrlichen Bürger müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nötigsten Bedarf an Fleisch und Brot zu liefern. Fast alle größeren Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise

waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im 15. Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigentümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadligen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemütlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen heimisch sind; von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten treulose Selbstsucht und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und untertänigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im 15. Jahrhundert begannen Sprache und Hofton viel von der Unterwürfigkeit zu zeigen, welche durch den Knechtsinn des 17. und 18. Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshofe, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds, Witwe Kaiser Albrechts II. von Österreich, des im Jahre 1439 verstorbenen Königs der Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wohl das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Übergangszeit aus der gewalttätigen Staatskunst des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laster beider Regierungsweisen, ohne die unterscheidenden Vorzüge von einer zu besitzen. Und nicht der Beste ihres Geschlechts war Kaiser Sigismund, übergreifend ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbstgefühl, ränkevoll ohne Energie, der gewissenloseste und dabei der launenhafteste aller Menschen; von großer geistiger Rührigkeit und Tatenlust, ohne stete Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte sein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuschungen, Demütigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen schimpflicher waren als seine Niederlagen. Auch seine Tochter Elisabeth litt an dem Fluch ihres Hauses. Sie war eine kräftige, herrschsüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache sie fertig sprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schicksal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu stürzen. Doch wie sie sonst in der Geschichte verurteilt werden muß, es scheint, daß sie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraushatte: sie besaß ein sicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Diese Eigenschaft verhinderte sie zwar nicht, aus politischen Gründen Unwürdigkeiten zu begehen, denen jede Zeit die Bezeichnung gemein gegeben hat, aber sie fesselte doch die Seelen anderer Menschen fest an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine

Fürſtliche Tafel. 15. Jahrhundert.
(Flämiſche Miniatur aus dem Breviarium des Kardinals Grimani. Bibliothek von San Marco, Venedig. — Nach der Ausgabe von A. W. Sijthoff und Karl W. Hierſemann.)

vornehme Haltung auf andere ausübt, hat sich mehr als einmal als verhängnisvolles Ersatzmittel besserer Eigenschaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adligen Sinnes, bewiesen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner[103], ihr mit unerschütterlicher Treue ergeben. Diese war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Ratgeberin ihrer Herrin. Eine warme Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigen Ereignisse ihres Lebens und ihren Anteil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten ist, näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend ins einzelne gehend, rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der K. K. Bibliothek zu Wien (Nr. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus, herausgehoben.

Zum Verständnis genügt es daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnisvolle Bedeutung hatte: nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals, als König Albrecht starb, hatte seine Witwe Elisabeth den Erben, welchem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und selbstsüchtigen Hader der einzelnen Aristokraten, welcher damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei, zum Teil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit, sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Partei zum Siege gebracht hat. Bei Albrechts Tode war das Land nicht nur durch die Roheit und

die Gelüste seines Adels zerrissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die ungarische Partei vereinigte sich, den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit, dem deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg[104], und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Danach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin; ein Nachtlicht, eine Wachskerze stand auch bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues samtnes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klaftern voneinander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehen, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit frischer Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren wunder und sie rieten, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe tun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Tür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara[105] übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

Nachdem das alles geschehen, schied die edle Witwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit schwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungarischen Herren wollten nur, sie sollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, sie sollte den König von Polen nehmen; aber sie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Ärzte gesagt, sie trüge einen Sohn — und darauf hatte sie Hoffnung, aber sie konnte die Wahrheit nicht wissen und konnte

sich nicht danach richten. — Und ihr ward geraten, den von Polen zu nehmen, und sie sollte unterdes tun, was zu ihrem Besten wäre, man würde dann schon eine Aushilfe finden, daß sie davonkäme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie sie die heilige Krone von den ungarischen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungarischen Herren gern gesehen, daß die edle Königin sich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und sie kam nicht auf das Schloß. Das tat sie in stillem Überlegen, denn zunächst hatte sie Sorge, wäre sie auf das Schloß gekommen, so wäre sie mit Gewalt dort festgehalten worden, sie mit ihrem Kinde; und ferner sollte man desto weniger daran denken, daß sie nach der heiligen Krone trachtete. Deshalb nahm die edle Königin ihre jüngste Tochter, Frau Elisabeth, aus dem Schlosse zu sich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die andern dort oben. Das nahm jedermann wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgesinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog sich mit ihrer jungen Tochter, Frau Elsbeth, aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly[106] kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und sie berieten sich, wie man ein Mittel finden möchte, die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es tun sollte, weil niemand, dem sie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit so gut wüßte als ich. Darüber erschrak ich sehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagnis, und ich dachte hin und her, was ich darin tun sollte, wußte auch niemand um Rat zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht täte und es entstände etwas Übles daraus, so wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein, auf der schweren Reise mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rat gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da riet ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Kroat. Er ward in den heimlichen Rat gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erschrak der Mann so sehr, daß er die Farbe wechselte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu seinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er sonst ein Ungeschick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er sei schwer von dem Pferde gefallen. Und als es sich mit ihm besserte, da machte er sich auf und ritt weg nach Kroatien. Und die Sache mußte länger anstehen und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige seine Wunderwerke bewirken wollte, da schickte er uns einen Mann, welcher willig war, die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der ....[107];

der faßte die Sache weise, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der Tat bedurften, und nahmen etliche Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen samtnen Bettrock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vordern Tür, denn bei der Türangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und tat dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich danach richten sollten, und daß sie bereit wären, nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zur Tür legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deshalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu tun und pochte bis in die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz ersehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin, und sprach zu mir: ‚Frau, seht zu, daß wir Licht haben.' Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft, und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den

Nöten war, durch die Kapelle an die Tür und klopfte an. Da tat ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Tür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der Burggraf daraufgelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem Diener und arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge, die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdes die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deshalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele mit Harnischen an der Tür wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Tür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall, zuerst an die Tür zu gehen, und das tat ich. Als ich an die Tür kam, war das Getöse zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Gespenst war, und ging wieder an mein Gebet, und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell[108] mit barfußen Füßen, und solange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, solange wollte ich am Samstag nacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstag nacht, solange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir sein Erbarmen so offenbar bewiesen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da deuchte mich wieder, daß ein großes Getöse und ein Gerassel mit Harnischen an der andern Tür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenstube war. Da erschrak ich so sehr, daß ich vor Angst am ganzen Körper zitterte und schwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Gespenst, und während ich an der Kapellentür gestanden hätte, unterdes wären sie herum-

gegangen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und lauschte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langsam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Tür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenstube war. Als ich an die Tür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet, und dachte mir wohl, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, stand ich auf und wollte in das Gewölbe gehen und sehen, was sie taten. Da kam mir der Mann entgegen, ich sollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Tür hatten sie die Schlösser abgefeilt, aber an dem Gehäuse waren die Schlösser so fest, daß man sie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entstand ein so großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforschen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da schlossen wir die Tür wieder überall zu und schlugen andere Schlösser anstatt der Schlösser, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außentür sperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petschaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Sekret, das in der Frauenstube ist, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rotsamtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Teil der Federn heraus, tat die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdes war es fast Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wohl, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen, und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann wunder, warum ich das täte. Da sprach ich, ich wolle das auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später tat.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren, von dannen zu fahren, da nahm der, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich

und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hintennach, und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause heraus auf den Markt kamen, da hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wohl zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und aufsaßen, da nahm ich sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht daraufsäße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wohl mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte die eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsamen der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wohl aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten, und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die andern. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug sie an eine Stätte, wo sie wohlaufgehoben war. Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wohl, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Witwen, zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit

dem Kinde gehen. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten, und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt, und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: ‚Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren.' Da stand Ihre Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit[109]. Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin, und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Die lag in der Stube meiner jungen Frau[110], und ich sprach: ‚Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen.' Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: ‚Heiliges Kreuz, wollen wir heute nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren', und wollte nicht aufstehen. Und der Streit deuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschähe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: ‚Wo ist Margaret?' Ich sagte Ihrer Gnaden die törichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: ‚Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei.' Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: ‚Gnädige Frau, wollt Ihr mir gewähren, warum ich Euch bitte, so will ich Euch sagen, was ich in meiner Hand habe.' Da sprach die edle Königin: ‚Ja, liebe Mutter.' Da sprach die Amme: ‚Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen.' Da ward die edle Königin froh, und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbetterin in ein Bett gelegt wurde, und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: ‚Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, solange Ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander gekommen sind.' Da sprach die edle Königin: ‚Wohl ist es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor diesem hat es nie gelingen wollen.'

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, sein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich, und auch die von Kroatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgesinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und sie

fuhren mit den Windlichtern auf dem Wasser und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh sandte man nach dem Bischof von Gran, daß er kommen und helfen sollte, den jungen König zu einem Christen zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meister Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich sollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da sprach ich: ‚Gnädige Frau, ich bin Eurer Gnaden sonst allezeit Gehorsam schuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aessem Margit.' Das tat Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Elisabeth, den schwarzen Rock ab, worin sie um den hohen und teuren Fürsten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von roter Farbe, und die Jungfrauen alle mußten sich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine sichere Botschaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Absicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da sandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange, und wir hatten Sorge, es würde sich zu sehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Festtage geschehen, und Pfingsten waren die nächsten, die waren nicht mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismunds Rock gewesen, das war rot und golden und waren silberweiße Flecke hineingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Tür. — —

* Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: ‚Nun, wie wollet Ihr raten? Unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.' Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Übel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach: ‚Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin.' Der Rat gefiel Ihrer Gnaden wohl und sprach: ‚Wir wollen so tun, und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen.' Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte

sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; das tat ich deshalb, wenn jemand in die Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige seinen Brei machte. * — —

Am Dienstagnachmittag vor dem Pfingsttage brach die edle Königin mit dem jungen Könige auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Kroatien und die Herzöge von Lindbach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette, ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege, und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehen war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

*Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Teil den Herren, die uns feindlich waren. Deshalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin saß mit ihrer jungen Tochter Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, solange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, solange er nötig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum auftun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. —

Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am andern Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.*

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklosch Weida von der freien Stadt uns entgegen wohl mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf dem Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Kroatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern Seite, und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehen, und befahl zur Krönung zuzurichten, wie sich's gebührt und seit alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabeigewesen waren. Am Pfingsttag morgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viele gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Tür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Tür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes, des edlen Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, taten sie die Tür auf und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Miklosch Weida von der freien Stadt dazu bestellt, den jungen König zum Ritter zu schlagen, deshalb, weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beschlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: ‚Unversehrt'. Dies Schwert schenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter schlagen sollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm,

und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und schlug den König zum Ritter, und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich sie sehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die stand neben mir und sprach zu dem von der freien Stadt so: ‚Istemere nem misertem!‘ d. h. auf Deutsch: ‚Um Gottes willen tue ihm nicht wehe!‘ Darauf entgegnete er: ‚Nem‘, d. h. ‚Nein‘, und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbischof von Gran, das heilige Öl und salbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbischof nahm die heilige Krone und setzte sie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Christenheit ist König Laßla, König Albrechts Sohn und Kaiser Sigmunds Enkel, der ist am heiligen Pfingsttag mit der heiligen Krone von dem Erzbischof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn sie haben in dem Königreich Ungarn drei Gesetze, und wo eines derselben abgeht, da meinen sie, daß das Königtum nicht rechtmäßig sei. Das eine Gesetz ist: ein König von Ungarn soll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn soll krönen der Erzbischof von Gran, das dritte: die Krönung soll geschehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbischof dem edlen König Laßla die Krone auf sein Haupt setzte und sie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird selten gesehen an Kindern, die zwölf Wochen alt sind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit ist. Da las man die geschriebene Festordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit sitzen soll. Da nahm ich eine Decke aus seiner Wiege, die war rot und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldenen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, solange man das Amt sang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an seiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte, und das gemeine Volk sich verwunderte und sprach: das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Miklosch, schlug Ritter anstatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niedersetzen, da Gewohnheit ist, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niedersitzen soll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und sein edles Geschlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupte des edlen Königs halten, damit jedermann sah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und

andern Königen Ungarns aufgesetzt worden ist. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Zepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenstab, deshalb, weil er keinen Teil von Ungarn zu Lehen hat von dem Heiligen Römischen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geschlagen hatte, man streute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn so hoch und war so demütig, daß ich arme Frau an diesem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächst bei dem edlen König, deshalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, getan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: ‚Steht auf. Gibt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich euch und euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient, ihr habt an mir und meinen Kindern getan, was ich selbst nicht hätte tun dürfen noch tun können.‘ Da neigte ich mich demütig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost."

Soweit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Übertragung ihres Berichtes wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte, und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den spätern Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessiert am meisten jene Nachtszene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemütsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den Verrat, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wütenden oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet, und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst und die Hoffnungen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnisvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel teilhat, sie fleht zu Gott, ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht tue, und das heißt damals noch nichts anderes als dies: wenn ihre Tat andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, gibt er ihr recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen bei der Tochter des

15. Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Äußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, welche einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnentätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufsteigt, ist allgemein und vorzugsweise kennzeichnend für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Menschen nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbsterkenntnis zu lösen, aber diese Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus. Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher sich mit überlegener Freiheit aus dem englischen Volksgemüt des 16. Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch, dem Werkzeug ihrer Missetat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung", die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeares uns wohl gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

→» XI. In den Turnierschranken (Um 1480) «←

Nach den Hussitenkriegen war auf den deutschen Burgen die höfische Zucht fast vergessen, welche für höchst bäuerisch erklärt hatte, Nüsse mit den Zähnen aufzuknacken, die Äpfel vom Stiel aus zu schälen und die Birnen vom Blütenende. Die Nachkommen jener höfisch geschulten standen in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänse mitsamt den Federn zu essen, einander aus sehr unsaubern Geschirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Gesellschaft unter dem Tische zusammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals sah es in weiten Landschaften sehr schlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren sie als Stand betrachtet doch im Aufsteigen, auch sie wurden von den Umgestaltungen ergriffen, welche seit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche, Staat und Gesellschaft änderten.

Wir dürfen in den landschaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, welche aus den Rittergesellschaften des vorhergehenden Jahrhunderts entstanden, von den Fürsten begünstigt oder angefeindet, den ersten Fortschritt erkennen. Die Reichsritterschaft beanspruchte als Gesamtheit Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn standen, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geistlichkeit und, in einigen Landschaften, der Bauern zu Landtagen zusammenberufen, um dem Fürsten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Teil der Gesetzgebung mitzuraten.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwicklung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürstenmacht und der Geldwirtschaft, endlich die stille Arbeit der Universitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Ärmeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdelust wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unsichere Lage empfanden. Wer aber mit

Seeschiff im Schwimmdock, Venedig. 15. Jahrhundert.

(Nach einem Holzschnitt in Bernhard von Breydenbachs Beschreibung seiner Reise nach dem Heiligen Lande. Mainz, 1486.)

Rhodus-(Johanniter-)Ritter. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Caorsin, Historia von Rhodis. Straßburg, 1513.)

Wappen-Wandmalerei im Schloß Runkelstein bei Bozen. Um 1400.

Reigentanz. Um 1400. (Wandmalerei im Schloß Runkelstein bei Bozen.)

besserem Landbesitz ausgestattet war, der bezog allmählich höhere Renten und suchte sich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürstenhof oder als reisiger Söldner bei einem größeren Kriegszuge. War ein Geschlecht vollends durch städtische Verbindungen zu stärkerem Wohlstand gekommen, so wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung seiner Söhne in der Fremde.

Es ist ein langsamer Fortschritt zum Bessern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er sich zunächst so vollzog, daß die Überlieferungen des alten Rittertums wieder aufgenommen und nach Zeitgeschmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Gesellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abschließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war seit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den städtischen Geschlechtern viel schroffer, nur eine Anzahl derselben wird als gleichberechtigt angesehen, die Ausschließung eines jeden, der im Verdacht steht, Kaufmannschaft zu treiben, wird eifriger und gehässiger. Strenger wurden auch die Ansprüche, welche die geistlichen Stifter an standesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; sie verlangten nicht mehr vier, sondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß sich diese Forderung in der nächsten Folgezeit auf sechzehn und zweiunddreißig steigert; einzelne derselben, z. B. das vornehmste Stift zu Straßburg, schlossen sich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geistlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahre 1483 befohlen, nur Altadlige von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeister. So geschah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beschwerliche Kunst der Herolde für Männer und Frauen höchste Bedeutung gewann. Und die Deutschen erlangten in dieser Zeit den Ruhm, welchen sie nur mit einem Teil der Spanier und Franzosen teilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel notwendig sei.

Noch bestand die Ritterwürde als persönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Ehrentitel „Herr", der Pflicht, einen Knecht als Schwertträger zu halten und bei Kriegsaufgebot mit einer „Gleve" oder einem „Spieß", das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern, ins Feld zu ziehen. Aber diese Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Ansehnlichen des Standes geworden, sie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die wesentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das wertvollere Recht des Eintritts in Pfründen und geistliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, sondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenschilde. Der Schildgeborene, der die goldenen Sporen nicht trug, hatte sich im vorhergehenden Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, seit 1450 wurde allmählich die Bezeichnung Junker üblich[111].

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe erteilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; sogar die Gelehrten, welche die Doktorwürde auf einer Universität erworben hatten, beanspruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin, diese neuen da fernzuhalten, wo sie selbst in der Mehrzahl waren, aus Pfründen, geselligen Vereinen, Trinkstuben und dem Turnier. Durch Schwertschlag wurde die Ritterwürde nur noch bei besonderen Gelegenheiten erteilt. Zunächst bei großen Hoffesten, am ehrenvollsten bei einer Kaiserkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiser und Papst auf die Tiberbrücke, und der Kaiser schlug selbst den Ehrenschlag, zuerst seinen Fürsten, dann vielen andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlassen wurde, in der ersten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten bestand fort; seit der Deutsche Orden in Preußen klein geworden war, suchte der ritterlustige Gesell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebsten im Heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genuesen über Rhodus nach dem Heiligen Land. Hatte er keinen Schwertpaten, der den Schlag tun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Zypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher, unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machumeds nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen, unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einem der zahlreichen Gasthäuser ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten — der Wirt zum goldenen Stern und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar machumedisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Dukaten. In der Herberge zog der Wanderer sein Büßerhemd an, wallte demütig zur Klosterkirche am Heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, welcher den Schwertschlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Bewerber die Beichte ab — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Bußübung gemacht wurde —, dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das Heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stabe nieder und betete — wenn er ein Deutscher war, gewiß inbrünstig mit hochklopfendem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubnis des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Dukaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des Heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rückfahrt nach

Ball einer niederdeutschen fürstlichen Hofgesellschaft im 15. Jahrh. (Kupferstich von Israel von Meckenem: Der Tanz der Herodias.)

(Ball am Hofe zu München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. (Kupferstich von Matthäus Zasinger.)

Rhodus oder an einen deutschen Fürstenhof, so war Brauch, ihm zu seiner Ritterschaft ein Geschenk zu machen, Armbrust, Schwert oder Gewand.

Wie unwesentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterschlag bei einem Hoffest erhalten hatten, erklären durften, ob sie den Ritter annähmen oder nicht. Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu standesmäßigem Aufwand mit Knecht und Rossen nötigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von seinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deshalb vor, daß derselbe Mann mehreremal die Würde erhielt und fallen ließ. Willibald von Schauenburg z. B. wurde nach seiner Versicherung (etwa seit 1468) dreimal zum Ritter geschlagen.

Für die erste Bildungsschule eines adligen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürstenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, so wurde der Sohn Knabe im Dienst eines vornehmen Herrn oder seiner Gemahlin mit einer gewissen Reihenfolge der Dienstleistungen, aus dem Boten wurde der Vorschneider und Tischdiener, der die Teller zu wechseln hatte, die Speisen zu rücken und das Handtuch nach Tische zwischen Leib und Waschbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er sich tüchtig, so bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüssel und wurde ein Kämmerer des Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verstach seine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adligen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raume Karte oder Schach spielten, die Windspiele der Fürstin dazwischen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Musik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Gesicht schlug, wenn es die Tür aufriß, um hereinzugucken.

Am Fürstenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er sie annehmen, so bat er seinen Vater um die Ausstattung, welche viel Geld kostete, drei bis vier Rosse, einen Knecht, Harnisch und Festkleider. Damit war seine höfische Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, sich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu sitzen und mit dem Frauenzimmer seiner Herrin zu äugeln. Er fragte umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reisiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die sagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hofe, wie in der Hinterstube des Kaufmanns; nicht nur von dem Osten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutschen Fürstenhäuser mit den übrigen Königen Europas eng verschwägert, und in jeder Landschaft saßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finstern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botschaft, daß der türkische Kaiser einen Zug gegen die Johanniter beabsichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, so suchte der junge Edelmann gern einen Genossen für die Fahrt und warb bei dem Fürsten,

dem er gedient hatte, um „Vorschriften und Förderniſſe", die Empfehlungsbriefe. Dieſe wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reiſe galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürſten Ehre. Dann zog die Geſellſchaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Furier und Dolmetſch darſtellte, mit einigen Reiſigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reiſende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterſpiel gezogen und wohl bewirtet. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm, ſich dabei tapfer zu erweiſen und nahm er nach Beendigung Urlaub, ſo erhielt er ein Geldgeſchenk oder Goldſtoff und Samt zu Kleidern, und vielleicht die „Geſellſchaft" des fremden Herrn, ſeinen Orden, wie ſie im 15. Jahrhundert an den meiſten Höfen verteilt wurden, ſogar vom kleinen Könige von Zypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieſer Art. So reiſte Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, ſpähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Feſte und den Galeeren des Ordens nach einer türkiſchen Flotte, durchfuhr das Heilige Land und beſah das Königreich Zypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schar zur Unterſtützung der Beſatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer verteidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, beſuchte auf der Heimreiſe den engliſchen und ſchottiſchen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beſchenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen öſterreichiſchen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder ſeiner Kaiſerin, in Schottland den Bruder der öſterreichiſchen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldentat, auch lag ſolche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutſche war ſicher, in Frankreich überall Deutſche von Adel zu treffen, in andern Ländern wenigſtens an der Küſte Landsleute aus Niederdeutſchland.

Kam der Reiſende in die Heimat, ſo wurde ſeine Reiſe die beſte Empfehlung zu einem anſehnlichen Dienſte am deutſchen Fürſtenhofe; denn der Deutſche, welcher von fremden Fürſten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Geſellſchaften" heimbrachte, erſchien dem deutſchen Landesherrn damals ehrenwerter, und er gab ihm gnädig auch ſeinen „Salamander", oder, wenn der Heimgekehrte nicht ſtarker Neigung zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, ſogar ſeinen „Schwan". Im Hofdienſt und am eigenen Herd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, ſich aus gutem Hauſe ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantaſtiſchen Treiben des 13. Jahrhunderts an ſeinem Leben. Er hatte ſeinen Knabendienſt und ſeine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parzival und Herrn Iwein fahre und jede Begegnung mit einem franzöſiſchen Reiſigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohren-

Ritter und Dame. 15. Jahrhundert.
(Kupferstich des Meisters E. S.)

Deutsche Edelleute. 15. Jahrhundert.
(Kupferstich des Hausbuch?=„Meisters von 1480". Der eine Edelmann hält in der einen Hand seinen Falken, in der anderen die Spinnfeder, um den Vogel damit zu streicheln.)

Gotischer Kronleuchter aus Messing. (Kunstgewerbe-Museum, Berlin.)

Gotischer Ofen im Fürstenzimmer des Schlosses Hohensalzburg.

Romanischer Faltstuhl.

Gotischer Stuhl mit hoher Lehne.

Gotiſches Betpult (Kunſtgewerbe-Muſeum, Berlin.)

Gotisches Bett. (Germanisches Museum, Nürnberg.)

Gotischer Schrank. (Kunstgewerbe-Museum, Berlin.)

Ehepaar im Betstuhl. (Städtische Tracht.)
(Holzschnittwerk vom Meister des Creglinger Altars. South Kensington-Museum, London.)

könig. In der Heimat hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienst bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren seit Gottfried von Straßburg jene Poesie, welche bedenkliche Verhältnisse durch glänzende Farben geschmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literarischer Bildung entschwunden, der sie einst allzu empfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meisten der deutschen Fürstinnen hatten so wenig gelernt und gelesen wie ihre Männer, sie verstanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit, und überzählten nicht nur die Stücke Goldstoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gastgeschenk überreicht wurden, sondern zuweilen auch die Töpfe mit kunstreich eingesottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, lasen jetzt statt der Geschichte von Tristan eine Schrift des Pater Ecstaticus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Christi des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Gesell von gesundem Menschenverstand und scharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwert eines geschenkten Ringes genau abschätzte, in Neigungen und dem Ausdruck seiner Gefühle seinem vertrauten Knechte nicht sehr überlegen.

Demungeachtet galt aufstrebenden Männern des niedern Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswertes Stück Rittertum. Das Geheimnis lockte, die Gefahr und die Verehrung vor stattlichem und majestätischem Wesen, und leider wohl auch die eitle Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte seiner Rüstung zufügte und der ihm vor seinen bäurischen Genossen ein Ansehen gab. Es war nicht schön und kein Vorteil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin schenkte, und das Geld, welches sie ihm für seine rittermäßige Ausrüstung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt also wohl, um sie zu sehen, viele Meilen weit, verkleidete sich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verstecke zu, nicht ohne sehr natürliche Verlegenheit und Bedrängnis, und er putzte sich und sein Roß mit ihren Geschenken. Aber zuverlässig dauerte solche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war besser geworden. Die hohe Achtung vor Ahnen beschränkte das Urteil des Junkers in vielem, einen Vorteil hatte der heraldische Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es ist auffallend, wie wenig in biographischen Aufzeichnungen und örtlicher Geschichtschreibung jener Zeit von den Burgfrauen die Rede ist. Aber die Ansprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren gesteigert, seit sie auf die Schilde ihrer Ahnen stolzer war als er, und ähnliche Vorrechte in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanspruchte. Sie war nicht mehr wie sonst die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im besten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, sie fuhr oder ritt

mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den schildbürtigen Frauen ihrer Landschaft einen Zuschauerkreis, welcher die Händel der Männer, den Streit der Gesellschaften, einen Ausschluß Unwürdiger und die Preise, endlich die Freude über einen Sieg der heimischen Landschaft vielleicht leidenschaftlicher durchfühlte als die Speerbrecher selbst. Auch die Frau des Vasallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde wertvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbstachtung und brachte ihre Sittsamkeit in ähnliche Versuchungen, wie einst das einsame Hausen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortschritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Gesellschaft größere Ehre erwiesen.

Die Frauen heirateten jung, und die Ehen waren kinderreich; sorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Basen vor der Vermählung die Gesundheit und Beschaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmlischen Bräutigam überwiesen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloster geborgen. — Das Jahrhundert war leichtlebig, genußsüchtig und zuchtlos, das Maß, wonach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemessen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutschen auf den Burgen und in den Städten weit fester gehalten als in den Nachbarländern, wo die Unsittlichkeit der Frauen, und gerade der anspruchsvollen, sehr arg war. Wir haben ein Recht, anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutschen ein wenig mehr Poesie und Selbstachtung erhalten hatten als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen diesen Fortschritt fast nur aus einer gesteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hause. Der Ofen ist allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasscheiben der Fenster schließen auch die Burgstuben ab, der Hausrat ist ziemlich reichlich und wird immer schmuckvoller und zierlicher. Es scheint wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menschen zu schließen, aber wir sehen doch, daß der Deutsche seit 1450 ein Vergnügen darin findet, sein Haus nicht nur auf der Außenseite für die Fremden, sondern auch im Innern für Weib, Hausgenossen und sich selbst zu schmücken. Hat ihm aber sein Hausleben soviel größere Wichtigkeit erhalten, so ist das ebensowohl Verdienst der Frau als ein Vorteil für sie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürstenhof, nach den Staubwolken der Landstraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Gesellschaften für die alte Ritterkunst, welche der niedere Adel jetzt mit besonderem Stolze hervorsuchte. Seit Ulrich von Liechtenstein waren die Turniere nur von Städten und Fürsten veranstaltet worden, immer seltener, sie waren in Deutschland fast vergessen. Da werden sie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerst durch Fürsten, sondern durch den niedern Adel, dessen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahre früher dieselben Künste geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karls von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaisersohn Maximilian, ob ein

Grabstein in der Kirche zu Schönberg bei Vöcklabruck. (Lindwurmorden – Adlerorden – Zyprischer Orden – Kannenorden – Schuppenorden. Nach den Mitteilungen der K. K. Zentralkommission.)

Herzog Albrecht von Österreich (regierte 1365–1395) in der Ordenstracht der von ihm gestifteten ritterlichen Gesellschaft der Zopfritter. (Glasgemälde des 14. Jahrhunderts in der St. Erhardskirche in der Breitenau in Steiermark, nach O. Henne am Rhyn. Hinter dem Herzoge seine beiden Frauen, von denen eine ebenfalls einen Zopf trägt. Der Zopf ist in eine scheidenartige Umhüllung von Metall gefaßt. Die Tracht ist die des 14. Jahrhunderts, doch bereits mit Anklängen an die Weiterentwicklung. Der Herzog trägt eine Brünne aus Kettengeflecht, die über den Schenkeln sichtbar wird; darüber eine eiserne Rüstung und über dieser den „Lendner", ein eng anliegendes Überkleid von Leder mit ganz kurzen Ärmeln, welches um die Taille und um die Hüften durch Gürtel zusammengehalten wird. Dolch, Schwert und Helm sind mit durch den Lendner hindurchgehenden Ketten am Panzer auf der Brust befestigt; den Kopf bedeckt die Stahlhaube mit der Halsbrünne; den Stechhelm mit Helmdecke und einem Adler als Zimier sieht man über der Schulter, eine Fahne hält der Herzog im Arm. Die beiden Frauen tragen die gefältelten Hauben und die engen, bis mitten auf die Hand reichenden Ärmel des 14. Jahrhunderts. Die Kronen auf ihren Häuptern und die Hermelinmäntel kennzeichnen sie als Fürstinnen, und die Wappenschilde als Böhmin und Hohenzollerin.) [Nach v. Essenwein].

Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab: die nächste Veranlassung ging von der kleinen Gesellschaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, fast der einzigen, die im 14. Jahrhundert den Idealismus des alten Rittertums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erste Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten sich in den „vier Landen" der Ritterschaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Bayern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es bildeten sich zwölf löbliche Turniergesellschaften mit Banner und Zeichen, zum Teil unter gewählten Königen; in Schwaben die Gesellschaft des Fisch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Esels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Gesellschaft des Einhorns und des Bären, im Rheinland des Windhunds und des gekrönten Steinbocks[112]; endlich die große bayrische Genossenschaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Übergriffe Herzog Albrechts noch einmal zu einer politischen Gesellschaft, dem Löwenbund, vereinigte, dessen Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürsten neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster des Goldenen Vlieses, welches Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächst Herzog Albrecht von Österreich die Gesellschaft vom weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Österreich die vom Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust und, wie es scheint, auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied mehrerer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche Tat, wie Diebstahl und Missetat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karls von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Österreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet, und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Teilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels, eine ernste Angelegenheit geworden, um welche viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „geteilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Ausschluß sollte erfahren, wer Gotteshäuser zerstört, Straßenraub oder Wucher verschuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben usw. Jeder hatte zur Teilung Schild, Wappen, Gesellschaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüstung dieser Zeit ist durch Abbildungen und Besprechungen bekannt. Die Turnierspiele waren mannigfaltiger geworden, die Rüstung allmählich

sehr massiv und unförmlich, hoher Stechsattel, Stechhelm, starke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiserner Plattenharnisch und Stechtartsche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eisenschienen gepanzert. Daneben bestand das alte Scharfrennen mit niederem Rennsattel, scharfem Speer, leichterer Schlachtrüstung, hölzerner Tartsche, Eisenhandschuhen, ohne Beinschirmer und ohne eiserne Pferderüstung. Auch die begleitende Musik war eine andere, statt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen sollten solchen Kampf nicht ansehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgestumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben, und anderes Reiterspiel.

Das „Zäumen" war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken gesetzt; wer an einem andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier schlagen; keine Turnierbeleidigung sollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rücksichtslosigkeit geübt; der Stolzeste mußte sich harte Schläge gefallen lassen, wenn sein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Gesellschaft war und sein Klub für ihn Partei zu nehmen pflegte, so waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verstörten diese Feste der Ritterschaft sehr bald, und es erwies sich dafür schon im ersten Jahrzehnt ihrer Einführung der Fürstenhof als die beste Zuflucht wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachsüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieser Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adligen, welche die Ritterspiele besuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgsassen dauerten trotzdem fort, sie wurden erst im nächsten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adlige als Junker oder Ritter sich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln seiner Landschaft versucht und kam er in höhere Jahre, so wurde er wahrscheinlich ein strenger Hausvater, er suchte die Söhne auszustatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernsthaft der eigenen Sünden, trat in eine geistliche Bruderschaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei seiner Leiche brennen sollten, mit düsterem Behagen in einer Truhe neben seinem Bett. War er ein frommer Mann, so teilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter seine Kinder und zog sich ganz in das Kloster seiner Familie zurück, wo er in besonderer Zelle oder Behausung lebte, die Horen des Klosters treulich besuchte und von den Brüdern, welche seiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröstet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche sein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; sein letzter Wille spendete den Armen Kost und Gewand, damit sie für seine Seele beteten.

Von solchem Leben soll jetzt ein Turniergenosse aus den Gesellschaften des Esels und des Einhorns erzählen.

Ritter im Turnier. 16. Jahrhundert.

(Handzeichnung, Städelsches Institut, Frankfurt a. M. Nach A. Schultz.)

Turnier auf einem städtischen Markt.

(Marienplatz, München. 1500. Kupferstich von Matthäus Zasinger. Balkons und Fenster der umliegenden Häuser mit Zuschauern besetzt, der Herzog von Bayern auf dem Balkon in der Mitte. In den hinteren Straßen warten weitere Teilnehmer am Turniere.)

Turnier. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt von Lucas Cranach.)

Turnier. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt von Lucas Cranach.)

Da, wo die letzten Höhenzüge des Thüringer Waldes auf der fränkischen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Tale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landschaft gewährte. Das feste Haus, schon um das Jahr 1000 erwähnt, stand seit dem 13. Jahrhundert im Besitz eines weitverzweigten Geschlechtes. Die Schauenburg waren Ministerialen des Reiches und stolze Lehnsleute des Bistums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufstrebenden Familien, sie waren nahe daran, den Adel zu gewinnen, aber die stattlichen Güter wurden vielfach geteilt und entglitten ihren Händen, sie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im 15. Jahrhundert war der Wohlstand des Geschlechtes sehr verringert, sie hatten die alte Stammburg verloren, saßen vielgeteilt auf mehreren Häusern des nördlichen Frankens, und ihre jüngern Söhne suchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei[113]. Unter den Söhnen dieses Geschlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraufkam, sein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederschreiben lassen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichsten deutschen Lebensbeschreibungen, welche in diesem ganzen Zeitraum verfaßt wurden, sie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutschen als das gute Büchlein Georgs von Ehingen und die Reisen des böhmischen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiserhofes erzogen, als junger Mann von Kaiser Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei diesem die Belagerung von Neuß und den ersten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, der als kaiserlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian stritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieser Feldzüge, er unterwarf Friesland, stieg hoch im Vertrauen seines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung seines Gönners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Dorthin zog er sich nach dem Tode Herzog Albrechts mit seiner Kriegsbeute, er verwandte Geld, die verfallene Burg stattlich und kriegsfest wiederherzustellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hauswesen zu gründen. Es scheint ihm aber gegangen zu sein wie manchem seiner Zeitgenossen, der aus der großen Welt in die enge Heimat zurückkehrte, er konnte sich in den kleinen Händeln der Landschaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmütigen fränkischen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanspruchen er sehr geneigt war. Das Leben auf der Burg seiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden sein, denn er trat wieder in österreichischen Dienst und diktierte als Stadthauptmann in dem Herzogtum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht

entnommen ist. Die Niederschrift ist in der Form sehr ungelenk, und Wilibald erscheint da, wo er von seinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebensachen nicht immer zuverlässig. Er ist kein reicher und kein besonders kräftiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im folgenden werden zunächst einige seiner Stegreifabenteuer mitgeteilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt.

„Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete. Er hat ihn deshalb an den kaiserlichen Hof, und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, getan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei Kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Kardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbaren Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die Kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peters Münster geleitet, wo Sie abstieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peters Altar in langem Gebet. Unser Heiliger Vater, der Papst, trat etliche Schritte oder Stufen höher als die Kaiserliche Majestät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der Kaiserlichen Majestät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deshalb ausgegangen sind, kennen, und so viel durchgesetzt, daß die Päpstliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papst und Kaiser einander zusprachen und empfingen. Danach ward der Kaiser in einen Palast geführt, der mit güldenen Tüchern und köstlicher Tapisserie umhangen und zugerichtet war, um seine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenso ein jeglicher, welcher der Kaiserlichen Majestät angehörte, nach Würde und Stand in schön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser Heiliger Vater, Papst Paulus der Andere, die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerte treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, tat der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst

einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Dukaten wert sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Danach gingen Papst und Kaiser zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peters Münster, dort sang unser Heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie sich's gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet, darauf zu sitzen, doch etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Kardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürsten und Räte, welche die kaiserliche Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der Kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen, zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Danach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiser, seinen Fürsten und den Ihrigen zu Rom geschehen sind, wäre sehr lang zu beschreiben.

Etliche Tage darauf zogen die Päpstliche Heiligkeit und Kaiserliche Majestät miteinander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peters Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, jeglicher einen silbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Kardinal gar ein köstliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschall von Pappenheim getragen. Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstande, und schlug so in Gegenwart der Päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Danach schlug die Kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der Kaiserlichen Majestät Rat war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchsen, Kartaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viele höfische Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papst und Kaiser wieder mit großem Gepränge nach St. Peters Münster und jeder in sein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiser von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet, mit dem köstlichsten Essen und Trinken,

was nur erdacht und zustande gebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte[114]. —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie von alters gehalten worden; das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Bayern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Barschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten usw., woran noch größeres und mehreres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und gerieten er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte. Darauf sagte Wilibald, er wollte ihm die Lügen ins Maul stoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht schonen und wieder schlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böse Worte. Nun bedachte sich der getreue Wilibald, wie Herr Martin seinen Verwandten so Unrecht tue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich getan hatte, und besorgte, wenn er nicht mehr dazu täte, so würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von allen für einen gefährlichen, übermütigen, unerschrockenen Mann gehalten, und darum war um so mehr acht auf ihn zu haben. Deshalb bewarb sich Wilibald bei etlichen Bayern und der Gesellschaft vom Esel um Hilfe, und alle sagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb sich auch. Aber Wilibald dachte sorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichsten vornehmen könnte, er schlief des Nachts wenig und sagte am Morgen seinen Gesellen, sie möchten Achtung auf ihn haben und sich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibalds Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, sein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn sogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn schlug. So hielt er ihn, bis seine Gesellen herbeikamen. Die rückten um ihn und schlugen ihn über die Maßen sehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Ursache solches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es sollte ihnen aber auf dem Tanzhause heute gesagt werden.

Da mußten Herrn Martins Freunde abziehen und die andern mit ihm gewähren lassen. Danach rissen sie ihn aus seinem Turniersattel bis an die Sporen, legten ihn seinem Roß auf den Rücken, schlugen ihn auf den Bauch so lange, bis er das Roß hergab, dann hoben sie ihn wieder auf und ließen ihm die Stengler die Gurte zerschneiden und ihn als einen Mann, der Turnierstrafe wert ist, in seinem Sattel auf die Schranken setzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhause darum zur Rede gesetzt und gab diese Antwort: Es sei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterschaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede gesetzt sei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg, getan; darum hätte er ihn zu schlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, so werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen, und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder schlagen.

Da ließ sich Herr Martin wie ein Prahler mit schmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder schlagen. So schieden sie voneinander. Als die Franken nach dem Turnierhof heimziehen wollten, sammelten sie sich mit dem Beschluß, so lange zusammenzubleiben, bis ihre Wege sich schieden, und wiewohl sie Versicherung und Geleit hatten, nahmen sie sich doch in acht und bestellten ihr Feld. Unterdes nahm Herr Martin seinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: wenn hier ein stolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geschlagen, der sollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch schlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin sprach, er höre, was er sage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eisenfresser auch heran, aber ihre Freundschaft rückte dazwischen und erinnerte sie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeschichten mit der Tat und auf andere Weise als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und seine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelassen. Und das ist wahr und vor Augen; denn es ist einmal ein Turnierhof zu Kassel gewesen, worin etliche Fürsten, Grafen und Herren hart geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der Tat gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Gesellschaft der Buchner austraten und ins Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Teilung beim Turnier versagt[115].

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehen, mag er sich darum im nächsten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgetan und dem andern aufgesetzt. So wurden

sie von einander geschieden, aber Herr Martin trieb danach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß und sie fuhren oft gegeneinander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden, und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin, den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vorteil aufs ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht getan. Und da die Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Turnierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das Ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Tor und sagte, er wollte sich nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Teilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adams Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder tätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe: es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Teil vormittags und der andere Teil nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu tun, weshalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort tat. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und tun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier

Zelt, Bogenschützen, Reitertruppen. 15. Jahrhundert.
(Kupferstiche des Monogrammisten W.)

Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntnis belassen wollte, so dürfe sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorn, in welcher er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntnis der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibalds war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegeneinander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, durch, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt, so daß ihre Rosse auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit seinem Rosse auf sie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marschalk, lagen unter den Rossen, daß ihnen von den andern die Gitter an den Turnierhelmen und sie selbst allenthalben so hart getreten wurden, daß sie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, seine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Gesellen Raum, daß sie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute sahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen versuchen sollte, machten diese ihre Ordnung auch anders, das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürst, er würde sich zuvörderst vor den Frauen und Jungfrauen sehen lassen; wenn er also gedrungen käme, wollte man ihn einlassen und hinter ihm schließen. Der Anschlag geriet, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürst vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen sollte, ihm ward gewichen und er eingelassen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterschaft drangen ihm hart nach, sie wurden laut von den Gegnern angeschrien, gemach zu reiten, was sie ihrem Herrn denn antun, ob sie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen stärker und härter versucht, so lange bis der Markgraf niedergedrängt war;

da lag er, und es ging ihm, wie es vordem den andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umsonst war, rückten sie wieder auf eine Ecke.

Unterdes gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen, ihn aufzuheben. Das vermochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen dasselbe also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er täte; der gemeine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt; wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre, hinter einem seiner Gegner zu sitzen, und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schar zulassen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Not haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß, und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen, und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten, nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Württemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts Weiteres angetan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger Tat geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand raten, auch sei er selbst der Meinung, das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber so große Lust habe, ihn zu schlagen, oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen; dasselbe wolle er, Georg, auch wieder tun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen

Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Bankett zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Gebärden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtnis ihren Kindern zu verstehen geben, und begehrten darauf, eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte danach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu tun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherren und vom Adel miteinander zu schaffen hatten, einander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und solche Hantierung trieben. In diesen Geschäften diente er gern seinen guten Gesellen, die ihm schrieben, bewarb sich darum und führte Pferde, womit er sich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürsten und Ritterschaft machte.

Nun ist wohl wahr, was Ovidius schreibt, und bewährt sich auch oft, daß jede Frau von Ehre besondere Liebe und Lust, auch Wohlgefallen zu männlichen, unerschrockenen, kecken, ernsthaften Mannen trägt, weil sie gedenkt, daß dieselben eher und tapferer für die Frauen wagen und tun als hausbackene und weibische Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß sich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der versprach er in der Abrede über ihre Liebschaft, sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten und um ihrer willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ sie sich wieder hören: wenn er seinem Versprechen nachkäme, wollte auch sie nicht von ihm lassen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mitteilen, soweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zustände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geschehen könnte, und sie wollte, wie er bat, keinem Geschwätz eines unnützen Kläffers Glauben schenken. Und sie befahl ihm auch, in ihrem Dienst ritterlich und ansehnlich zu leben, dazu wollte sie es ihm an nichts fehlen lassen. Er richtete sich nach ihrem Gefallen, suchte und veranstaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und stach in köstlicher Waffenkleidung, mit seidener Decke und was dazu gehört, meist alles in guter Seide, mit köstlichem Schmuck seines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und andern Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder sechs laufende Knechte, die in seidenen Kleidern seiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu solchem Spiel mit guter Zehrung versehen, stets wohlberitten und nach ihrem Wunsche mit seinen Knechten und Pferden im Sommer und Winter ansehnlich und wohl gerüstet, so daß viele Leute, die seine Nahrung und Einkommen

Jacob Köbel: Tischzucht.

Heidelberg, Heinrich Knoblochtzer, 1492

Tischzucht/also bin ich genant
In allen landen wol erkant.
Wer mich mit züchten üben thůt
Der wirt vor schanden wol behůt.

II S. 426.

Kvrtz hab ich mich bedachte züsammen zereymen dir diß buchlein/ das du dein kinder in anfang yrer lernung vor/ iñ vnderweysen solt. Vß welchem sie leychtlich lernen zů/ sammen thön dy büchstaben wörter dar auß machen/ vnd zum lesen geschickt werden. Auch dar auß erlernē werden zucht vnd tugend. der sie alweg on groß sinlichkeyt vñ gedechtniß vñ übung zehabē ermant sein sollen. Vnd lerer iñ anfang wie ein yder christen mensch got dez al mechtigen sol sein sund clagē. vnd reu dar über haben vnd andechtiglich darumb begern gnad vnd ablaß. Darnach zů gesuntheit des leibs sich seubern vnd rey nigen. vnd mit vernunfft züchtiglich was er von sey/ nen alten vnderwysen wirt erlernen. auch geuölgig sein yren zymlichen gebotten/ vnd iñ allen sachen wil tig. Dar zů vnder anderm wie ein tisch gezirer. gedeckt vnd zu dem essen bereit werden sol. dar über zucht ze/ üben. dem würdt danckber sein. vñ wider zu emplößē vnd vff zu heben auch zum kurtzsten angezeyt wirt.

Die vorred diß büchlins. dar iñ etlicher maß gemelt wirt vrsach dar durch eyn yder be/ wegt werden sol seyne kinder mit grossem ernst vnd fleiß zucht vnd tūgend zu leren.

Ot aller liebster vatter mein
Gib mit deiner genadē schein
Das ich hie nit werde zů schā/
den Vnd dort behüt vor
tüfels banden. Bit ich
dich du mich gewer Schick
mir einen d' mich ler. Das
ich den lüten nit zu spot mög
werden Vnd allzeit höf
lich sei mit mein geberden.

Dañ allzeit ich wolt wissen gern
Wie ich doch hoflich solt gebern
So ich bei den leuten säß
Vnd mit in über tisch eß
Das ich doch auch zuchtig were
Vnd vnzuchtigkeit embere
Darumb ich gern hört sagen
Wie ich auch zucht solt haben
Die weil ein heimgezogen kint
Zů hof geacht wirt als ein rint.
Wer einer gelert in allen kunsten
Mit vnzucht möcht er es verwüsten.
Das mich bewegt zů lernen kunst
Vff das ich erwerben mög gunst
Vnd also hye erlangen werd ere vñ zucht
Das ich an manez lestē end on hindflucht
Zů christo vnserm behalter werd kommē
Mit andern seligē menschen vñ frommē
Vñ wir vns am iungsten tag nit schamē
Die des begeren sprecht mit mir Amen.

Hye nach volget der anfang diß buchleins dar in geleret wirt wie in allen dingen got zum ersten vmb seyn grundloße barmher/tzigkeit angerüfft vnd danck gesagt werden sol.ꝛc.

Ich wil euch sagen vnd vnder/weisen.
Allen iungē alten vnd auch greisen.
Clagend got üwer sund an/dechtiglich.
O her vertzeyg mir armen ewigklich.
Barmhertzigkeyt du mir er/zeig.
Kum mir zu hilff ich bin gantz feig.
O milte maria o clemens o pia.
Behalt mich in hymelischer hierarchia.
Erwirb vns das süß venite.
Leg ab das erschröcklich ite.

¶ Dar nach das haubt solt strelen reyn.
Dich seubern allenthalb alleyn.
Wañ man dir rüffte so sprich nit ho.
Sunder/was wolt ir her ich bin do.
Wo man dich hin schickt so sei behend
Eyl/nit ste zůbesehen dye wend.
Verantwurt nicht man frag dich dañ.
Sei kein prophet es ist ein schañ.

¶ Den tisch zu decken sey nit treg
Ein zwehel fleißlich darumb leg.
Des saltzfaß soltu nit vergessen.
Den schüsselrinck ins mittel messen.
Eynem yden leg sein deller dar.
Die löffel all in zwey teil mach gar.

Brot rückes vnd weys setz zu samen
Zů ydem deller soltu gamen.
Das essen züchtiglich dar setz
Mit verschütten du nieman letz
Das trincken sauber vnd kül bereyt sund
Trag es mit vernunft vñ sei dazů mund
Das byr langsam schenck machs schcumē
Geuß den wein behend on seumen
Mit dem messer halt dich noch sitten
Sei dapffer vnd nit laß dich bitten
Also hab ich es vernommen
Von her erharten dem frommen
Als er es zů hausen gelernet hat
Da er von edelm samen ist gesat
Jm schilt furt er ein wyder
Ich hab gedacht yesyder.
Zum essen solt nit iagen
Sunder die hend vor zwagen
Nach dem du zu dem tisch hin ge
Mit ernst sprich benedicite
¶ An frembden enden nieman
Zů tisch sitz man heiß in dan
Wañ du ißt mit einem man
Auß einer schüsseln so sych in an
Hat er darin die hende sein
So stoß dein hend nicht dor ein.
Wiltu deim nachbaurē hofiē vñ legē dar
Das du berast behalt / dz and' gib im gar
Ist er über dich so acht vff yn
Was er gebeüt das nim in syn
Wiß das es nit wol an stat
So mañ die bein genaget hat
Vnd sie darnach leget hyder
Aber in die schüssel wyder

Wiltu hoflich pfeffer essen
So soltu es eben ermeßen
Das du vor noch nit leckest die finger
Macht dich von laster geringer
Wer uber ein schussel bebet sich
Mit dem mund der thůt törlich
Wer mit einem essen sol
Dem zimmet die hubscheit wol
Wañ er gebeisset von einer schnite
So stoß er sie in die schussel nit
Nieman selbander essen sol
Mit einem löffel das zimmet wol
Diß soltu nicht vergessen
Vor dir in der schusseln soltu essen
Wann du brot solt schneiden
So soltu die vnzucht meiden
Vnd setz nicht an die brust das brot
Es ist zu hof ein grosser spot
Wañ du ißt so soltu nicht
Die zen stechen als vil geschicht
Vnd anderwerb kuwen an der stat
Vnd schlladen was auß den zenen gat
Sich das du des nicht vergessest
Wañ du ein weich ey essest
Nit dunck dar yn selbander gemein
Laß es ein er essen allein
Das ist erlich vnd stedt wol
Auch niemant kein ey vffbrechen sol
Er schneyd dan brot vor hin
Vnd brech dan vff das ey sin
Wer senff oder salßen yßt gern
Der sol der zucht nit einbern
Das er den finger stoß dar ein
Dar an soltu gemanet sein

Soltu mit einem ein stuck fisch essen
So soltu des nicht vergessen
Spalt in zwei teil das stuck eben
Vnd solt ein stuck furbas geben
Da der grat hanget an
So went er das grösser teil han
Vnd hat doch das beste nicht
Vnd ist von dir ein güt geschicht
Die zucht vergiß zü keiner stund
Wañ du wilt trinckē so wüsch den mund
Wañ dein gesel trincken sol
So iß nicht das zimmet wol
Trinck nymer zü keiner stund
Wañ du speiß hast in deim schlund
Wañ du trinckest so glotz nit weyt
Vnd beschüt dich mit keim tranck neyt
Es steet dir anders gar spötlich
So du begeussest vor den leuten dich
Wer bey dir vff hebt ein glaß
Vnd trincken wil so merck das
Du solt nit trincken biß er vor wider
Gesetzt das trincfaß vff den tisch wider
So du wilt trincken vß einer flesch̄en
On saugen soltu den torst leschen
Empfechst du ein schol von ymant
So griff die zuchtigklichen an
Vnd stoß kein daumen oder finger dorein
Das sie nicht anrurn den wein
Vff den tisch du setz kein trinckgeschir
Es befleckt das tüch vnd macht dich ir
Vor einander dein trinckgeschir nit setz
Das es dir dein ere vnd zucht nit letz
Die negel schneid ab von den henden
Das sie dich vor den leuten icht schenden

Reich saltz mit blosser hant niemant
An die hübscheit biß gemant
Du solt ein messer stoßen dor ein
Vnd leg es vff ein brot oder deckerlein
Für einen andern oder für dich
Das stet wol vnd ist höflich
Wer eßen vñ trinckē mit eym andern sol
Dem zymmet die zucht wol
¶ Meßig red soltu treiben
Vber tisch vnd doch nit alweg schweigen
Red mit zucht bescheidenlich
Das ymant gestraffen mög dich
Reden ist alweg nit gůt
Schweigen auch offt schaden thůe
Darumb in allen dingen maß hon
Vnd forcht ist wolgethon
Weil vnd zeit ein weiser man
Im zu reden nemen kan
So, der dor on all acht
Redt schnel vnd vnbedacht
Wo man vff ymant gröblich leuget
Gar fer die selbig lugen fleuget
Der neit die red nit ferr lest kommen
Wo mañ vil guttes redt von frommen
Eins mannes red keine ist
Verhör den andern auch mit list
So wirt dir kunt vnd offenbar
Welcher dir leug oder sag war
Veracht keinen er sei klein oder groß
Ein vnachtber person ist offt dein genoß.
Was du thust das thu mit sinnen
Laß dich zorn nit überwinden
Nicht einē yegklichē freunt zu aller stund
Zu erkennen gib deins hertzen grund

Wañ der heut ist dein gutter frewnde
Wirt villeicht morgen vörlich dein feindt
Fleuch böß geselschafft ere die weisen
Gib almusen wiltu mit eren greisen
Du solt alzeit frūm leut eren
Als dich die meister leren
Von den sundigen helgen weich
Wiltu in tügenden werden reich.
Darumb/das/vnd des dotes list
Groß vnmūt macht zū aller frist.
Ein yeglicher sich zū got kere
Vnd allzeit gūt mit gütte mere.
Wer haben wil das ewig liecht
Der setz hye sein hofnung nicht
Vff zeyttich gūt nach weiser sag
Wenn das mit nicht bleiben mag
Laß dich betrigen zū keiner zeyt
Diesser welt süssigkeyt
Weñ was die welt süssigkeit breng
Ist alles mit bitterkeit besprenget
In worten straff mit ernst gar
In schlegen nym der mas war.
Der poltz nit alweg ferdt do hyn
Daruff das aug legt sein syn
Nyeman sol mit straffen vnd peyn
Im gericht altzeit streng seyn
So man die naß zū sere zwinget
Gar bald das blūt dar nach springet
¶ Wañ du wilt reymgen dich
Dar an merck eben vff mich
Vnd spewen auß dem munde deyn
So kere dich von den leuten seyn
Vnd wüsch es an das tischtūch nicht
Es ist anders gar ein vn hübsch geschicht.

Wer schmatzt oder schnauset wañ er yßt
Seyner zucht er do vergyßt.
Uber tisch nit krau dich
Es ist zü hof gar spötlich
Auch greif nit in den büsez od' vf dz haubt
Man went du habst leuß vnd was beteüt
Kein reubtzen oder kotzen soltu lan
Uber tisch man seh dich anders an.
Sei nit zu ernsthaft in allen sachen
Halt nit zu vil von dir man möcht deyn lachen
Nit vffsten soltu allein
Aber mit andern gemein
Vnd sag deinem würdt danck besunder
Kein vnzucht laß in mercken funder
¶ Vnd wann du vff wilt heben
Dein kapp solt von dir legen
Nim' die speiß zum ersten zuchtiglich hin
Löffel.saltzfaß.deller.brot.mit sin
Das tischtüch soleu nit lassen ligen
Darnach dich zuchtigklich bigen
Vnd bringen her das becken
Zwehel solt darumb strecken
Nim die schenckanten in die hand
Geuß im die mit ist kein schand
Darnach empköß von allem den tisch
Schenck yn vnd sprich das gratias risch.
Laß dich die faulheit nit bewegen
Das du dich vff den tisch thüst legen
Beurisch mit den eln bogen fur dich
Sitz vffrecht leyn dich nit hindersich
Brich ab dein licht vertilg den bützen
Mit fleiß soleu dein kleider mützen
Wirt dein bauch zů zeiten munder
Vnd den hindern zwingt besunder

Das er kiew an die zeit
Mach dich von leuten weit
Thů es als bald zur selben stund
Ist deinem leib gůt vnd gesund
All sach solt vndersteen zů gütten
Vor zorn vnd übermůt dich hütten
Dem körpel dein sel vnd auch dein gemůt
Werden vor hellischer pein behüt
Helstu die ler so ich dir han geben
Vnd wirst gekrönt im ewigen leben
Dor in vns got wol helffen schir
Amen sagt all bit ich mit mir.

Zů heydelberg getruckt vnd erdicht
Als ich euch mit der geschrifft bericht
In zeiten als Philps regirt der tugēthafe
Vernuftigklich vnd wol mit seiner ritter/
Hertzog in beyern kurfürst etcetera schaft
Tausant fierhundert XCij. zelt man da.
Vff aller mañ fastnacht volendet gering
Morgēs vor fantaset ee man butzē ging

suboca J leböK bin ich genant
Die wörter leß gegen der lincken hant
Wirstu gewar in kurtzer frist
Wer diß buchs ein angeber ist.

Wer fürwitz vnd vntrew gestorben
Falschheit. gelt. gut. vnd ere verdorben
So wer mir gred leichnam holt
Möcht ich sagen wie ich solt.

.Hüy.

wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf ist, sehr munkelten. Und wiewohl dieser Handel niemandem genau kund wurde, so wurde er doch aus Vermutung vielfach gegen ihre Verwandten verschwätzt; deshalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte sich aus der Gegend entfernen, er würde sonst um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zuteil werden. Nun aber ging ihm sein Versprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte stets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reisen, weshalb man nicht auflauern und sein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Gestalt, ritt zuzeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutscher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Aussätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menschen allezeit neuen Fund und Anschlag eingibt. Und wenn sich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau sollte, mußte er über ein Wasser kommen und danach noch Felsen und Mauer an siebzehn Klaftern hoch hinaufsteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenster eine starke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er sie in der Finsternis desto eher finden möchte. An die Schnur band er sein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies also zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und schlug den Haken des Steigezeuges ein, daß ihr Freund hinaufsteigen konnte. Und wie die Liebe stets mit bitterer Sorge, Angst und Mühe gemengt ist und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, so begab es sich einst, daß sie einmal lange nicht beieinander gewesen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geschehen, hatten sie beide so große Freude, daß sie das Steigezeug, das an dem Fenster hing, vergaß. Aber da dies nicht beschwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den Fels ins Wasser, worüber sie beide übermäßig sehr erschraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handschuh zuwege gebracht; die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettstange, legte die quer unter das Fenster und ließ das andere über das Fenster hinuntergehen. Die Frau und er gesegneten einander mit den hübschesten Worten, die sie zuwege bringen mochten. Jeder werte Mann, der von Frauenliebe zu seiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlschaft getrieben hat, kann wohl abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abschied gewesen ist. Danach zog er die Handschuh an, gab sich für das Wagnis in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felsen hinabzukommen. Die Frau legte sich in ihrer Treue auf die Bettstange, diese zu halten, daß sie nicht überschlug und ihren Allerliebsten zum Falle brachte, sie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte sie so hart, daß sie in den Schrei ausbrach: ‚Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichst mir die Hände!' Da erschrak der gute Geselle über die Maßen sehr, und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hause stak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf stand er

und erhielt sich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leise zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er sich zu Tal, aber die Leinwand schnitt ihm durch die Handschuhe so sehr in die Hände, daß er solches keineswegs länger ertragen konnte, er fing also die Leinwand in beide Arme und drückte sie an sich, so gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Tale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Misthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er sich rasch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und tat wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt, sah sich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bausch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin sein mochte, kam ihm der Fürwitz, das zu besehen. Er trennte es auf und fand hübsche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenschnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köstliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er sich viel mehr, weil er Gunst und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz danach begab es sich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Herren, Ritterschaft, viele höfische Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibalds Frau und höchste Freundin war daselbst. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Mut machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein seltsames und abenteuerliches Ritterspiel zu beginnen, und besprach sich mit Herrn Eberhard von Brandenstein, der in seiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geselligkeit und ein unerschrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in seiner Tartsche einen Spiegel haben sollte und auf dem Haupte keinen Rennhut, sondern aufgewaschenes und geschmücktes Haar und ein hübsches Kränzlein, und wer von ihnen am nächsten zu dem Spiegel in der Tartsche träfe, sollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden wert war. Sie kamen also in ihrem Schmucke auf die Bahn, und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüsteten sich zum Treffen, da ließen Herzog Ernst und Herzog Albrecht, beide Fürsten von Sachsen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz, den obersten Marschall, und durch Herrn Heinrich von Einsiedel sagen, wollten sie rennen, so müßten sie sich mit ihren Hüten, und was sonst zum Rennen gehört, wie andere Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten sie noch ein- oder zweimal umreiten und danach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde, und deshalb besprochen; sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Brettleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhards Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald

meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinodes verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Brett getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergesetzt, zu entscheiden, aber mit Wilibald so viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Danach begab sich's, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten miteinander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen und Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug als die Bahn war, und die Leute bestäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab' ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüt einer werten Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugesellt werde, denn sie erlöst ihn von den unehrlichen Händeln, und daß er sich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande, dort Ehr' und Preis zu suchen, und hindert ihn, bei seinen Bauern in den Wohnhäusern zu bleiben und von blauen Enten zu schwatzen."

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantisches Verhältnis zu einer Fürstin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er sich gesellte. Und ebenso rasch schwand die letzte Romantik des absterbenden Rittertums auf den Seelen der Junker. Die Turniere des 15. Jahrhunderts waren nur ein schwaches Nachbild des glänzenden Rittersports unter den Hohenstaufen. Und es ist ein Irrtum, wenn man ihnen irgendeinen wesentlichen Anteil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugschrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde, und Männern und Frauen den Wunsch erregte, die krausen Buchstaben persönlich kennenzulernen.

XII. Die frommen Landsknechte (1492)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem selbstsüchtigen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es, noch einmal auf die politischen Verhältnisse des Reichs aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Erfolge der deutschen Kaiser ausgeübt hat, und dem Hause Habsburg darum zum Verhängnis geworden ist, weil man dieselbe nicht rechtzeitig umzugestalten verstand.

Im Jahre 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Kardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Federschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenötigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14000 gerüsteten Pferden, 80000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren Hussitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11000 Deutsche wurden in den Wäldern getötet. An diesem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertstreich, wohl die größte Schande, welche je ein deutsches Heer erfahren; seitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Truppenteilen und uneinigen Fürsten eine ebenso kraftlose Einrichtung geworden war wie das deutsche Reich selbst; man suchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zusammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborene Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geschaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt[115a]. Denn das Landsknechtheer ist in seiner Taktik, seinen Gewohnheiten, in seinem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, welches durch die Vasallenreiterei seit den Jahren Karls des Großen in die zweite Schlachtreihe zurückgedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbestanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Masse der aufgebotenen Landleute, welche dem Vasallenheer nach Hofrecht folgten, sondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche, wie ihre Ahnen, sich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinsamer Tat und Gehorsam unter dem Führer, der sie gerufen hatte oder den sie sich setzten. Sie richteten ihre Genossen selbst durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, sie wollten Freie sein, die ohne Erlaubnis eines Herrn reisen durften und Urteil finden über freie Männer. Aber zuverlässig wurde auf die persönlichen Rechte, welche die Genossen in der Heimat besaßen, seit frühester Zeit wenig Rücksicht genommen.

Im Jahre 1276 kämpfte eine solche Schar, die gegen Sold und auf Beuteteil geworben ist, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und diesen durch das ausfallende Lösegeld den Beuteanteil verringern, geraten die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienst[116]. Hundert Jahre später bezahlen Ulm und der schwäbische Städtebund Fähnlein derselben freien Knechte, welche sich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen; sie waren damals eine sehr tüchtige Schar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbrust, 70 Mann derselben trieben 60 Reisige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in diesem Jahre sehr gut. Seitdem spielen sie bei jeder größern Fehde und jedem Kriege mit, unter verschiedenen Namen und mit sehr wechselnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als schwarze Garde gegen die Dithmarschen, bilden als „Ruter" die wehrhafte Bemannung der Hansaschiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutschen Städte. Schon damals war viel Gesindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüstem Raub benutzte; diese plündernden Nachzügler, welche man Böcke nannte[117], fanden als Gefangene hartes Gericht, sie wurden im Gefängnis der Städte schwebend an Ketten geschlossen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reisige mit eigenem Pferde der Beute nach, sie gesellten sich am liebsten den Burgherren zu und müssen für besonders schädlich gegolten haben, denn unter Kaiser Friedrich III. ward verordnet, daß sie nirgend geduldet werden sollten, wenn sie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt wären[118]. Trotzdem dauern sie noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren.

B. 100

Fahnenträger. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt von Jost de Negker nach einer Zeichnung von Hans Schäuffelein.)

Pfeifer bei den Landsknechten. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt von Peter Flötner.)

Edelmann als Landsknecht. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt von Peter Flötner.)

Landsknecht und sein Weib. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt, vielleicht von Hans Guldenmund.)

Landsknechte mit Luntenschlössern. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt von Hans Schäuffelein.)
Landsknechttracht. (Holzschnitt nach Hans Rudolf Manuel Deutsch. 1547.)

BIs mir willkomen brůder Vyt
Mir ist ich gsäch was dir anlyt
gwisslich bist nächt gsin aber vol
Dschint sich an dinen kleidern wol
Am wammist doch insonderheit
Das so vil lämpen dran treit
Lang kurtz ouch breit vnd etlich schmal
Es ist zerlumpet überal.
Nit mag ich wüssen was dschuld ist
Das du so gar zerhudlet bist
Es wil mich aber schier bedüncken
Du heigist mit vollen zapfen trunckt
Sy heigend ouch an dir nit gespart
Dann ich erkenn vast wol jr art
Die hand sich wol an dir probiert
Vnd dich mit gantzem flyß gstaffiert
In summa gar nüt überhüpft
Den kabis dir mit trüwen brupft
Das gsen ich an den kleidern fry
Lieber sag mir ob es also sy.

1547

HIR·MANVEL

Landsknechtshauptmann. (Holzschnitt von Hans Döring für des Grafen Reinhart zu Solms Kriegsbeschreibung nach alter teutschen Ordnung. 1545.)

Hurnweibel mit Dirne. (Holzschnitt von Hans Döring für des Graf Reinhart zu Solms Kriegsbeschreibung. 1545.)

Landsknechtskampf. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Holbein. Öffentliche Kunstsammlung, Basel.)

Landsknechtskämpfe und Landsknechtslagertreiben. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt nach Zeichnungen von Hans Rudolf Manuel Deutsch. Öffentliche Kunstsammlung, Basel.)

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihren Zuzug sandte, bestand er gewöhnlich aus diesen geworbenen Söldnern, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Hartschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des 15. Jahrhunderts war jedes größere Kriegsheer zusammengesetzt aus den Truppenabteilungen, welche Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten — auch dieser Auszug zum Teil geworbene Leute —, daneben gemieteten Söldnern zu Fuß und zu Roß. Und dieser Teil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, meist zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältnis zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Gerät, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfnis nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames Gebilde, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Mühsal und Entbehrungen, aber immer eine Genossenschaft, die eigenwillig befand, ob sie schlagen wollte oder nicht.

Die Landsknechte schafften sich selbst Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchsenknechte, die ersteren mit stärkerer Rüstung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Gesellschaft gleichberechtigt. Sie leisteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, das sie sich gesellt hatten. Ihr Troß war also nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger massenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahre 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20000 Fußknechten 4000 Weiber; auch diese wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eigenes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf[119].

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindschaften, sie vertrugen sich schlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den österreichischen und burgundischen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebsten französischen und italienischen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politische Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schwei-

zer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundschaft zwischen Schweizern und Friesen. Beide wußten im 15. Jahrhundert zu erzählen, daß einst Friesen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karls des Großen sich in Schwyz niedergelassen und die Ahnherren der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke bestand in dem freien Bauernstand, beide duldeten keine Herren über sich, und in ihren Briefen nannten sie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Teil Oberdeutsche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindschaft behandelten diese Gegner einander fast ausnahmslos als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutschen Landsknechten zusammenstießen, grobe und unchristliche Sitten, sie nahmen niemand gefangen, denn sie bekamen für jeden abgeschnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und sie schnitten Köpfe ab, wo sie irgend Gelegenheit fanden; diese erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nötig hatte, und daß keiner sie zu bezahlen vermochte. Das Dienstverhältnis beruhte auf Vertrag, beide Teile hatten zu leisten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienst. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geschah selten regelmäßig, selten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zugute kam, und zuweilen nach den ersten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abschlagzahlungen: dann war nach Ansicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere stand frei, sich anderweitig zu vermieten. So kam es, daß den Landsknechten eine aufsässige und meuterische Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldsachen häufig durch böses Gewissen gedrückt, hatten geringes Ansehen und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld schaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln die Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung seiner Mannschaft abgerissen war, dann wurde eine Übereinkunft getroffen, die Knechte nahmen einmal Gewand statt Geld, und Hauptmann und Leute freuten sich, daß sie in gleichen Farben, z. B. schwarz und weiß, einhergingen. Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er sie feierlich anredete. Er mußte sich eine wohlgesetzte Rede ausdenken und darin durch gute Versprechungen trösten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor solcher Verhandlung mit den eigenen Knechten sich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während solcher Geldnot die Knechte, daß eine Geldsendung beim Heere angekommen war, so bemächtigten sie sich vielleicht gewaltsam des Geldes, um sich den Sold zu sichern, ja sie nahmen die Geldladung weg, wenn man ihnen auch gerade nichts schuldig war, weil sie behaupteten, daß sie sich vorsehen müßten, und daß man am Ende eher die Reiter als sie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, so plünderten sie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten

Raub, wie es Brauch war, verteile. Selten gelang es, einen einflußreichen Offizier niederen Ranges oder die Anstifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, und in diesem Falle brach vielleicht die Meuterei aus, und der Feldherr mußte sich durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber die Brüderschaft, welche sich am Fahnenstock zusammengeschworen hatte, besaß sogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorsam, welcher für dauernde militärische Erfolge unentbehrlich ist. Wie sie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, selbst erkannte, ob ein Gesell sich als unehrlicher Soldat gehalten habe, so wollte sie auch vor jeder Kriegsunternehmung, welche Leib und Habe in Gefahr setzte, mitsprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte sie zusammenrufen, anreden und für seine Absicht gewinnen. Zuweilen versagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und sie nicht den Angreifer vor Augen sahen, so wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirte und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für seinen Kramschatz oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute vertun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft zu gemeinsamem Vorteil fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es, den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche niedere Offiziere gewonnen, welche berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid untereinander, die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde —, sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zweier großer quadratischer Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch

Keyn ding hilfft fur den zeytling todt
Darumb dienent got frwe vnd spot

Das müg wir all wol erspehen
Das bald vmb ein mensch ist gschehen
Dañ so wir heut ein mensch haben
Vileicht wirt er morn vergraben
Darumb O menschlich hertigkeyt
Warumb sind dir nit dein sund leyd
So du doch wol pist vernemen
Das got all pöß würt beschemen
In ewigkeit durch sein streng ghriche

Do entpfleucht keynr dem richter nicht
Durch allein du furchtest hye got
Dardurch enttrinst dem ewing tod
Drum heb an noch Cristo zleben
Der kan dir ewigs lebm geben
Des halb kain zeytlichs ding an sich
Aber noch künfftigem richt dich
Vnd thu stetz noch gnaden werben
Als soltestu all stund sterben

Spar dein peßrung nit piß auff morn
Dann vngwiß ding ist pald verlorn
Pesser ist von sunden zihen
Dañ den zeytlichen todt flyehen
Wer ein lauters gewissen hat
Der furcht den tod nit frü vnd spat
Vnd fragt nit vil noch langer zeyt
Dye vnns hye got aufferden geyt
Gar selten gschichts in lang leben
Das sich dleud in peßrung geben
Sye meren aber dick dye sund
Wolt got das ich kurtz woll lebm künt
Wye wolls forchtsam ist zusterben
Doch thüt nit alweg erwerben
Langs lebm dye gnad gotzs innigkayt
Mert aber dick das hellisch layd
Dem dye stund seines tods alweg
Wolbetracht in seim hertzen leg
Vnd sich all tag zum sterben schicke
Den het götliche gnad anplicke
Vnd würd in dem rechten fryd stan
Den got gibt vnd welt nit gebm kan
Darumb welcher recht leben thüt
Der vberkümpt ein starcken müt
Vnd jn erfrewt des todes stund
Dorin jm seligkayt würt kund
Er furcht auch nit got den richter
Dañ er waß hye sein selbs schlichter
Durch püß do mit er hy erwarb

Gotzs gnad auff ertrich ee er starb
Welcher die welt thut auffgeben
Vnd verschmecht sich in dem leben
Dem kumpt ein solch starck hoffnung ein
Das er nymantz den gotzs müß sein
Wer aber güte werck will sparn
Piß er schir von hynnen soll farn
Vnd verlest sich auff meß lesen
Vnd verhofft dardurch zu gnesen
Den bezalt man mit glocken than
Domit laufft sein dechtnuß dorfan
Also wirt sein hye vergessen
Wye lang zeyt er sey gesessen
In der hell oder fegfewer
Vnd leyd do groß vngehewer
Wer nit noch fursichtigkeyt stelt
Vnd rechte trew pey jm selbs helt
Der darff nymant keyn schuld geben
Ob er in seim tod vnd leben
Von got vnd menschen glassen würt
Dann er hat sich hye selbs verfurt
Darumb welcher woll sterben will
Der thü willig güter werck vill
Vnd setz sein getraw gantz in got
So kan er nit werden zu spot
In verlest auch nymer gotzs krafft
In furt got in hymlisch gselschafft
Das soll wir frölich all begern
So würt vns gotzs erbermt gewern

Landsknecht und Tod. (Fliegendes Blatt aus der Druckereiwerkstatt von Hieronymus Hölzel, Nürnberg. Holzschnitt von A. Dürer.)

II S. 444

schlecht ausgebildet. Sie liefen nach einigen Schüssen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den Rücken, die Lockerung der feindlichen Masse hing vorzugsweise von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zusammenrennenden Haufen ab. Bei diesem Zusammenlauf waren die ersten Glieder — die Doppelsöldner — am meisten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erstochen; die Fahnen standen deshalb erst im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieses Zusammenstoßes zu verringern, wählte man im 15. Jahrhundert zuweilen verzweifelte Gesellen, welche bereit waren, ihr Leben gegen besondern Lohn in die Schanze zu schlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte sich durch solchen Dienst von der Strafe lösen. Diese „Katzbalger" wurden mit Hellebarden vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt und ließen im Augenblick vor dem Zusammenstoß die Hellebarden in schrägem Hiebe auf die Speerspitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken sprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hintern Glieder, verhältnismäßig sicher, drückten ihre Vorkämpfer unablässig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei diesem Wogen der Massen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde so groß, daß man die Aussicht verlor, sogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann schlugen die Mutigen solange ineinander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderm auch sehr von Sonne und Wind ab. Die Entscheidung aber war in den meisten Fällen vollständig, denn der Haufe, welcher sich zuerst zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher massenhaftes Niederschlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das siegreiche Heer völlig den Zusammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind imstande war, noch eine taktisch zusammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerstreuten Sieger zu führen. Man suchte deshalb wohl einen Haufen für solche Entscheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reserven wurden erst in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgste Schwäche dieser Gewalthaufen war, daß sie zwar eine starke Front hatten, aber leicht zersprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erst als die Handrohre der Schützen schneller feuerten und diese Truppe verläßlicher ward, suchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu sichern. Die Reiterei kämpfte in dieser letzten Zeit selten gegen die Landsknechte, sie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Tätigkeit war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen also im Kampf fast gar nicht ineinander. Die Artillerie endlich wurde in Positionen aufgefahren, die sie selten verließ, sie half die Aufstellung schützen, aber leistete geringen Dienst bei der Entscheidung. Nach jedem Siege wurde „gebeutet", die gesamte Beute auf einen Haufen zusammengebracht und verteilt.

Daß der Befehl über ein solches Heer keine sorgenlose Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten, sich für wichtige Fälle den Gehorsam zu sichern durch Redlichkeit, einen demantharten Mut, der jede Probe aushielt, durch überlegenes Wesen, dem ein Strich von volkstümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet sein gegen zahllose Kränkungen, die er selbst erfuhr, und gegen die Verwüstungen und Unmenschlichkeiten, welche durch seine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk sich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Gesellschaft überall wo sie durchzog „sich behalf", indem sie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deshalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Überfällen der Bewohner zu bewahren, dann marschierte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter dem Zauber seines Namens war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte als einen Vertragsbruch gegen sich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu tun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im Niederländischen Kriege über 300000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Not und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er für den Kaiser gegen Frankreich im Felde lag — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das Deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnötigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zugunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld, ein neues zu werben, und dieser Übertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Niederlage für das Reich. Die Bedingungen des Geschäftes waren durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hofe vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog diesen verzweifelten Weg eingeschlagen hatte, sich bezahlt zu machen. Da endlich sandte der König seinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Versprechungen, und schloß einen neuen Vertrag, ihn nach und nach zu bezahlen.

Es ist durchaus nicht zu ersehen, daß diese vorübergehende Meinungsverschiedenheit das gute Verhältnis zwischen dem König und dem Herzog gestört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genossenschaft entschieden durch fast drei Jahrhunderte das Geschick unseres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird sehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren, eine feste staatliche Ordnung zu ersetzen. Wer jetzt gegen stehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unsere Vorfahren, welche nicht imstande waren, ein stehendes Heer zu unterhalten, eben darum in fast unaufhörlichem Kriegszustand und einer höchst jammervollen Unsicherheit der Person und des Eigentums lebten, und wenn sie ein Heer warben, so viele Kosten und so großen Verlust durch Raub und Selbsthilfe der Söldner erfuhren, daß der Schaden des gesamten Volkes ganz unberechenbar größer war als die Versicherungsgelder, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich, daß trotz aller Kosten und aller Verwüstung doch die Erfolge der alten Heere höchst zufällig und unsicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, dessen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und ungeheuerlich erscheint, eine entschiedene Besserung im Vergleich zu der früheren Zeit der berittenen Vasallenscharen. Denn es war seit Entstehung einer besoldeten Infanterie doch leichter, das Land gegen äußere Feinde zu verteidigen, und der Fürst, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann besaß, durfte Erfolg hoffen. Seitdem wurde den Fürsten erste Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzustellen, sich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfnis drückte zunächst den Landmann herab, welchem Ritter und Geistlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im Dreißigjährigen Kriege kamen die Fürsten zu der Erkenntnis, daß ein stehendes Heer mit festem Sold und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft roh gewaltsame Regiment des fürstlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus der alten lockeren Verbindung von Genossenschaften und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Roheit und dem tyrannischen Zwang eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirtschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist in der Lebensbeschreibung desselben fränkischen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständnis wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung

gegangen, sein Geschlecht erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Teile der Erbschaft abgetreten, andere versprochen wurden. Als Maria im Jahre 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarete, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarete dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Ränke Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahre 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängnis, indem er unter anderm eidlich gelobte, der Regierung zu entsagen, und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verriet seine Geiseln, von denen Philipp von Kleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilians brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahre 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilians mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahre 1493 den größten Teil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahre 1492 wie folgt.

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1800000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen, gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittlere Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle gegen seinen Sold nach England gebracht wurden. Dieselben füllte er mit Leuten, Proviant und Geschoß und allem, was ins Lager gehört, und schiffte so mit 22000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da schickte er feierliche Botschaft zu Herzog Albrecht von Sachsen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ sie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs allerfreundlichste, auch ihm Hilfe und Beistand zu tun. Der hochgemute und ritterliche Herzog Albrecht, dessen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte schicken, und sobald er sich gerüstet, wolle er in eigener Person mit allen seinen Grafen, Landherren, Edlen und Reisigen bei ihm sein. Der Herzog

schickte seinen werten Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem König zu Hilfe, in der Absicht, später nachzuziehen.

Nun lag die englische Rüstung noch zu Calais, und als der Hauptmann sich auf zwei Tagereisen genähert hatte, kam ihm eine Botschaft von einem Kapitän, welcher der Grison hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute seines Volkes bei sich hatte. Der ließ dem von Schauenburg sagen, wenn er nebst seinen Knechten mit ihm ziehe, so wollte er versuchen, ihm die große Stadt Antricht, die sie zu welsch Arras nennen, Eingang zu verschaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewohl jede der beiden Städte ein festes Schloß hätte, wollten sie sich doch mit Gottes Hilfe unterstehen, auch die Klausen (Zitadellen) zu erobern. Der Hauptmann sorgte, und mochte dem Grison und seinen Gesellen nicht vollen Glauben schenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und sagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn, fröhlich auf diesen Anschlag zu ziehen und versprach, mit seinen Gesellen von der welschen Garde, an 500 Pferde, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ sich überreden, las aus seinen Knechten die 1500 besten; die andern 2500 ließ er seinem Stellvertreter, daß dieser dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereise unter Calais, warte, ob ihm sein Anschlag geraten würde.

Der Hauptmann kam mit seinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta — es war zu der Zeit an Hans von Dettingen als Mitgift seiner Gemahlin gekommen —, von da hatte er noch 18 (belgische) Meilen gen Arras, er bestellte auf allen Straßen und Pässen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit seinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indes war Loi de Wadre mit seinem reisigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm gestoßen, er ließ Reisige und Fußvolk zusammenziehen, gab ihnen seinen Anschlag zu verstehen und sagte ihnen, sie sollten ihm geloben und schwören, im Fall sie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menschen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu lassen; er aber wollte ihnen wieder geloben und schwören, daß er jeglichem Reisigen und Fußknecht, einem wie dem andern, statt der Beute drei Monate Sold geben wollte. Darüber wurden sie einig, schwuren also, das einander zu halten und zogen auf solchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reisigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde so schreien, daß die Wächter solches auf der Mauer hörten und vor dem Anschlag gewarnt würden. Er legte sich mit seinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Grison käme oder das Wahrzeichen gäbe, das sie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, sollten sie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre alles in

Belagerung eines befestigten Platzes. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt eines Nürnberger Meisters in der Art des Hans Sebald Beham.)

Belagerung eines befestigten Platzes. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt eines Nürnberger Meisters in der Art des Hans Sebald Beham.)

Belagerung eines befestigten Platzes. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt eines Nürnberger Meisters in der Art des Hans Sebald Beham.)

Belagerung eines befestigten Platzes. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt eines Nürnberger Meisters in der Art des Hans Sebald Beham.)

Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verräterei besorgt, und mahnt die Knechte in Ordnung, der Trommelschläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Alarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft, daß die Stadt geöffnet sei, er solle mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Alarm gehört, und wenn sie darüber die Tore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verräterei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verräterei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadres Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhafte Mann in allen Nöten durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte also an, kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten, in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht ‚burgundisch' schreie, alles totzustechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zuhauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Tore noch zu. Sie machten ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüst hinüberrutschte, und als dieser auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um sich sähe oder vernähme. Der sagte, er sähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen seiner Trabanten mit Namen Kunz bei sich, dem versprach er eine Summe Geldes, der machte sich auf dem gedachten Gerüst zu dem ersten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen, in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu versuchen, ob sie das Pförtlein öffnen könnten. Das geschah, sie schlugen die Schlösser ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinschlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Kürasser und Kriegsvolk der Franzosen, die darinlagen, auch aufgestört und drangen in einer Gasse daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu sich, lief denen von der Stadt entgegen, schrie sie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erschraken, dachten, daß allbereits der ganze Haufe da wäre und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach, und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indes wurden die großen Tore auch geöffnet und aufge-

brochen, und drangen die Reisigen, denen Botschaft gesandt war, heran. Jeder Bürger, der in sein Haus konnte, hatte dies versperrt so gut er mochte, denn was außerhalb der Häuser betreten wurde, ward erschlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm sein Pferd. Er saß auf, sprengte von einer Schar zur andern und befahl, was jedermann tun und lassen sollte. Er ließ ausrufen, alle, so burgundisch sein wollten, sollten sich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehen. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gassen ohne Wehr zu der Kirche, indem sie schrien ‚zu Burgund'. Einer hatte sich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie sie das in solcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den besten Knechten besetzen, so daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hause gehen. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch innehatten. Die Schlösser aber beider Stadtseiten hatten Pforten auf das Feld, so daß sie sich ohne alles Hindernis nach Möglichkeit stärken und Leute, soviel sie wollten, einlassen konnten. Ferner lag der Hofmeister des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10000 Mann zu Roß und Fuß stark, mit tüchtigem Volk in den nächsten Flecken, vier, sechs und acht Meilen Wegs. Daraus entstand dem Hauptmann nicht geringe Besorgnis; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit sehr müde, hätte auch nicht vermocht wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis solches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß schanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchsen im Rathause gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim ersten Schuß zersprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte stellten sich zum Sturm; darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Gespräch bittend. Dieser gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieser es verboten, und ließ die Forderung an diesen gelangen. Der von Schauenburg forderte seine Knechte zu einem Gespräch. Loi verhandelte mit denen im Schloß, kam und sagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung stehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und schrien laut, sie wollten solche Bedingungen nicht annehmen, sondern stürmen. Wadre unterzog sich neuer Unterhandlung und bestand zuletzt darauf, die Feinde sollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und die Reisigen darunter sollten 1200 Gulden für Passeporten zahlen, so wolle man sie mit Pferd und Harnisch ziehen lassen. Denn die Knechte sagten, die Reisigen wären reich, sie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harnisch, sie möchten hinziehen und wieder an einen frischen Krieg gedenken, wenn dies verschlemmt sei, sie, die Knechte, aber wollten auch davon gewinnen. Die Passeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet.

Die Franzosen meinten, sie wären wohlfeil davongekommen, sie waren froh und der andere Teil noch froher, daß man ihrer so ledig war und die Sache besser beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadtteil zu bewahren. Herr Wilibald besetzte den Stadtteil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler schlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog so mit seinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man stürmte ritterlich mit aller männlichen Kraft, der vorigen Müdigkeit vergessend.

Da die Franzosen den ernstlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen ersahen, wurden sie weich und verzagt, und wiewohl sie den obersten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei sich hatten, wichen sie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerstand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn er war groß, feist und unvermögend zu laufen, sie brachten ihn samt seiner Tasche, darin viel goldene Ketten, Paternoster, goldene Kreuze, mancherlei Zierat gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieser bestellte die beiden Schlösser und Städte nach seinem Nutz und Vorteil so, daß er sich getraute mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Notdurft wohlbestellt waren und sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrat nach Landessitte gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsgebrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohlbekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von wertem edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Not schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vorteil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelstein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden wert waren, vor ihn und die welschen Kapitäne und sagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wohl, und es wäre unnütz, etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirt nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum, was sie als ritterliche und teure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: ‚Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall gerade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen, euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn

ich es täte, könnte ich meiner Herrschaft und mir Schaden bringen. Wir Deutschen, und vor andern die von den Oberlanden, pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adliger Geburt etwas von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann täte, würde er von seinen Genossen sein lebelang für untreu und unwert gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zuteil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen.' Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, er wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: ,Die adlige deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberlande zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Teilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu tun, wie ich vorher gesagt habe.' Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: ,Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Tun zu beurteilen.'

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt, der Frau das ihrige zu lassen, und darum dem werten deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt innehätten; er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deshalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum Könige ziehen; sobald er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verstehen gegeben, weshalb der König von England erschrocken war.

Und das war die Ursache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1800000 Gulden von den Seinen genommen und, um seinen Willen zu erlangen, ihnen zugesagt, den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieser zwei Königreiche entstanden und verlaufen, ist ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu seiner Partei gehörte, und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrschaft geholfen; das aber durfte sich der von England keineswegs merken lassen, er wäre sonst von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuser verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder scharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von seinem bewilligten Geld 100000 Gulden, damit er solches geschehen lasse. Danach

zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unsere liebe gnädige Frau rastete, lagerte sich mit seinem Geschoß und ließ sehr arbeiten.

Es ward also zwischen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für seinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reise aus England gehabt, geben sollte; diese Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinandergestellt und auf eine Million Goldkronen angeschlagen. Da die Englischen sie also ansahen, meinten sie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wissen mit Asche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen daraufgelegt, von denen fünfzig kaum eine wert waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß sie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vertrag geschlossen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heranzuziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdes säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens daraufgeben, welche Summe sich auf 60000 Gulden belief. Er mühte sich hart, in der Kürze solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es beieinander hatte, gedachten ihn totzuschlagen, das Geld zu teilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu tun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben, mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu erstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch schickten sie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm sagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten sie sich selbst zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die sagten ihm, die Verschwörung wäre gemacht, er solle darauf denken, sie zu bezahlen, wie er könnte, es würde sonst nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und

sich vor nichts schämte; er forderte also einen Hauptmann nach dem andern und sprach zu jedem: ‚Tue nach Treue und Glauben, nimm hin diesen Sack mit Gold, bezahle die Knechte, die unter dir liegen.' Darauf forderte jeglicher seine Knechte, indem er ihnen sagte, daß er seine Bezahlung hätte, damit wichen sie ab zu ihren Herbergen. Danach unternahm er, die Edlen und Reisigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12000 Gulden. Diese aber waren von anderer Zucht und besserem Gebaren. Der Bischof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er sein Silbergeschirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reisigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verräterei, ließ an vielen Orten Feuer legen, bestellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, diese halb entzweigeschnitten wurden, damit sie entzweirissen, sobald man hart damit arbeitete.

Unterdes verzog sich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen, und die Schuld des Soldes wuchs wieder stark. Das Gesindel hatte den Gewinn fast verschlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen sie zuzeiten fortan ins Land auf Beute, sich zu helfen. Da sie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden sie ganz widerspenstig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gassen oder dem Lande war sicher.

Nun ist landkundig und unverborgen, wie der Römischen Königlichen Majestät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich sich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römisch Königliche Majestät ihre Tochter, Frau Margarete, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wiederholen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geschickten Gesandten, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Markgraf Christoph von Baden, Graf Engelbrecht von Nassau, Graf Eitelfritz von Zollern und die andern mit gedachter Fürstin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie sich Reisige und Knechte dort hielten. Darum schickten sie Botschaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garnison zu Roß und zu Fuß verhandeln sollte, damit sie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten sie auch ausgemacht, daß in dem französischen Lande von den Burgundischen nicht mehr geschädigt und geraubt werden sollte; das hätten sie im Namen Römischer Königlicher Majestät und des Herzogs Philipps zugesagt und sich christlich verpflichten müssen. Wenn nun dieses ihr Gelöbnis und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, so würde das sehr ernst genommen und dem Reich und der ganzen deutschen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reisigen Zugs und der Fußhaufen zusammen und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man sei ihnen schuldig, sie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, sie hätten auch keine Aussicht, etwas zu gewinnen. Wenn man

sie bezahlen wollte, so könnten sie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Gesandten sich wohl gefallen lassen. Wenn man sie aber nicht bezahlte, könnten sie ihre Hände und Füße nicht essen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, sondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen sie könnten, damit sie sich erhielten. Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen, und ließ die Botschaft so scheiden. Die sagte Frauen Margareta und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botschaft zu dem Hauptmann nach Arras geschickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Gesellschaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, diese anzuhören. Die sagten: ‚Der ersten Botschaft ist ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt sind wir wieder geschickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garnison aufs gütigste anzusprechen, zu ersuchen und zu bitten, von solchem bösen Vorsatz abzustehen; denn ein solcher Mutwill und Schande ist an Deutschen unerhört, seit die Nation in Würden steht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung ist, daß eines Römischen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die sie begleiten, von deutschen Knechten aufgehalten werden sollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die selbst dem Reiche unterwürfig sind. Was kann die fromme und edle Fürstin dafür, daß man den Knechten Sold schuldig ist? Sie bleibt billig des Schadens müßig, denn sie kann dafür kein Pfand sein. Aber es ist wohl möglich, daß sie von andern mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entstehen. Wenn aber dies geschähe, so haben sie zu bedenken, daß die Römisch Königliche Majestät, Herzog Philipps sowie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, so dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden, und wo sie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder sich sehen lassen, darum sterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre.‘ Sie erzählten auch sonderlich dem Hauptmann, was für ihn selbst daraufstünde, sie sagten und ermahnten ihn seiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich heraufgekommen wären und ihr Blut vergossen hätten. Und sollte solcher Frevel unter ihm geschehen, der dieses Volkes oberster Hauptmann sei, so würde das seinem Namen und seinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf sein; denn wer könnte etwas anderes denken, als daß diese Untat mit seinem Willen, Wissen, Rat und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann sprach: ‚Liebe Freunde, ihr habt gehört, welchermaßen wir beschickt und angesprochen sind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Uns ist die Wahrheit gesagt. Tun wir das, so sind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unsicher, wo wir hinkommen.‘

Aber ein Kiesel ist ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf seinem Vorsatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rat und sprach: ‚Liebe Freunde und fromme Knechte, es ist wahr, obwohl

wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum seine Schwester, die edle Fürstin, beschuldigen, die weder an seinen Leuten noch Landen teilhat? Weshalb sie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürsten, die bei ihr sind, aufhalten? Das wäre großer Unrat. Weshalb auch wollen wir die Ambassaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geschlossen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns schuldig ist, das ist Herzog Philipps. Was sollen dies die andern entgelten? Ihm wollen wir in seinem Lande rauben, brennen, fangen und wirtschaften, solange bis wir bezahlt sind.'

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den gesandten Herren vor, die sahen das auch für besser an, als daß sie aufgehalten werden sollten. Darauf ward Frauen Margareta Sicherung zugesagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Passeport gegeben. Die zog ihres Weges mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßsänfte, in einem herrlichen Stuhl sitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldstoff, um sie vor der Sonne zu beschirmen; so zog sie in Brabant ein. Dort ward sie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feste und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten sich und schwuren zusammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beschädigen, solange bis sie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen und redlichen Sache zu verlassen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und schädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieser Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hausen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten sie auf Bänke, marterten und schatzten sie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern gestraft, wie er oft zuvor getan, da er etliche durch die Spieße laufen, andern die Köpfe abschlagen lassen. Sobald er das vernahm, hielten die Knechte zueinander nach ihrer alten Weise, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich ist, und sprachen also: ‚Daß dich Gottes Marder schände, du willst Hauptmann sein, kannst befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gib Geld her, oder wir wollen dich totschlagen.'

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten sie eine Gemeinde, darein forderten sie den Hauptmann, und wiewohl er sich oft versah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring, um anderes Übel zu hindern, bot gute Worte und half soviel er konnte. Einmal schlugen sie ihn danieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abschlugen und ihn beschützten, so hätten sie ihn erstochen. Das währte so fast an ein Jahr. Zuletzt fingen sie ihn mitsamt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Voris, legten die in eine Kammer zusammen und ließen sie aufs beste verwahren, mit Hellebarden und andern Knechten Tag und Nacht bewachen, und wollten schlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten sich ebensogut wie die andern ausgegeben. Dennoch mußten sie so im Gefängnis

Eidschwur des Generaloberst.
(Holzschnitt von Jost Amman aus L. Fronsperger, Kriegsrechte. Frankfurt a. M., 1566.)

Gericht vor besetzter Bank.
(Holzschnitt von Jost Amman aus L. Fronsperger, Kriegsrechte. Frankfurt a. M., 1566.)

Das Recht der langen Spieße.
(Holzschnitt von Jost Amman aus L. Fronsperger, Kriegsbuch. Frankfurt a. M., 1573.)

Herausziehen eines Pfeiles aus der Wunde.
(Holzschnitt aus H. Gersdorf, Wundartzenei. Straßburg, 1528.)

Feldprofoß.
(Holzschnitt von Jost Amman aus L. Fronsperger, Kriegsbuch. Frankfurt a. M., 1565.)

Lagertreiben.
(Holzschnitt aus Titus Livius, Römische Geschichte. Mainz, 1523.)

Landsknechte beim Würfelspiel. — Raufende Landsknechte.
(Holzschnitte von Hans Weiditz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

Troßzug. 16. Jahrhundert.

(Holzschnitt von Albrecht Altdorfer aus dem „Triumphzug" des Kaisers Maximilian I.)

Landsknecht und Mädchen. 16. Jahrhundert. (Holzschnitte von Lucas Cranach.)

bleiben, und wenn die Knechte die Lust ankam, ließen sie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob sie Mörder und Diebe gewesen wären. Und wenn sie dann in den Ring kamen, sagten ihnen die Knechte, man sollte sie bezahlen oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die andern antworteten, sie könnten das nicht hindern, sie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn sie Geld hätten, würden sie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; sie wollten gern um Geld schreiben und alles tun, was an ihnen wäre. Sie schrieben und mußten die Knechte lesen lassen, was sie geschrieben hatten, sie konnten aber von der Herrschaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unschuld der Hauptleute einsahen, ließen sie dieselben ledig und wirtschafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Danach schickten sie zu den Königen von Frankreich, England und andern, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, steckten Strohwische auf die Stadttore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und schrien nach ihrer Gewohnheit: ‚Wer kauft, der hat.‘

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenstreich nicht länger erwarten und machten sich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Absicht, zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn solches geschähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürst sollte fortan seinen Glauben oder Vertrauen in sie setzen, sie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre wert. Damit machte er eine solche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß sie durchaus nicht mehr zusammen stimmen wollten. Denn die einen wollten solchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei sein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter andern Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloser, der war früher in Frankreich gewesen und gar gut französisch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und sagte: ‚Lieber Herr, ihr wißt, daß wir armen Gesellen unseres Soldes und Geldes sehr bedürftig sind, wir können nicht länger verziehen, sondern müssen die Stadt um unserer Forderungen halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe besiegelt, so wollen wir euch 4000 Kronen vorausgeben, und was euch bei Bezahlung der Knechte zugute kommen mag, wollen wir euch gern gönnen und getreulich dazu helfen.‘

O bedenke doch ein jedes fromme, getreue Herz, wie schrecklich dies dem frommen teuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach seinem Herzen antworten und sprach mit andern Gedanken: ‚Du weißt, daß unsere Boten bei den brabantischen Herren sind, ich versehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieser Anschlag umsonst. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, so komm wieder. Dann wollen wir vornehmen, was gut ist.‘

Die ganze Garnison hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, sie besorgte, wenn es sich schickte, würde er sich auch wie die andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor seiner Herberge wachen, dazu besetzten sie alle Tore mit größtem Fleiß. Nun begab sich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, sie sollten die Kühe nach Rotten unter sich austeilen, damit sie Nahrung hätten und die Bezahlung besser erwarten könnten. Sie taten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu teilen. Er saß im großen Samtrock mit Schuhen auf einem Maulesel und befahl seinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das rasch war, dorthin zu bringen, einen günstigen Augenblick zu ersehen und ihm so nahe als möglich zu kommen, abzuspringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadttor zu dem Vieh, ließ das in Haufen voneinander teilen und befahl den Knechten, wenn sie die Haufen so gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Lose geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfnisses, der Knecht sprang ab und brachte seinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und sprach den Schweizerhauptmann an: ‚Her du, Kaneloser, du hast mir zugemutet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wolltest machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden sollten. Den Bösewicht findest du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Ursach, nicht länger bei euch zu bleiben.‘ Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob sich ein großes Geschrei; sie liefen nach der Stadt und sagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde, um auf ihn zu jagen, sie machten ihm aber darum, weil er rasch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buscha im Hennegau, und etliche sagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichsten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächsten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre schickte ihm einen Knecht als Wegweiser zu, der ihn ohne Not durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachsen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras stünde, und wo nicht Geld geschickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, sie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, so wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachteil es der Herrschaft Burgund bringen würde, wenn die Stadt verlorenginge und in die Hand der Franzosen käme. Aus dieser Ursache wurde mit großer Mühe durchgesetzt, 40000 Gulden aufzubringen.

Es wurden andere geschickt, um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgesehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und sie ist noch auf den heutigen Tag samt dem Lande unter Gewalt und Herrschaft der Burgundischen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Überlieferung des 15. Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erstaunt sehen wir Modernen, wie damals auch

Beschießung und Erstürmung einer Stadt durch Landsknechttruppen Kaiser Maximilians I. Um 1500. (Holzschnitt von A. Dürer für die ‚Ehrenpforte' Maximilians I.)

Landsknechte mit Büchsen. Um 1500.

Landsknecht mit seinem Weib. Um 1500.
(Kupferstich von Daniel Hopfer.)

Landsknechte mit Zweihändern und Dolchen. Um 1500.
(Holzschnitte von H. Burgkmair für den ‚Triumphzug' Maximilians I.)

Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler, Fahnenträger und Landsknecht mit Helmbarte. Um 1500. (Kupferstich von Daniel Hopfer.)

die Besseren mit ihrer Soldatenpflicht umsprangen. Die schmähliche Weise, wie Wilibald in der Not ein Übel durch das andere vermeidet und gegen seinen obersten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert sehr an das Verhalten jenes fränkischen Heeres in der Merowingerzeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde sich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligsten ist, daß auch die großen Herren der kaiserlichen Partei dies Verfahren als Notwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militärische Lehre wird übrigens aus dem Kriegszug auf Arras klar: der Soldat soll zuerst unbedingten Gehorsam leisten, soll sich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für einen gewagten Handstreich auf sich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl, seine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf seinem Wege lag. Zuverlässig hat dem Hauptmann sein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen wesentlichen Schaden getan, er fuhr fort, der vertraute Kriegsmann Albrechts von Sachsen zu sein, und spielte kurz nachher bei den Hoffesten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja, er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiser und Reiche als erbliche Statthalterschaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann seine Kriegstüchtigkeit aufs neue, er widerstand, wie er versichert, der Versuchung, sich dort an den Küsten der Nordsee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar gewesen sei. Er hielt treu zu seinem Herrn, bis dieser starb. Da erst schied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutschen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgesetzt wurden, sicherten dem Enkel Maximilians, dem spätern Kaiser Karl V., das Gebiet, welches der Landreiche als seine Heimat betrachtete, sie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht seines Hauses. Er war ein echter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elsaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heiraten, unablässige Versuche, das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu setzen, dasselbe Mißverhältnis zwischen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieselbe ewige Geldbedrängnis und bei den höchsten persönlichen Ansprüchen schmähliche Demütigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geschäfte, Wortbruch und alle diplomatischen Kunststücke des Schwachen. Als ein frischer, kräftiger, ritterlicher Gesell trat Max in die Politik ein, aber auch sein Rittertum war genau so beschaffen wie das der fränkischen Junker, es war in einem hart realistischen Wesen eine Spielerei, die in Wahrheit sein Urteil in den Geschäften nur selten beeinflußte, ein eitles Prachtgewand, in dem er sich wohlgefällig beschaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor seinem Enkel eine größere Stetigkeit der Pläne voraus und die größere

Eyn schons neües Lied vo̅n der Schlacht neẃlich

vor Pauia geschehen am tag Mathie ym̃ Jar Tausent vnnd funffhundert vnd funffunds-
zwaynzig. yñ dem newen thon von Mayland/ oder des Wißbecken thon/ oder wie
man die syben Stalbrüder singet.·.

¶ Eyn schaffstal vnnd eyn gutter hyrt/ das götlich wort die vrsach pürt/ die zeit ist schier verhanden/ das kind sein vatter vbergeydt/ yñ Teütsch vnd Welschen landen.
¶ Mayland erlitten hat vil krieg/ hört was ich euch zu wissen fyeg/ der zeittung new ge-nennet/ Da man zalt Fünffund zayntzig Jar/ das spyl hat sich ertrennet.
¶ Das Franckenreich hatt tryben lang/ damit ich zu der maynung gang/ den Monat ich auch nennet/ ym̃ Jenner vier vnd zwayntzig tag/ ein stat Lody erkennet.
¶ Das Kaysers hör sich samlet da/ der hauff auff Morian ist ya/ zu Cambi thet man ruc-ken/ das gleger schlüg man ring weyß vmb/ da zwischen macht man prucken.
¶ Das selbig weredt zechenn tag/ darnach rucket man als ich sag/ eyn welsche meyl von dannen/ neben Thyergarten ynß frey feld/ den feinden thet es schwanen.
¶ Doch dorfften wirß nit greyffen an/ Pauia schicket vns ein man/ darmit gyenng wir zu radte/ die feind die waren graben ein/ als sames wer ein statte.
¶ Zwischen vnser vnnd der stat/ Lagen die feynd als ich vor sath/ Paui thet sich besetzen/ zweyhundert knecht zu eym zusatz/ zwii büchßen thet wir wetzen.
¶ Zu eym war zaichen bey der nacht/ Fewer zaichen vns heraußz ward pracht/ yñ ordnüg thet man wachen/ den troß schicketen wir von vns/ der schertz wardt sich da machen.
¶ Die selbig nacht gegen dem tag/ gewunnen die mauer als ich euch sag/ Dreü tausent lyeß man lauffen/ weyße hem̃ter vnd auch papyr/ die dorfften wir nit kauffen.
¶ An der mauer grüben wir zu lang/ darmit der liechte tag her̃ sprang/ Kürischer thetten weychen/ zu irem eingegraben zewg/ erst hub es sich ein streychen.
¶ Der lauffendt hauff vnd rynge pferdt/ vnser geschütz mit groß geferdt/ gar maysterlich hat troffen/ herr Marx Syttich von Embs mit nam/ noch mehr glücks thet verhoffen.
¶ Mit seynen knechten die er bracht/ zwelff Fenlein het er wol ynn acht/ herr Jörg von Fronsperg strenge/ Jacob Wernaw mit irem hauff/ Caspar Wyntzer mit menge.
¶ Die Lanztknecht vnnd Hyspanier/ die zugent hyn on all gefer/ die büchssen hand abge-spannent/ den Thyrgartten namb wir ein/ Pauia thet seher plangen.
¶ Wortzaichen würden geben hell/ auch vnser volck zusammen schnel/ die büchssen thet wir rüsten/ der gräben halb mocht es nit seyn/ die feindt allda mit lüsten.
¶ Erstachen vns da fich vnd leüt/ namb vnser geschöß als ich bedeüt/ thet gegen vns ab schyessen/ rayssig fußknecht vnd auch Schweytzer/ het gentzlich keyn verdryessen.
¶ Pauyer waren noch nit rauß/ noch lyeß wir vns nicht thon den grauß/ vnser rayssig thätten eyllen/ Hyspanier schützen auch darmit/ Frantzosen geschoß abeyllen.
¶ Da das ersachen die Lantzknecht/ bey dem Frantzosen merckendt recht/ zugendt vnns vndter augen/ herr Jörgen hauff gryffen sie an/ vnd thetten ihn nit fragen.
¶ Da das ersach herr Marxen hauff/ ann diesem orth gryffenn sie drauff/ gar tapfferlich durchtrungen/ Frantzosen geschütz mit irer weer/ mit Gottes hilff abtrungen.
¶ Noch waß keyn endt als ich euch sag/ wyem Gott bey gestadt der selb vermag/ den syg redlich zerlangen/ der rayssig zewg vnd vnser geschütz/ auff Kürisser ist gangen.
¶ Das Künigs pferd mit eynem schütz/ doch fyel es nicht es hyelt den trutz/ seyn hoffart ward erkennet/ beyd teyl hielten sich gar wol/ Graff Niclas kam gesprenget.
¶ Dem Künig stach er seynen gaul/ noch weredt er sich vnd ward nit faul/ zu letst ward er gefangen/ wir gewunnen da leüt vnd auch gut/ hördt wie es mehr ist gangen.
¶ Die Schweytzer warendt bald gestylt/ der Lantzknecht loß noch woll erhyldt/ doch hond sies gloch betzalet/ die plünderung ward vns zu teyl/ der hauff hat sich geschmalet.
¶ Künig Fürsten gefangen habt ir gehört/ Zehentausent seynndt verseerdt/ durch wasser geschoß vnd waffen/ vierhundert auch auff vnser seydt/ Gott laß zu fryden schlaffen.
¶ Das wünsch ich ihn zu bayder seydt/ keynn sach ist worden so verheydt/ sie ist gerichtet worden/ wer kryegt vmb gelt vnd wagt seyn leyb/ der füret eyn härtten orden.
¶ Vertzeychen mir onn allen spott/ es ist wider das Götlich pott/ deyn nechsten solt du lieben/ der vns das Lyedlein hat gedicht/ Eraßmus thut sich tryeben. ★ J. B. ★

Insert Foldout Here

persönliche Tüchtigkeit in Feld und Geschäften, Maximilian fuhr mit seinen Einfällen unstet umher, sein Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurück tun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Staatsklugheit seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz, das Reich sich dienstbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europas galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen, sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand, in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urteil wohl möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zuteil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer, Vorbedingung für jede militärische Stärkung war dem Kaiser der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländischen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutschen Kaiser möglich geworden wäre, ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unsühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geistlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, welcher damals die Geschicke Deutschlands leitete, war kein Deutscher.

Das war der Fluch, der sich an die weitsichtige Hauspolitik des ersten Habsburgers gehängt hatte.

Ein schönes lied von der schlacht vor Paula geschehē/Gedicht vñ erstlich gesungen (durch Hansen vō Würtzburg) in einem newen thonn.

Was wöll wir aber heben ann/ein newes lied zů singē/wöll vō dem König auß franckē=reych/Maylandt das wolt er zwingenn/das gschach da mann zelt Tausent fünff hundert iar/im fünffundzwayngtzsten ists geschehen/er zoch da her mitt heres krafft/hatt mancher Lantzknecht gesehen.

Er zug für ein statt die hayst maylandt die selbig thet er zwingen/darnach für ein stat die hayst Pauia/er mayntt er wolts gewinnenn/darin lag mancher Lantzknecht frisch/das het der König verschworen/er sprach sie solten die stat auff geben/sy wär sunst schon verloren.

Wir hetten kürtzlich einen rhat/ainer frage den anderen/Nun zeucht d' König nimer ab/darnach stett sein verlangen/Nent sich ayner mit namen Graff eytelfritz/die statt wöll wir nicht auff geben/wir pawenn zway polwerck die sein fest/es kost rechtt leyb vnd leben.

Sy sein mit mancher hand gemacht/zwai Polwerck woll erpawen/wir ligenn die winter lange nacht/zů Pauia auf der maurē/da wöl=len wir warten des külen weyn/thůt der König die maure zerprechen/es kumbt ein Fürst auß Osterreych/den schaden würdt er rechen.

Wir lagen die winter lange nacht/vor kelt kundt wir nicht pleyben/wir kunden nit erwarten des külen weyn/gar eylendt thēt wir schrey=ben/vñ schriben dem Fürsten auß Osterreych/er sol nicht auß beleyben/sol prigen manchenn lantzknecht frisch/den König zů vertreyben.

Der Fürst het kurtzlich einen radt/mit sey=nen Fürsten vnd Herrn/wie pald er nach herr Jörgen schrib/er war jm nicht zů ferre/Marrsytig von Emß des selbenn geleych/er rüfft sy an in treüen/sy sollen jm trewlich beystan/den König zů vertreyben.

Sy wurdenn kürtzlich vnderricht/zů Inß=pruckt auff dem tage/würdt manigs fenlinn aufgericht/im Teütsche land horman s sagē/darūder zug mancher Lantzknecht frisch/thett in seynem harnasch herrlingen/wir zugen all genn Maylandt hin ein/Gott wöll das vnns gelingen.

Als paldt der König das vernam/thet sich nit lanng besinnen/wie paldt er die statt zům

sturm beschoß/er maynt er wolts gewinnenn/ darnor verlor er vill manchenn man/das thet dem König zoren/er sprach sy sollenn die statt auff geben/sie wer doch sunst verloren.

Der sturm hat er füuff gethon/vnnd hat sy all verloren/da zug herr Jörg Marr sitig von Emß daher/die zwen herren auß erkoren/legtē sich für Pauia in das feld/paula thett sich des freyen/der König lag mit heeres krafft dauor/ man kert sich nit an sein trewen.

Die Lantzknechtt machten jhr ornung fest/ ein ratt der wurdt beschlossen/eyn verlornenn hauffen man machen soll/ein Hawptmann auß geschossen/hawptman edel ist er genantt/ man rüfft jn an mit trewen/nym den verlornē hauffen zů hand/laß dich dein leben nit rewen

An saint Matheys tag da d' tag herbrach/ da fieng wir ann zů ziehen/jch wayß wie denn Sweytzern die sach gefiel/sy beguntthen gar pald fliehen/da zugen wir in Tyrgartenn hin ein/darnach stůndt vnser verlangen/sy hiessen vnß all gotwilkum̄enn sein/auß Karthaunen vnnd mit Schlangen.

Valteyn kop war auch darpey/mit manch eyn gůtten Schützen/dar zů mancher frum̄er Lantzknecht/nach ehren thet ers nutzenn/das handgschütz het er gar bey jm/mit sampt zwai en knechtē/Schiest drein schiest drein jr frum-me lantzknecht/gar ritterlich wöll wir fechten.

Herr Jörg schrey valtein koppen an/sol jm das gschütz her pringē/Velte kop thet wie ein erlich mann/vñ sich nit lang besyñen/er füerts daher mit gantzer machtt/ganntz woll thett er sich rüsten/wir schussenn all zů halbenn man/ wardt den Frantzosen verdriessen.

Herr Jörg ein Edler Ritter fest/stondt da mit seyner helleparten/er sprach es kummenn vns frembde gest/der selbenn wöll wir warten/ gegen jm zoch der Langemantel da her/Herr Jörg versich dich ebenn/du můst hie meyn ge-fangner sein/ob du wildt fristen dein leben.

Herr Jörg sprach můß ich dein gefangner sein/oder kost es mich mein leben/so hab jch ge-truncken des külen weyn/mein leyb will jch dir nichtt auf geben/jch hab so manichenn Lantz-knecht frisch/sten da in jren halben hosen/stecht drein stecht drein jr frum̄en lantzknecht/dz send die rechten Frantzosen.

Marr sitig von Emß gryffs zům erstenn an/mit seinen frum̄en Lantzknechten/wan ehr stůnd selber fornen dran/gar ritterlich thet ehr fechtē/die schlacht die werd ein kleine weyl/da wardt sy schō verlorē/wurdt manch Frantzoß zů tod geschlagē/manch küresser ausserkoren.

Ein graff genandt auß Teutschem landt/ mit namē der vō Salmen/er griff dē könig sel ber an/die lantzknecht warē zerspalten/d' Vi-cereg des selbenn gleych/manch sper wurdt in der mit zerspalten/da stach mir all mit freyden drein/der lieb Gott sol sein walten.

Die schlaeht werdt anderthalbe stundt/da war sie schonn vergangenn/wurdt mancher Schweytzer zů tod geschlagen/maniger wurt gefangen/die lantzknecht bliben da hindē stan/ als vill wil mich beduncken/die sum̄ mann nit erzelen kan/die im wasser sein ertruncken.

Schweytzer du scheyst mir ein dreck auff nass/vnd fünfftzehen in knebelparte/jch mayn wir haben dich bar bezalt/zů Paui jm tiergar-ten/du sprichst ich berům mich eygner schand/ das ist warlich erlogen/du hast dem Frantzoß verloren landt vnd leut/pist schendlich von jm gflochen.

Du hast geschriben in Teutsche landt/wie du die schlacht habest gewuñen/du habest vns von vnserenn gschütz geiagt/weren schendlich daruon entrum̄en/das wöl Got heut noch nim mer/kein lantzknecht ist geflohen/das dein hast du dahinden glan/da wir zůsamen zogen.

Also habt jr vernummenn woll/wie es denn schweytzern ist ergangen/sie hetten geschworē einen ayd/sie namenn vnser kein gefangenn/ sie rüfften Maria gots můtter an/das wir jhr theten warten/jch mayn wir haben sie bar be-zalt/zů Pauia jm tiergarten.

Der vns das liedlein newes sang/vō new-em hat gesungē/dz hat gethan ein lantzknecht gůt/den reyen hat er gesprungē/wan er ist auf der kirchwey gewest/der pfeffer ward versaltzē/ mann richt in mit langenn spiessenn ann/mit helleparten gschmaltzen.

Alleyn Got die Eer.

Lied auf die Schlacht von Pavia 1525.
(Geringe Verkleinerung des Originaldruckes, der ein Büchlein von vier Blättern bildet.)

Ein newes lied/in welchē

Fürſten vnd Herrn vnd andere Stend des Reychs/ mit ſampt allen frum̄en Langknechten/ zů frid vñ eynickeit/auch Got den aller großmechtigſten keyſer vñ herren/mit höchſtem fleyß anzůrůffen/vñ in ſeynem namen/auch vmb ſeyner ehr willen ritterlichen zůſtreyten/wider den Türcken/ trewlich vermant werden/ In der Paſſier weyß.

WAcht auff wacht auff jr
Fürſtē gůt/thut frölich
zamen ſpringen/auff dz
jr rett dz Chriſtlich blůt
euch wirdt nit miſſelingen/wyder
den feint d Chriſtenheit/den Tür
cken jch do meyne/ ſeyn hochmůt
wirt jm werden laydt/ſeyn gwalt
wirt jm auch kleine.

Wañ jr nur hetent eynigkeit/vñ
frid in ewern landen/ſo wurd gar
bald zum ſtreit bereit/mit werhaf
tigen handen/vil mancher frumer
Chriſten man / ſeyn leben dapffer
wagē/ Got wirt euch ſelber bei ge
ſtan/den Türcken zů veriagen.

Darumb jch euch in trewen rat.
thůt ſelber eynig werden/dem ar-
men volck beweiſt genad/ ſo habt
jr glück auff erden/ſo wirt es euch
gehorſam ſeyn / willig mit euch zů
ſtreyten/ Got wirt euch auch thū
hilffe ſchein/helffen zů allen zeytē.

Zů hertzē nempt die groſſen not
ſo in dem Vngerlande/manch fru
mer Chriſt erlitē hat/auch in des
todes bande/ könig Ludwig begri
ffen iſt/vō der Türckiſchen hande
darumb rüſt euch in ſchneller friſt
fürkumpt gros ſchad vñ ſchande.

Wach auff wach auff du edle
kron/ Karle du kayſer werde/mit
deyner hilff ſoltu beyſton/ in ſorg
vñ groſſer bſchwerde/deym brůd
könig Ferdinād/daheim ſoltu nit
bleybē/der Türck der ligt jm in dē
land/den hilff jm dannen treyben.

Auch iſt dir ſonderlich beuolhn/
die Chriſtenheit gemeine/derhalb
das du biſt vnuerholn/ römiſcher
keyſer reine/darumb ſoltu zů aller
ſtund/mit macht ſiñ vnd auch wi
tzen / vor dem ſchnödē türckiſchen
hund/die Chriſtenheit beſchützē.

Biß keck du fürſt vō Oſterreich
könig im Böhmer lande/ die Bö-
hem kumen all zů gleych/mit wer-
hafftiger hande/dz römiſch reych
wirt dich nit lan/als jch es hab ver
numen/ wañ du daſſelb thůſt rüſ-
ſen an/zů hilff wirt es dir kumen.

Doch das vntrew vñ vbermůt
gentzlichē werd vermiten/ auff dz
nit mer das brot ſo gůt/nach vnge
riſchem ſiten/mit kalck werde ver-
gifftet gar/wie vormals iſt geſche
hen/ iſt mancher teutſcher wordē

gwar/thůts offentlich veriehen.
Auch ſol gentzlich deyn meynũg ſein/vmb Gottes ehꝛ zů ſtreyten/ auch vmb ſein heilig woꝛt ſo reyn/ welches zů allen zeitẽ/in deyner ſel gepflantzet ſey/vnd nit darwider ſtreben/ſo wirt dir Gott ſelb wo- nen bey/bſchützen ehꝛ leib vñ lebẽ.
Rüſt dich du heyligs Rõmiſch reich/jr frumẽ teutſchen fürſten/jr werden reychſtet all geleych/nach Got laſt euch all dürſten/vnd lebt gentzlich nach ſeiner leer/vnd halt ſeyn woꝛt gar ebẽ/ſo bhüt er euch leyb gůt vnd ehꝛ / den ſig wirdt er euch geben.
So jr gůt frid vñ einigkeit/wert vnter euch wol haltẽ/auch vntreü vñ heimlicher neyd/võ euch gantz iſt geſpalten/das auch keyn ſtand do werd veracht/ſtett Herrn Für ſten jch maine/ſo hilfft euch Gott mitt ſeyner macht / des Türcken macht wirt kleyne.
Vnd wo jr nit wert einig ſein/in warer Gottes liebe/vñ auch ſeyn klares woꝛt ſo reyn/haltẽ in ſteter übe/eins das ander verachten thõ wie mag euch dañ gelingẽ/darum̃ rüfft Gott eynhellig an/ thůt auff den Türcken tringen.
Dañ jch ſing euch zů diſer friſt/ klerlich vnd offenbare/wo nit der türck het voꝛ gewiſt/ gantz eygent lich fürware/das zwiſpalt vntern Chꝛiſten wer/het jm nit fürgenu- men/mit einẽ ſolchen groſſen heer in Chꝛiſtlich land zů kumen.

Darumb thůt all einmütig ſein/ vnd haltend lieb zůſamen/ ſo helt Got ſelbs mit euch gemeyn/wo jr in ſeinem namen/frõlich dar wagt leib gůt vñ eer/das türckiſch volck zuſchlagen/ſo wonet Got in ewꝛẽ heer/den Türcken zů verjagen.
Rüſt euch jr frumẽ Lantzknecht gůt/mit freudẽreichem ſchalle/ſeit friſch frõlich vñ wolgemůt/jr fru- men Chꝛiſten alle/zů ſtreitẽ für dy Chꝛiſtẽheyt/für ewer vaterlande ſo hilfft euch Got auß allem leyd/ auch auß der ſünden bande.
Laſt auch jr frumen Lantzknecht gůt/von flůchen vnd von ſchwerẽ ſo helt euch Got in ſeiner hůt/das glück wirt er euch meren/der hůre rey thůt müſſig ſtan/dz ſpil laſt vn terwegẽ/ſo wirt es euch gãtz wol ergan/got wirt ſelbs ewer pflegẽ.
Seit friſch jr Chꝛiſtẽ all geleich thůt ritterlichen ſtreiten/So gibt euch Got dz himelreich/zů ewern letzten zeyten/in diſer zeyt frid gůt vnd ehꝛ/ſo jr ſtreyt in ſeym namẽ/ wider das vnglaubige heer / das wünſch jch euch allſamen.

Gedꝛuckt zů Nürmberg.
M. D. xxix.

Si Deus nobiſcum, quis contra nos? Roma. viij.

Lied gegen die Türken aus dem Jahre der Belagerung Wiens 1529.
(Geringe Verkleinerung des Originaldruckes, der ein Büchlein von vier Blättern bildet.)

XIII. Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimatlosen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Tätigkeit der andern mitspielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes: die große Genossenschaft der fahrenden Leute[119a].

Diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, welche mehr Beachtung verdient als ihr bis jetzt zuteil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volkstümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Altertum ist. So hatte sich mit zahllosem anderem das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, welche vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gotische Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit roter Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdes erboten sich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen

vorzuführen, mit den Kunstgriffen und Gefahren des römischen Zirkus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuschauer gab es noch andere lockende Künste. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn sie das griechische Tamburin oder die asiatische Klapper in den üppigen Windungen eines bacchischen Tanzes schwangen, so waren sie den deutschen Edlen und geistlichen Herren zwar meist unwiderstehlich, ernsten Leuten aber äußerst anstößig. Schon im Jahre 554 schritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt seine Priester väterlich vor diesen Frauen, deren fremd klingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christentum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidentum, daß die Kirche Ursache hatte, in Synadolbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, welches sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Teil, der Klasse jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidentum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter; schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donars und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wotans, welche in der ältesten Form

1. Harfenspieler. 10. Jahrhundert. (Echternacher Evangeliarium. Gotha.)
2. Tristan als Narr. (Federzeichnung der Münchener Tristan-Handschrift. Nach A. Schultz.)
3. Fahrendes Fräulein. 12. Jahrhundert. (Die h. Pelagia. Nach einem Passionale aus Zwifalten. Stadtbibliothek, Stuttgart.)

‚Arme Leute'. 10. Jahrhundert. (Aus dem Echternacher Evangeliarium. Museum, Gotha.) Bettler, Sieche, Krüppel. Oben der Reiche tafelnd. Am Ende zu Pferde reisendes Ehepaar. Darstellung des Gleichnisses vom Gastmahl, Evangelium Lucae, 14. Kapitel, Vers 16—23, in der Anordnung der Bilder von der Entwicklung der Handlung des Gleichnisses abweichend.

Spielleute. 11. Jahrhundert.
(Davids Chorführer. Miniatur in einem Psalterium.
Universitätsbibliothek Leipzig.)

Puppenspieler. 12. Jahrhundert. (Aus dem „Hortus deliciarum".)

Sänger. (Höfische Tracht. Hochsitz.) 12. Jahrhundert. (Aus dem „Hortus deliciarum".)

Bethlehemitischer Kindermord. Saul und David. 12. Jahrhundert. (Auffassung der biblischen Geschichten in den dramatischen Kirchenspielen des Mittelalters. Aus dem „Hortus deliciarum".)

Almosentasche der ritterlichen Tracht. 12. und 13. Jahrhundert. (Nach H. Weiß.)
Bettlerin. 13. Jahrhundert. (Nach Konrads Matutinalbuch. München, Staatsbibliothek.)

Bettler. (Holzschnitt aus der ersten xylographischen Ausgabe der Apokalypse u. 1465.)

Bettler. (Holzschnitt aus dem „Spiegel menschlicher Behaltniß". Basel, 1476.)

Fahrende Leute. 15. Jahrhundert. (Aus dem Liber Vagatorum.)

Bettlerfamilie. — Bettler und Kranke vor der Kirche. — Gaukler. — Taschenspieler. (Holzschnitte von Hans Weiditz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

Werbebild für die Ausstellung eines Rhinozeros. (Holzschnitt von A. Dürer, 1515.)

Allen vnd yegklichen Churfürsten, Fürsten, Prelaten, Grauen / Herren, vom Adel / auch den Stetten / deß Bundts im Lanndt zu Schwaben / Embietten wir, Römischer Kayserlicher, vnd Hispanischer Kunigklicher Mayestat, Churfürsten / Fürsten, vnd anndrer Stennde deß Bundts zu Schwaben, Bottschafften / Haubtlewtt, vnd Räte / yetz zu Vlm versamelt / vnnser vnndertänig willig vnd geflissen / Auch günstlichen grüs, vnd freüntlich dienst, wie es dann, ains yeden Stannds wesen nach beschehen söll / zu vor. Vnd fügen ainem yedem Stannd, alls vorlawtt zuwissen / . Nachdem / wie menigklich waisst, die Zigeyner, welicher ennd vnd ortt, ynn vnd ausserhalb deß Bundts Sy bißher, hin vnd wider gezogen. vnd sich enthallten vnd vnnderschlaufft, dem gemainen Mañ, auf dem Lannd, vnd sunst, vast schädlich vnd nachtailig gehanndelt. Das wir demnach / in bedacht desselben / Auch auß anndern meteren redlichen vnd beweglichen gutten Vrsachen, für zumal notdürfftig vnd gut angesehen vnd beschlossen haben / Das sich solicher Zigeyner, billich entewssert, Vnd die, in der Bundts Stennd Oberkaiten vnd Gebietten, nit eingelassen vnd gedulldt werden söllen, ꝛc. Vnd sölichs hiemit ainem yeden Bundts Stannd vnuerkündt nit lassen wöllen / . Vnd ersüchen darauf ainen yeden Bundts Stannd, wie sich das, ains yeden Stannds vnd wesen nach / gebürt, züm höchsten, . Das sich ain yeder Bundts Stannd, vnd verwanndter / Sölichem vnnserm gutten bedennckenvnd beschluß / gemeß hallten / die Zigeyner, in seinen Fürstenthumben, Oberkaiten, vnd Gebietten / nit einlassen, gedullden, noch denen, ainichen enthallt vnd vnnderschlaiff, zu lassen noch gestatten / Sonnder die selben, außtreyben, vnd verweysen. Vnd wa ainichem Bundts Stannd vnd verwanndten / solichs züschwer sein wöllte, vnd derselb / ainen anndern / Vmb hillff vnd züzug deßhalb ersüchen würde / Dasselbig, Wie sich / vermög der Bundes Aynung gebürt, vollziehen vnd laissten, vnd das nit vnnderlassen wölle / . Dann wa sich ainicher Bundts Stannd, in sölichem Züzug / sewmig hallten vnd erzaigen / Vnd dardurch dem Anndern / oder den Seinen / Schad vnd Nachtail entsteen / Würde wir verursacht, den selben Schaden, an Jme, zu erhollen / . Geben, vnd mit vnnser der Dreyen gemainen Haubtlewtt Secret betschiren, besigellt / Am zwainzigisten tag, deß Monats Nouembris. Anno. ꝛc. Neün vnd zwainzige / .

Verordnung des schwäbischen Bundes gegen die Zigeuner. (Anschlagblatt. 1529.)

Die Bern dreyberin.

Den Bern kan ich machen dantzen
Mit wunder seltzamen krenjantzen
Bald ich jm den ring pring int nasen
So für ich jn mit mir all strassen
Vnd mach mit jm mein affen spil
Er můß mir dantzen wie ich wil
Jch kan jn maisterlichen treiben
Das es mir můß verschwigen bleyben
Niemandt wissen dann yederman
Wie wol ich böß nachpauren han
Die mich offt vberlaut anß schreyen
Doch kan ich mich sein nit verzeyhen
Der Berendantz mir gůtlich thůt
Jch hab darbey offt gůtten můt
Macht mir mein suppen fayßt vnd gůt

Der Ber spricht.

Jch armer ber wes zeich jch mich
Das jch also las dreiben mich
Jch můß mein dantz mir selber pfeiffen
Man thůt mir oft im wollen greiffen
Lupft vnd zupft mich vber tag wol
Jch můß es alles füllen vol
Die püebin vnd die cuplerin
Dar mit so get mein geltlich hin
Also gee jch vmb in der prumbs
Wen ich nuu auß dantz vnd verhumbs
Vnd worden ist mein peütel ler
Wirt jch schabab vnd gar vnmer
Vnd wirt zum dantzen nimer daugen
Den wirt mich peissen d' rauch inn augen
Vnd můß darnach an klaen saugen.

Anthony Formschneyder.

Bärenführerin. (Holzschnitt. Augsburger Flugblatt des 16. Jahrhunderts.)

Fahrende Gaukler, ihre Künste zeigend. (Feuerschlucker, Messerspieler, Schlangenbeschwörer, Ringer, Fechter; die Bewohner der nächstliegenden Burgen als Zuschauer. Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

Conrad („Kunz") von der Rose (von Rosen), der Hofnarr Kaiser Maximilians I. (Radierung, die älteste bekannte deutsche, zwischen 1501/1507 entstanden, von Daniel Hopfer.)

dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, sich gegeneinander bewegten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisierte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volkes umher, vor dem Gesetze heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort, das „fahrende und gehrende Volk" durch wiederholte Beschlüsse zu beargwöhnen, ja, das Recht, an den heiligen Gnadenmitteln des Christentums teilzunehmen, wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten, „Klopffechter um Geld" zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde, oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, welchen sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß tun.

Mit dieser „Unehrlichkeit" aber stand in grellem Gegensatz die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden durchgängig erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war allgemeiner Brauch, ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden, und wohl war es geraten, sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei, sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschieren mit Dudelsack und Fiedel vor den bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolge der Heere gegen die Slawen, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Kostüm bei großen Mahlzeiten, oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Totensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und im Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend, und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmanns. Heut ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeitlang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie

jetzt eine Zeitschrift tut. Oder er kleidet sich noch auffallender als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adligen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß, ist uns keine Spur geblieben, wohl aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahre 1000 ritt ein solcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genossen der Hochzeit eines sächsischen Edlen zu. Da gesellte sich ihm auf der Landstraße ein Fremder, der die Gestalt eines vornehmen Mannes hatte; dieser lud die Fahrenden ein, in seinem Hause zu übernachten, und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Tal und dichten Wald kamen sie in den hellerleuchteten Saal des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhofe hatten die Männer solche Pracht des Tischgerätes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirt auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand." Da erschrak Vollark und rief über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gaste geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöse." Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erst sollt ihr die Gaben empfangen", sagte der Wirt, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten." Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheidewege verschwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiter zu reiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündlein suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben[120]. — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf noch etwas von der altheimischen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Aussehen eines gastfreien Riesen.

Seit dem 13. Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Schichten ist leichtfertiger, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfnis der Städte und Höfe werden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Rittertum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren an den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den

Bühnenbilder. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitte aus Plautus, Eunuchus. Ulm, 1486.)

1. Akt, 1. Szene.

2. Akt, 2. Szene.

2. Akt, 3. Szene.

3. Akt, 1. Szene. 4. Akt, 4. Szene.

4. Akt, 5. Szene. 5. Akt, 5. Szene.

5. Akt, 6. Szene. 5. Akt, 8. Szene.

Gesamtbild eines Theaters.
(Holzschnitt für eine unvollendet gebliebene Baseler Terenz-Ausgabe, u. 1496.)

Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuser an die Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Seitdem teilen sie sich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieses Sinnbild der Unfreiheit ist für ihn ein wertes Vorrecht, welches Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimatlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten; denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht". Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch verbriefte Rechte bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Tätigkeiten dieses fahrenden Volkes verdienen besondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Tierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutschland. Ihre Kämpfe, bei denen sie um Geld ihr Blut vergossen, müssen nicht selten eine Unterhaltung der Kaiser gewesen sein; denn als Kaiser Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merseburg und Magdeburg Kämpfe ein, stellte den Gefangenen eine Anzahl seiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ sie von diesen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen solche Kämpfer, so Aachen durch das ganze 14. Jahrhundert gegen festen Monatssold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt; einmal sollte dieser Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hosen und Gürteln versehen werden; sie wurden von einem Meister unterrichtet, der die ansehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt[121].

In dem nächsten Jahrhundert gesellten sich die Fechter, welche städtische Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche starken Groll gegeneinander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten sich, von einem Herzog von Mecklenburg bevorrechtet zu sein, und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man tut, schreib' gern mit Tinte, die aussieht wie Blut[122]." Die Sankt Markus-Brüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing' dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder." Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Gnadenbrief beschenkt worden, ihre Meister vom langen Schwert standen unter einem

Hauptmann und hielten seitdem auf der Herbstmesse von Frankfurt am Main ihre Zusammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit sein wollte; er mußte gegen vier Meister fechten, dann in öffentlicher Versammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Bestand er die Proben, so wurde er mit dem Paradeschwert kreuzweis über die Lenden geschlagen, mußte den Genosseneid leisten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderschaft und das Recht, andere in seiner Kunst zu unterrichten und Fechtschule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranstalten. Lange Zeit waren diese Schaukämpfe eine Freude der Fürsten und Bürger, sie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten von Sachsen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meister vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen besonderen Vorzug[123].

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römischen Spiele, wenn auch die Kämpfe selten ein so blutiges Ende nahmen. Denn die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und andern großen Festen aufgeführt wurden. Sie ergänzten sich in dieser Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürschnern — und gaben durch das ganze 16. Jahrhundert auch aus eigenem Antrieb öffentliche, nicht gefahrlose Vorstellungen, wobei Haufe gegen Haufe und einzelne gegeneinander kämpften.

Diese Genossenschaften der Fechter überlebten den Dreißigjährigen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe, sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Gesellschaften, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt, und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern[124]. Eines der letzten großen Fechterspiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit seinem kleinen Paradedegen von dem Thronsessel des Kaisers Matthias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, gerade als die Morgenröte einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist im früheren Bande erwähnt. Er ist deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen. Oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den Nibelungen die helle Gestalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher brüsten sich ähnliche Gestalten mit groteskem Anstrich in

Aufzug von Fechtern mit Tartsche und Messern. 16. Jahrhundert. (Aus dem „Triumphzug" des Kaisers Maximilian I.)

Fechter und Ringer. (Holzschnitt [des Hausbuchmeisters?], aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, 1475.)

Zweikampf mit Bihändern. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt von Hans Weiditz aus Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

Hellebardenfechten. 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus Lirar, Schwäbische Chronik. Ulm, 1486.)

Fechter. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt von Tobias Stimmer aus J. Meyer, Fechtbuch. Straßburg, 1570.)

den späteren Gedichten der volkstümlichen Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im Rosengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eigenen Lebens ein, sie, die Verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast Ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Übermut ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele des Osterfestes ein. Schon im ersten Mittelalter war der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden, von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Kruzifixes in einem künstlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an, die einzelnen Rollen im dramatischen Gesange stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Abzeichen zu unterscheiden. An andern Kirchenfesten geschah ähnliches mit den Legenden der Heiligen, und schon im 12. Jahrhundert werden in den deutschen Kirchen ganze Stücke dramatisch aufgeführt, zunächst noch lateinisch von Geistlichen im Chor. — Aber im 13. Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in die Wechselrede der Personen, sogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an, mitzuspielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelassen, und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele dieselben komischen Gestalten, die derben Scherze und der Straßenwitz, welche die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, welche der Kirche verdächtig waren, uralten römischen Aberglauben, altdeutsche Beschwörungsformeln und wohl noch anderes, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchenfesten und Märkten fehlten auch die Buden der Ärzte nicht, dieselben Buden wandernder Doktoren, welche sich schon auf griechischen Vasenbildern finden; sie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Die Ärzte und Knechte traten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere volkstümliche Person führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrscheinlich ihr erstes Auftreten in der Kirche, den Teufel. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrscheinlich war er schon

oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche, umherschweifende Mönche — leider auch Nonnen und Beginen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die ersparten Goldgulden der Bauern und den Vorrat ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Priester werden", dann kamen sie aus Rom, sogar mit geschorener Krone, und sammelten zu einem Chorhemd; oder sie waren Schwarzkünstler, dann trugen sie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten sie in ein Haus, so riefen sie: „Hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meister der sieben freien Künste, ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer", darauf machten sie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Heerstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner sind nach ihrer Sprache und nach dürftigen geschichtlichen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimat und Zusammenhang mit seinen indischen Verwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngeren Völkersprachen schon vor sich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Westen, die Jahrhunderte dauerte, müssen sie mit Arabern, Persern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieser Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie sind möglicherweise um 430, wahrscheinlich um 940 in Persien. Sie zeigen sich um 1100 als „Ismaeliten" und „Kaltschmiede" in Oberdeutschland[125], sie sind im 14. Jahrhundert auf Zypern, im Jahre 1370 in der Walachei (als Unfreie) angesiedelt. Der Name Zigeuner ist aus ihrer Sprache verderbt, sie nennen sich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte Angabe, daß sie aus Kleinägypten kämen, mag richtig sein, da Kleinägypten damals nicht das Niltal, sondern die asiatischen Grenzländer bezeichnet zu haben scheint.

Im Jahre 1417 endlich erscheinen sie in großen Haufen mit lächerlichen Ansprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächst in Deutschland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerste Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachsenen, ohne die Kinder, zieht bis zur Nordsee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder sitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie sind komödiantenhaft aufgeputzt, sie führen Jagdhunde als Zeichen adliger Geburt; wenn sie aber in der Tat jagen, tun sie es ohne Hunde und ohne Geräusch. Sie weisen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürsten und Herren vor, auch vom Kaiser Sigismund. Sie behaupten, ihre Bischöfe hätten ihnen befohlen, sieben Jahre in der Welt herumzu-

wandern. Sie sind aber große Gauner, und übernachten im Freien, um besser stehlen zu können. — Im Jahre 1418 zeigen sie sich an vielen Orten in Deutschland, und in demselben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Stelldichein mehrerer Horden gewesen sein muß. Dort zählen sie nach der niedrigsten Angabe tausend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Ägypten verjagt sein, tragen viel Geld in den Taschen, das sie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, essen gut und trinken gut und bezahlen auch gut; sie haben sich nirgend wieder so gehalten.

Seitdem zogen sie in verschiedenen Haufen von Rumänien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber, trotz dem eitlen Aufputz und ihren schlauen Lügen, nur an sehr wenig Orten, die Menschen zu täuschen. Sie erwiesen sich fast überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrsager und höchst unverschämte Diebe. Sie selbst zersplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden; ihre Führer, welche sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach vermindert.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit gibt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit; sie hat fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Teil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elefanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gûlo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen, und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Tiere, unter andern auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigentum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande eine eigentümliche Zigeunermundart entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebesdialekt, an, dem er auch in freundlichem Austausche Wörter seines Sprachschatzes mitteilte. In Deutschland verstand er Rotwelsch oder Jenisch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Diesen Fremden war in Deutschland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, so arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren

Hals. Karl V. gebot, sie auszuweisen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürsten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten sie durch Wahrsagen und geheime Künste, als Ärzte an Menschen und Tieren, als Roßtäuscher und Hausierer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenstein gebrauchte sie als Spione, später auch die Schweden; ihre Dirnen wußten sich Offizieren und Gemeinen wert zu machen, die Weisen der Bande verkauften Amulette und beschlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen sie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die sich dort teilte und die sehr feindselig betrachtet wurde, weil man ihr nachsagte, daß sie das Land irgendeinem Feinde auskundschafte. In der Tat waren sie eine große Landplage geworden, gegen welche die Gesetzgebung mit zeitgemäßer Rücksichtslosigkeit donnerte. Überall kamen Befehle, sie zu vertreiben, sie galten für Spione der Türken, sie galten für Zauberer, sie waren rechtlos; noch nach dem Jahre 1700 ward in einem kleinen rheinischen Fürstentum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis zum Jahre 1750 wird in Österreich, dem Reich, Preußen durch Verordnungen immer wieder befohlen, alle Erwachsenen zu henken oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuschneiden[126]. Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohltuenden Gegensatz bildet das Verhalten des 19. Jahrhunderts; 1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menschenfreundlicher — vergeblicher — Versuch gemacht, durch Unterstützung der Erwachsenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu bessern. —

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute“, und viele fröhliche Tätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Verfassung. Auch ihre Sprache blieb. Das Rotwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehreren Proben die volle Ausbildung einer alten Gaunermundart.

Es besteht zum größten Teile aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind; daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zwecklose Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben, den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel; Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehreren bricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache waren auch die Kniffe der Gauner schon zu großer Fertigkeit ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenverteilen, hatte überall in der Christenheit massenhaftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Christentums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren; sie zogen nackt mit einer Keule,

später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land und sammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensklaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Fallsüchtige umher und halten Seifenschaum im Munde, oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber; ebenso wandern die Weiber: falsche Kindbetterinnen, solche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einsiedeln als Wundergeschöpf lebe und täglich ein Pfund Fleisch haben müsse. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Scharen zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die eiserne Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum" mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luthers schließen die Berichte dieses Bandes. Es ist kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerstraße eine Änderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdischer Angelegenheiten wird er den Deutschen der große Umgestalter, seinen Gegnern wie seinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaisers Friedrich Rotbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft, um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

Fechten mit Stangen. (Handzeichnung, Städelsches Institut, Frankfurt a. M.)

Hirschjagd. 15. Jahrhundert. (Kupferstich des [Hausbuch-?] „Meisters von 1480".)

Anmerkungen zu Band II.

Anmerkungen zu Kap. 1.

[1] Für die ersten Jahrzehnte nach 1200 sind deshalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger ausgiebig als Ulrich von Liechtenstein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 sind der sogenannte Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel Hauptquellen.

[2] So z. B. im 13. Jahrhundert bei Ulrich von Liechtenstein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

[3] So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er selbst Vogt des Bischofs von Regensburg war, seine Dienstmannen, welche nach seinem Tode nicht in gutem Rufe standen. Der sog. Seifried Helbling VIII, 586. — Die Bestimmung des schwäbischen Landrechts, daß nur Reichsfürsten Dienstmannen halten sollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

[4] Turnier von Nantes, 4 und 6.

[5] In Bertholds Gedicht Crane ist dies Geschenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

[6] Fr. Zarncke, Der deutsche Cato. — Des Tannhausers Hofzucht. Haupts Zeitschrift IV, S. 489.

[7] Zwischen Knappe und Knecht ist kein anderer Unterschied, als daß den Schriftstellern, Zeiten, Dienstkreisen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher ist. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörter: Mühlknappe, Bergknappe, Schuhknecht, vgl. Hildebrand in Grimms Wörterbuch unter den betr. Wörtern.

[8] Der sog. Seifried Helbling VIII, V. 217—285.

[9] Der sog. Seifried Helbling VIII, 430. Hugo von Trimberg, Renner, V. 1107.

[10] Der sog. Seifried Helbling VIII, 660.

[11] Wie die Rüstungen fast aller bekannten Völker des Morgen- und Abendlandes, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenschmiede nach alten Überlieferungen wieder gefunden wurden, vermögen wir im einzelnen nicht nachzuweisen, daß aber die späte Wiederholung antiker Formen nicht zufällig ist, lehrt der Augenschein. Da Konstantinopel bis in das späte Mittelalter die große Fabrikstadt für kostbares Gerät und Stoffe, auch für Rüstungen blieb, so wird dort die Verbindungsstelle zwischen neuerer Mode und antiken Erinnerungen zu suchen sein. Von etwa hundert Helmen z. B. des 13. und 14. Jahrhunderts, welche 1841 in einer Zisterne der Festung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehrere der älteren fast genau Form und Ausschnitt des römischen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Kabinett zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird schon im Kriege Belisars mit den Goten erwähnt und ihre Form so beschrieben, wie sie etwa im 16. Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Fronsberg führten, ist bereits 1500 Jahre früher in den norddeutschen Feldzügen des Germanicus den Römern lästig. Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum Dreißigjährigen

Kriege. — Man muß sich hüten, in den spärlichen Überresten und Abbildungen des frühen Mittelalters das einzige gültige jener Zeiten zu sehen. Wer selbst schauen will, vergleiche: Hefner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquarischer Kenntnis erhaltene Denkmäler nachbildet.

[12] Dies sagt Wolfram von Eschenbach ausdrücklich im Willehalm 395, 12, wo er die eiserne Kovertüre eines Heiden erwähnt.

[13] Die gewöhnliche Herleitung des Wortes „die Tjost" ist vom lateinischen justa, regelrechter Kampf. (Tjost ist wohl vom altfranzösischen jouste, vom lateinischen iuxta herzuleiten. — G. v. B.) So wurde das Wort auch von den Deutschen des 13. Jahrhunderts erklärt. (Darum mhd. ze rehter tjoste.) Man wird jedoch vor alten Kampf- und Kriegsbezeichnungen unsicheren Ursprungs gut tun, germanischen Ursprung als möglich zu betrachten. Denn auch die Romanen gewannen Ordnung und Brauch ihrer Kämpfe weit mehr von den Germanen der Völkerwanderung als von den Römern. Häufig empfingen die Deutschen angestammtes, aber unverständlich gewordenes Sprachgut aus romanischem Munde zurück, so die Wörter Infanterie (nicht von infans, sondern von fante, der leichte Fußkrieger), Herold (von ahd. haran, rufen, haralt), Sergeant (nicht von serviens, wie schon im 12. Jahrhundert die Romanen annahmen, sondern sarjant, sarwant, Krieger, welcher das Kettenhemd trägt. Vgl. weiter unten Anm. 68). Auch unser neuzeitliches Hurra ist zwar von den Russen zurückgenommen, diesen selbst aber aus dem altgermanischen Schlachtruf hara überliefert. — Die Tjost hieß bei den Byzantinern Tzustra, das T gehört also wohl zum Stamm, vom gotischen tvistass (fem.), Zweikampf.

[14] Winsbecke, herausgegeben von M. Haupt, 21, 4. Das Wort Puneiz ist romanisch, von lat. pungo, steche.

[15] Die vier Nägel auf dem Schild, oder wo der Helm gebunden ist, sind das rechte Ritterziel und beste Klugheit bei der Tjost. Winsbecke, 21, 6.

[16] Feie kann allerdings die Umlautung von Sophie sein, aber auch die Feen waren aus den Rittergedichten wohl bekannt, z. B. Parzival 96, 20: Der Feien Art ist minnen oder Minne suchen. — In Lübeck wurde noch hundert Jahre später das ritterliche Artusspiel von Edlen der Umgegend ausgeführt. — Der Name Krimhildespiel als Ortsbezeichnung bei Saarbrücken, W. Grimm, d. Heldensage, S. 155. In derselben Landschaft wird der Ritterbund der Nebelinge (Nibelungen?) erwähnt.

[17] Das Wort bu bedeutet Hausbau, Gebäude, aber auch Bauernwesen und Bauernarbeit, hurt das Anrennen; ob buhurt das Rennen zwischen Häusern oder Bauernrennen meint, ist unsicher. (Das Wort Buhurt ist altfranzösischen Ursprungs [bouhourt]. — G. v. B.)

[18] Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

[19] So beginnt wenigstens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Liechtenstein veranstaltet.

[20] Vgl. Wolfram von Eschenbach im Parzival 812, 9.

[21] Konrad von Würzburg, Engelhard, herausgegeben von M. Haupt, S. 90. — Die Hauptstellen im Turnier von Nantes, 139 folgg.

[22] Es ist hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unsicheren Angaben der Turnierbücher keine Rücksicht genommen.

[23] Nach Ulrich von Liechtenstein, S. 527.

[24] Die Limburger Chronik verzeichnet die wechselnden Moden der Rüstungen.

[25] Meisterlin, Chronik von Nürnberg II, 13.

[26] Herausgegeben von Karl Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte, 1860.

Anmerkungen zu Kap. 2.

([26a] Im Mittelalter lassen sich zwei große Klassen von Unfreien [mit zahlreichen Unterstufen] unterscheiden: 1. Unfreie ihrer Person [ihres „Leibes"] wegen, 2. Unfreie eines ihnen

verliehenen Bauernguts wegen. Jene zahlen einen Leibzins [Kopfzins], diese einen Grundzins. Daß der Leibeigene als solcher besonders schlecht stand, läßt sich nicht behaupten. Näheres über die Lage des Bauernstandes bei G. v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte. — G. v. B.)

([26b] Der Anbau der Weinrebe ist auf deutschem Boden seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar, zunächst allerdings vereinzelt. F. v. Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1923. — G. v. B.)

[27] Der sogenannte Seifried Helbling VIII in Haupts Zeitschrift IV, S. 164 folgg. Der österreichische Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in seinen Stand als Mißbrauch; er schrieb (nach Karajan) das achte seiner Büchlein um 1298.

[28] Die zierliche Weise, in welcher hier die alte Sprache mit fremden mundartlichen Klängen gemischt ist, kann nicht wiedergegeben werden.

[29] Unser Wort Pferd, damals noch romanisches Prachtwort gegenüber dem deutschen Roß.

[30] Herzog Ernst von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

[31] Die wilden Namen sind schwerlich von dem Dichter erfunden, um die Räuber zu kennzeichnen, es ist aus dem folgenden wahrscheinlich, daß sie durch die Laune der ruchlosen Burgleute selbst gegeben und als stehende Beinamen gebraucht wurden.

[32] Der altdeutsche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im 13. Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anspruch genommen. Erst im 14. Jahrhundert galt es für ungebildet, nicht von einem Geistlichen eingesegnet zu sein. Noch im 15. war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer solchen Vermählung im Kreis der Genossen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einspruch erfolgen müsse. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, ist die Ehe gewesen!" Der Ring, S. 145. — Wenn unsere Junker gegen die Zivilehe eifern, so haben sie vergessen, daß bereits ihre Ahnen sich so vermählten.

[33] Uralter Volksglaube. Ähnlich die Freier in der Odyssee vor ihrem Ende.

([33a] Freytags Annahme trifft durchaus zu. In zahlreichen Fällen haben sich im 12. und 13. Jahrhundert die von Haus aus unfreien bäuerlichen Verwalter der Fronhöfe der Grundherrschaften, die villici, maiores, in ritterliche Leute verwandelt, indem sie fortan von dem Fronhof, dessen Erträge sie bisher verwaltet, d. h. an die Herrschaft abgeliefert hatten, dieser statt dessen ritterliche Dienste, d. h. den schweren Reiterdienst, wie ein regelrechter Ritter leisteten. Soweit die Grundschaften dies verhindern konnten, haben sie seitdem die Höfe meistens nicht mehr verwalten lassen, sondern zu Pacht gegeben. Das Wort maior [deutsch Meier] wurde nun auf den Pächter angewandt. — G. v. B.)

[34] Renner des Hugo von Trimberg, V. 1605.

[35] Renner des Hugo von Trimberg, V. 1091.

[36] Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge nach Karajan, S. 19.)

[37] Es gibt mehrere Schilderungen dieser Art, eine hessische in: Kornmann, Frau Venus-Berg.

[38] Als Beispiel des einfachen Textes, der bei solchen Ringelreihen gesungen wurde, das Folgende:

Vorsänger. Wem soll ich's geben,
Zu Freude seinem Leben?
Chor. Was ist das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorsänger. Es ist Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt sie baß?
Einer. Keinem andern als wie mir,
Sie ist meines Herzens Gier.
(Das Paar springt den Reihen.)
Vorsänger. Wem soll ich's geben usw.

Vergleiche: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, S. 169.

[39] Dialog: New Karsthans.

Anmerkungen zu Kap. 3.

[40] Noch im 15. Jahrhundert. Vgl.: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, S. 228.

[41] Bei Pertz, Monum. scriptt. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie sie uns erhalten sind, aus verschiedenen Aufzeichnungen zusammengeschrieben sind und die Beschreibung des Elsasses aus kurzen Notizen locker zusammengestellt ist, so war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Übersetzung einiges wegzulassen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.

[42] Das Eingeklammerte bei Fritsche Closener, Straßb. Chronik.

[43] In einer Handschrift steht der Zusatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr von Baldeck $7^4/_{10}$ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaisers $3^1/_2$ Fuß. Im Durchschnitt haben die Männer 6 Fuß und zwei Fingerbreiten, kleine Leute findet man von $4^1/_2$ Fuß." — Da nach einer Zeichnung in der Handschrift der damalige elsässische Fuß $10^1/_2$ Zoli rheinländ. Maß ausmacht, so wissen wir, daß Rudolf von Habsburg gerade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchschnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß $4^1/_2$ Zoll preuß. Es scheint, daß seit dem Jahre 1300 die Manneslänge in Deutschland nicht verringert ist. Allerdings meldet diese Notiz nichts von dem Zahlenverhältnis zwischen dem mehr und minder des mittleren Durchschnitts. — Viele der erhaltenen Rüstungen und Helme sind auffallend klein.

[44] Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritsche Closener.

[45] Es war die Witwe des Hohenstaufen Heinrich VII., des Sohnes von Kaiser Friedrich II. Die Heirat fand vor Ottokars Thronbesteigung statt.

[46] Er hatte Österreich schon 1251 gewonnen.

[47] Das zehnte wurde unter der Königskrone geboren.

[48] Es ist ein Bettelmönch, welcher hier zum Leser spricht, ihm ist die fröhliche Armut des Königs eine behagliche Eigenschaft desselben, die er immer wieder hervorhebt.

Anmerkungen zu Kap. 4.

([48a] Hier und im folgenden wird dem Satz, daß der Kaufmann vielfach vom Rat ferngehalten wurde, eine übertriebene Ausdehnung gegeben. Er gilt im deutschen Mittelalter nur beschränkt. — G. v. B.)

([48b] Diese Behauptung ist ein Ausfluß der hofrechtlichen Theorie [s. oben Anm. I, 110c] und läßt sich nicht halten. — G. v. B.)

[49] So um 1300 in Erfurt, beschrieben in dem lateinischen Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. von Höfler: Carmen historicum, v. 1850.

[50] Die folgende Klage aus dem Kloster Pforta in Thüringen.

[51] Die Hinterstube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde — freilich erst im 15. Jahrhundert — grün gemalt.

[52] Im Jahre 1385 mehr als 29 Ohm im Wert von 1068 damaliger Mark, d. i. etwa 2700 unserer Reichsmark Goldwert; es war also ein kostbares Getränk.

[53] Die atmosphärische Beschaffenheit unseres Landes mag sich in der Tat zum Nachteil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weinkultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter sich Wasserspiegel, über sich schützendes Holz hatte. Nicht die Sommerwärme scheint ihm jetzt zumeist zu fehlen, sondern während der ersten Entwicklung bis zur Blüte eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langsamerer Übergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfrost. In den entholzten und entwässerten Landschaften wird durch strengere Nachtluft die Entwicklung der Blüte zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutschland war die Weinlese im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom gewesen war und besseren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis

zum Jahre 1336 soll er so sauer gewesen sein, daß er die eisernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegossen wurde, abfraß; nach diesem Jahre sei er auf einmal besser geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimischen Wein, obgleich dort gutes Bier gebraut wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht gerade teuer kam. Noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war der wackere Superintendent Müller in Sangerhausen der besonderen Güte des heimischen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menschen sehr häufig wegen Steinbeschwerden behandelt, es gab besondere Ärzte dafür.

[54] Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis sechs Schenken lagen.

[55] M. Haupt, Zeitschrift. N. F. I, S. 578. — Carmen historicum, v. 1880.

[56] Allgemeine Klage, z. B. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piasten, S. 115.

([56a] Wahrscheinlich betrug die Bevölkerungszahl der größten deutschen Städte im 14. Jahrhundert knapp 30000 Einwohner. Städte mit 10000 Einwohnern bedeuteten damals schon eine Macht, welche gegründet war in der günstigen sozialen Zusammensetzung und der finanziellen Kraft der Stadtgemeinde. — G. v. B.)

[57] Die ältesten Ansprachen bei Frisius sind die der Schmiede und Faßbinder; sie waren ursprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verschiedenen Handwerken auffällt. Hier sind einige Lücken der ersten Ansprache aus der zweiten ergänzt. — Ähnliche Ansprachen bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Gesellenwesens, 1844.

Anmerkungen zu Kap. 5.

[58] Der Name Samo ist ein deutscher Name, wahrscheinlich wie Hammo, Immo, eine Abkürzung. Daß dieser Samo ein Franke war, wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, den sog. Fredegar, bezeugt, der ebenfalls ein Franke und verhältnismäßig gut über seinen Landsmann unterrichtet ist. Möglich, daß sogar der Name Tschechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenstammes in Böhmen, sondern umgelautete Form eines awarischen Stammnamens ist, gerade wie der Name Russen ursprünglich Bezeichnung der germanischen Waräger am Ilmensee war.

[59] Er ist Häuptling eines Zauberreichs, weise und hilfreich, neckisch und schadenfroh wie ein Riesenkönig, es ist genau dieselbe Gestalt, mit welcher der Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vgl. den späteren Abschnitt: Fahrende Leute.

[60] A. Kuhn hat in seinen Norddeutschen Sagen die Grenzen angegeben.

[61] Der geringe Ertrag der slawischen Wirtschaften und die Untüchtigkeit der einheimischen Arbeiter wird sogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Kolonisation erwähnt.

[62] Dieses Tagebuch ist uns leider, wie der ganze Bericht des Markus Kintsch von Zobten, nur in schlechter Handschrift und verstümmelt geblieben. Jeder aber wird die Bruchstücke mit Rührung lesen. Es ist nicht möglich einfacher und ergreifender zu schreiben, als z. B. in folgenden Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor allen, die diese Schrift hören, sehen, lesen, nachsagen, da uns die heiligen Sakramente vorenthalten sind, daß wir sterben in dem heiligen christlichen Glauben und vergehen aller der Sachen und Klagen unschuldig, deren uns unser Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathause auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, tut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unserm Gott, und wollen Herzog Hans, unserm ungnädigen Herrn, vor dem ernsten und gestrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können, er hätte uns in einem so finstern Winkel so jämmerlich nicht verdammen lassen, denn so wir ans Licht gekommen wären und vor Leute, würde seine große ungestüme Gewalt offenbar worden sein. Da es denn Gott der Allmächtige um unserer Sünde willen also über uns verhänget, wollen wir es geduldig leiden und auf uns nehmen, und seine Barmherzigkeit bitten wir um ein seliges Ende. Amen. Geschrieben in großem Jammer und Not, auch Betrübnis."

„Merkt, ihr frommen Leute, und wisset, daß uns der Durst mehr würgt, denn der Hunger." — —

„In dieser Not und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geschrieben, und habe Tinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben verbrannt war. Wie es Gott weiter machen will, steht bei seiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber sie geben uns nicht mehr Speise und Trank, so wird es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und stehe uns bei. Amen. Hactenus Keppel." — —

Zwei von ihnen starben noch an dem Tage, an dem Keppel dies geschrieben, danach er und die übrigen zusammen.

Anmerkungen zu Kap. 6.

[63] Doch wohl in Erinnerung an ein früheres deutsches Hospital in Jerusalem unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als Saladin die Stadt eroberte, untergegangen war. Vgl. Scriptt. rer. Pruss. I, 26. — Die folgende Darstellung ist dieser musterhaften Ausgabe der preußischen Chronisten durch Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

[64] Es sind wohl Armbrüste, Speere und Pfeile gemeint.

[65] So ist in dem ehrenwerten Werke von de Wal und ebensosehr bei J. Voigt und Späteren die Darstellung der Ordensverfassung häufig dadurch gestört, daß man die neuzeitlichen Vorstellungen von deutschem Adel in Zustände des 13. und 14. Jahrhunderts hineingetragen hat.

[66] Die Regel schrieb für die Kleidung geistliche Farbe vor, diese scheint bei den Brüdern im 13. Jahrhundert Braun gewesen zu sein. — Die geistlichen Farben des frühen Mittelalters sind Weiß, Schwarz, Grau, Braun (Violett) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben sind weltlich — gilt Gelb für die heidnische. Gelbe Schleier erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern umgeschlungen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das schwarze Kreuz des Ordens besteht aus zwei Bandstreifen von etwa 3/4 Ellen Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Brustseite so genäht, daß die vier Schenkel fast gleich sind. — Dem Kreuz der weltlichen, zuweilen verheirateten Mitglieder, welche nicht die drei Gelübde abgelegt hatten und als Mitbrüder, später als Halb-Brüder und Schwestern dem Orden angegliedert waren, fehlte (wenigstens seit dem 14. Jahrhundert) der obere Schenkel, und es glich einem T.

[67] Wie unpraktisch die schwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter anderem die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Durbin.

[68] Sarjant, romanisiertes Wort, welches an Stelle deutscher ähnlich lautender Wörter: sarling Krieger, gisaro Gerüsteter, sarawant? trat, bedeutet jeden Krieger, der das Sar (saro, sarawi, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußsoldaten, zuweilen den Knappen. Das alte germanische Wort, in deutscher Sprache verloren, wurde von den Romanen durch serviens, Diener gedeutet. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderschaft, sie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schar ihrer Herren.

[69] Der Hauskomtur wird z. B. in den Gewohnheiten § 4 getrennt von den übrigen Würdenträgern hinter dem Priester neben einem Bruder, der nicht Ritter ist, aufgeführt.

[70] Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polnisch, auch nicht das ganze Land zwischen Weichsel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, scheinen nur Pogesanen, Pomesanen, Warmier, Barten, Natangen, Sambiten, Galindier Preußen gewesen zu sein, die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Litauer.

[71] Dusburg erzählt der Überlieferung Hartmanns von Heldrungen ungenau nach, daß kurz nach Hermanns von Salza Tode „2000 Brüder von deutschem Adel (!)" gewesen seien.

[72] Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäusern war gewöhnlich, selten fehlte einem stattlichen Hof die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Äste geweitet und gedacht war. Es war

auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamierten Geliebten. — Vogelsang war ein hübscher Name dieser Waldwarten; er bewahrt als häufiger Ortsname im Osten der Elbe die Erinnerung an die Abenteuer der ersten Einwanderer.

[73] Nach den Ordensschätzen suchten die Schatzgräber noch in der neuen Zeit. Eine vielbesprochene Schatzgräberei im Jahre 1713 forderte von den Mauern der Marienburg sogar einen Schatz, der noch vor dem deutschen Orden daselbst niedergelegt sein sollte.

[74] In Schlesien, wo einst die Vandalen gewohnt, hießen die Grenzfestungen Bitun, jetzt Beuthen, die Sperren: Bitschen oder Pitschen. — Die Stammgenossen der Vandalen, die Burgunder brachten dieselben Namen an die Grenzen des Elsaß: Bit — und Bitsch.

[75] Schlesisch noch jetzt Mauke, Erdversteck.

[76] Scriptt. rer. Pruss. II, 170 ss.

Anmerkungen zu Kap. 7.

[77] Die Einteilung in vier Quartiere: ein wendisches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheinisches, Vorort Köln (dazu Städte von Westfalen, Geldern, Overyssel), ein sächsisches, Vorort Magdeburg, später Braunschweig, und ein preußisches (die Handelsstädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, später Danzig, im ganzen ein Bund von etwa 80 Städten, scheint erst im 16. Jahrhundert streng durchgeführt. In der Blütezeit der Hansa sind nur die Gruppen der wendischen Städte bald mit, bald ohne die Nordseehäfen, und die Gruppe der preußischen und livischen Städte festgeschlossene Abteilungen der großen Hansa.

([77a] Die Ansicht, daß bedeutungsvolle Wanderungen des Herings von der von Freytag angenommenen Art anzunehmen seien, wird heute nicht mehr vertreten. Das Verhältnis ist dies, daß im Laufe der Zeit die Völker einfach an verschiedenen Stellen mit dem Heringsfang eingesetzt haben. — G. v. B.)

([77b] Über die Schiffsarten des Mittelalters vgl. W. Vogel, Geschichte der deutschen Seeschiffahrt I [1914]. — G. v. B.)

[78] Die alte Rüstung des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgebildet in Weinreichs Chronik, herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle", französ. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", engl. Schiff: 23 Faden, Mast, doppeltes Vorkasteli, „Facke" und „Mast".

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast".

Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Fackesegel erwähnt. — Wir wissen zur Zeit weniger von der Schiffahrt unserer deutschen Ahnen, als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Stoff fehlen.

[79] Aus der Ostsee im 16. Jahrhundert, beschrieben in der Reise des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv II, S. 245.

[80] Die lehrreiche Beschreibung, welche Ludwig von Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, schildert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls, nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die durch Vorrechte gefestigte Willkürherrschaft des deutschen Kaufmanns empfand. Das Kontor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.

[81] Nach Detmars Chronik I, S. 113.

[82] Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmars Chronik I, S. 495. Der sagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

[83] Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II, S. 553; ein Satz aus Detmar II, S. 40 ergänzt.

[84] Nach einer Zeugenaussage, welche der Unterkomtur von Danzig im Jahre 1447 aufnahm, abgedruckt in Th. Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte, S. 274.

[85] Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: int ternis, in dem Türnitz, dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

[86] Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmars Lübischer Chronik II, S. 701. — Die Briefe, welche der Ratmann Berndt Pavest während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rat geschrieben hat, sind gedruckt in Th. Hirsch, Kaspar Weinreichs Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältnis ist uns genauer bekannt als dem wackeren Chronisten. Das Orlogschiff „Peter von Danzig", welches der Rat ausrüstete, war nicht der Johannes von Newcastle, welchen Paul Beneke im Jahre 1470 gekapert hatte, sondern eine alte französische Karavelle: St. Peter von Rochelle, welche im Jahr 1462 beim Einlaufen in die Danziger Reede durch einen Blitzstrahl ihren Mast verloren hatte, als Wrack in Besitz der Danziger gekommen und von diesen für Kriegsdienst aufgeoßt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madalene von Dieppe und den Schwan von Caen gekapert und auf dem letzteren den Mayor von London gefangen.

Anmerkungen zu Kap. 8.

[87] Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits erwähnten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechstein, 1851. Es ist als Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Verzerrung, aber nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Vorgänge des Dorflebens und mischt in die burleske Darstellung wirklicher Verhältnisse höchst willkürlich phantastische Erfindung, enthält aber dazwischen sorgfältig gezeichnete Sittenbilder und längere lehrhafte Abschnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfasser, ein Sohn des 15. Jahrhunderts, lebte abseit der Heerstraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben sehr altertümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zustände aus dem Jahre 1000 vor sich zu sehen.

[88] Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben ist also seit den Siegern des 14. Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

[89] Pollicia, ital. polizza, von pollex, Daumen. Vgl. Nürnberger Ordnung von 1449 in: Deutsche Städtechroniken II, S. 325. — Jenes Wort für Daumenmarke dauert im Süddeutschen: die Polette oder auch Pollite (Zettel, Schein), was nicht etwa aus Billett umgelautet ist.

[90] Im Jahre 1275 war auf Schloß Freiburg ein solches Geschoß, dessen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Über Büchsen und Haare „zu Noytstellen" vgl. Laurent, Aachener Stadtrechnungen, S. 58.

[91] Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden, 1 Karrenschirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zu Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und $2^1/_2$ Ztr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, usw. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Zentnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in drei Wochen gegossen werden und kostete gegen 500 Gulden; der rheinische Gulden aber hatte im Jahre 1388 ungefähr den Wert von $9^1/_2$ unserer neuen Reichsmark.

[92] Fritsche Closener, S. 81 „die rittere“; — das Folgende in Annales Basileenses a. 1271 und Annales Colmarienses a. 1289.

[93] Es hätte einiges Interesse zu wissen, wer jene schöne Frau war, deren Haar einer Hofspielerei Herzog Albrechts III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Österreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahre 1378 feierlich durch einen Erzbischof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchsen stattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Übergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jener große Umschlag für den europäischen Osten, als der Heide Jagel, Fürst der Litauer, den Entschluß faßte, Christ und durch Hedwigs Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit sehr einverstanden. Die hilflose Königstochter wurde streng bewacht, der sechzehnjährige Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindselig empfangen und ihm der Zutritt zu seiner Gemahlin verweigert. — Vergebens wendeten sich das Haus Österreich und der Hochmeister des Deutschen Ordens an den Papst, Jagel zog (1386) festlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwigs ward vollzogen. Das Schicksal der fünfzehnjährigen Frau ist wohl unserer Teilnahme wert. Der neue Gemahl — dessen widerwärtige Häßlichkeit die deutschen Chronisten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, sie hielt sich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelms. Darüber berichtet die ältere Hochmeisterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III, p. 609): „Keine Herrschaft noch Freude schmeckte ihr, so daß sie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug sie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zugute tat, war ihr eine Pein, nur daß sie ihm mußte gehorsam sein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß sie in ihrem Gemach auf einer Lade und saß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwischen ihr und Jagel. Auch stets, wenn er nach ihr sandte zu seinem Lager, bewies sie ihm ihren Unwillen. Oft ward sie in der Beichte darum gestraft, das nahm sie zornig auf und hieß den Beichtvater schweigen. Mancherlei List erdachte sie und andere Leute mit ihr, wie sie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getötet, der zwischen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil sie lebte.“ — Über die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergesellschaften in Hessen, und Frhr. Roth von Schreckenstein, Gesch. d. Reichsritterschaft, I.

Anmerkungen zu Kap. 9.

[94] Nic. de Clamengis, De praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613, p. 165.

[95] v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII, p. 880 sq.

[96] Chron. Univ. Prag. ad a. 1392 bei K. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung I, S. 14.

[97] Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Teil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß der grundsätzliche Gegensatz der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Gegenreformation und den Jesuiten des 16. Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Westpreußen zuzeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade ebensosehr zum Reiche als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

[98] Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert,

daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im 15. Jahrhundert standen wohl auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirtschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehrere Familien gedrängt übereinander.

[99] Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

[100] Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.

[101] Königgrätz in Böhmen.

[102] Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geschäft derselben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des 15. Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellten auch sonst in diesen Kämpfen die leichtsinnigen Kavaliere vor.

Anmerkungen zu Kap. 10.

[103] Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner", „Kottenauer" waren ein fränkisches Geschlecht, fünf Mitglieder desselben sagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vgl. Chron. d. d. Städte II, S. 596.

[104] Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Budapest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

[105] Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.

[106] Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

[107] Der Name scheint in der Handschrift vernichtet.

[108] Maria-Zell in Steiermark.

[109] Margit aszony, Frau Margaret.

[110] Der vierjährigen Prinzeß Elisabeth.

Anmerkungen zu Kap. 11.

[111] Über das Zahlenverhältnis der Ritter zu den Junkern fehlt es an statistischen Angaben. Im Jahre 1307 waren bei dem Fürstentage zu Frankfurt versammelt 32 Herzöge und Fürsten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Ratmänner usw.). Aber da bei solchem Tage nur die Ansehnlichen erschienen, wird das Verhältnis für jene Zeit höchstens wie 1:5 anzusetzen sein, um 1450 war es mutmaßlich nicht einmal 1:10. Nur die gelegentlichen Unterschriften in Urkunden geben einen Anhalt.

[112] R. von Rettberg, Kulturgeschichtliche Briefe, S. 207.

[113] Die alte Willkür der Rechtschreibung und Aussprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen schwere Stunden bereiten kann. Die fränkischen Nachkommen des Geschlechtes, von welchem hier die Rede ist, schreiben sich jetzt Schaumberg; der älteste Name scheint — nach den urkundlichen Angaben bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek (Schauenbach), er weist auf bayrischen Ursprung. Vom 13. bis 15. Jahrhundert lautet der fränkische Name Scowen(Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen, Schauenberg und Schauenburg, gebraucht der Verfasser der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handschrift zu trauen ist; mit beiden wird das Geschlecht auch im Verzeichnis der fränkischen Turniergenossen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)", möge man

also entweder lesen, wie die Handschrift schreibt: Wilwolt von Schauenburg, oder so, wie die Familie sich jetzt schreibt: Wilibald von Schaumberg.

114 Wilibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karls von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

115 Die Buchenauer und die Westfalen waren damals vor anderen wegen ihrer Straßengeschäfte übel beleumdet.

Anmerkungen zu Kap. 12.

(115a Über die Herkunft der Landsknechte und die viel erörterte Frage des Anteils Kaiser Maximilians I. an ihrer Organisation vgl. M. Nell; Die Landsknechte [1914]; W. Erben, Historische Zeitschrift, Bd. 116, S. 48ff.; H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, 4. Bd. [1920]. — G. v. B.)

116 Annales Basileenses ad a. 1276.

117 Von pocken, rauben.

118 Reform von 1442, § 7.

119 Über das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vgl. Bd. III der Bilder, Nr. 1 und 2.

Anmerkungen zu Kap. 13.

119a Über die fahrenden Leute vgl. Th. Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit (1902). — G. v. B.

120 Aus den Visionen, welche der bayrische Mönch Otloh (um 1000 bis 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI, Vis. 23.

121 Laurent, Aachener Stadtrechnungen, S. 12.

122 Benedikt Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwickaw. 1574. S. 82.

123 Sogar der wackere Quad von Kinkelbach zählt diese Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutscher Nation Herrlichkeit. 1609. S. 171. — Vergleiche Christoff Rösener, Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunst der Fechter. — Adrian, Mitteilungen aus Handschriften, S. 277, ist die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig spätere von Augsburg neben den Rechnungen der Meister vom Schwert abgedruckt.

124 Wagenseil. de civitate Norimberg. p. 161.

125 Zu den Kaltschmieden (Kupferschmieden) wurden auch die Tengler, Kesselflicker, gerechnet. Die älteste Nachricht über sie in einer freien Bearbeitung des ersten Buches Mose, in rohen Versen, welche vor 1122 geschrieben, ist abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben II, dort werden sie als fremde Händler den Juden gegenübergestellt. Die merkwürdigen Verse lauten:

Von Ismael stammen die Ismaelitischen Leut', sie hausieren durch die Welt weit,
Wir heißen sie Kaltschmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was sie haben feil, das hat einen Makel und ist nicht heil.
Wenn er (der Kaltschmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben soll,
Und hat er verkauft seine Waren, so ersetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es scheint ihnen überall gleich gut,
Das Land sie durchstreichen, das Volk sie mit Gaunereien beschleichen,
So betrügen sie die Menschheit, sie rauben aber nicht mit Öffentlichkeit.

126 Kaiserl. Privilegia und Sanctiones für Schlesien VI, zum Jahre 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

Tod u. Spielmann